UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01792824 3

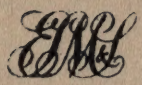
Unser Österreichisch-Ungarischer Bundesgenosse im Weltkriege

Erinnerungen

aus meiner vierjährigen Tätigkeit als bevollmächtigter deutscher General beim k. u. k. Armeeoberkommando

von

A. von Cramon
Generalleutnant a. D.



Zweite, durchgesehene Auflage
7. bis 8. Tausend
Mit 5 Skizzen im Text

Berlin 1922
Verlegt bei E. S. Mittler & Sohn

Alle Rechte aus dem Gesetz vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.
Copyright 1920 by E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

LIBRARY
AUG 2 1972
UNIVERSITY OF TORONTO

D
539
C6
1922

Vorwort.

Die von mir während des Weltkrieges gemachten Aufzeichnungen waren ursprünglich nur für meine Familie und einen Kreis guter Freunde bestimmt.

Wenn ich mich trotzdem entschlossen habe, sie mit einigen Einschränkungen der Öffentlichkeit zu übergeben, so geschah es auf die vielseitig an mich gerichteten Bitten ernster Persönlichkeiten, meine Erlebnisse der Mit- und Nachwelt nicht vorzuenthalten.

Durch ein gnädiges Geschick auf einen Posten gestellt, von dem aus ich, wie wenige, die Ereignisse des größten aller bisherigen Kriege zu beobachten und an ihnen teilzunehmen bestimmt war, von dem aus ich mitarbeiten und mitwirken durfte an ungezählten Verhandlungen und Vorbereitungen von Operationen aller Art, und der mir die Möglichkeit bot, tiefe Einblicke zu tun in das weitverzweigte Gebiet militärischer Erwägungen und Entschlüsse, wie politischer Verhältnisse und diplomatischer Machenschaften, Einblick zu tun in die Herzen und Seelen Hoher und Höchster Personen, glaube ich vorurteilsfrei und unparteiisch die Dinge schildern zu können, wie sie sich zugetragen haben.

Frei von jeder Sucht, Sensationen zu bringen, und in der glücklichen Lage befindlich, weder mich verteidigen noch jemanden angreifen zu müssen, habe ich mich bemüht, niemandem zuliebe, aber auch niemandem zuleide die ungeschminkte Wahrheit zu sagen.

Mögen meine Erinnerungen mit dazu beitragen, späteren Geschichtsschreibern ein unparteiisches Urteil zu erleichtern.

Berlin, Februar 1920.

Der Verfasser.

Vorwort zur 2. Auflage.

Meine Erinnerungen haben eine Fülle von Zuschriften zur Folge gehabt. Ich darf hier Gelegenheit nehmen, allen denen zu danken, die mein Bestreben, sachlich zu bleiben, anerkennen. Mitteilungen, die sich auf von mir geschilderte Vorgänge beziehen und neues Material enthalten, sind bei der Neuauflage verwertet worden. Mein Urteil über einzelne Persönlichkeiten habe ich nur dann zu ändern vermocht, wenn die mir zugegangenen Darlegungen mich tatsächlich überzeugten.

Eine ganze Reihe von Zuschriften beschäftigte sich ausschließlich mit meinem Urteil über Kaiser Karl und stellte die Behauptung auf, ich hätte mein Buch lediglich zu dem Zweck geschrieben, den letzten Habsburger auf dem Throne völlig unmöglich zu machen. Diese Annahme ist irrig; ich bestreite keinen Augenblick, daß ich den Anschluß Deutschösterreichs an das Deutsche Reich aufrichtig und von ganzem Herzen wünsche und gebe mich auch der Hoffnung hin, daß meine Schilderung der Verhältnisse dazu beigetragen hat, das in mancher Hinsicht schiefe Urteil über die Leistungen unseres Bundesgenossen im Weltkriege richtig zu stellen. In diesem Sinne habe ich möglicherweise für den Anschluß gewirkt. Daß ich mein Urteil aber über einzelne Persönlichkeiten und insbesondere über Kaiser Karl absichtlich auf diese Wirkung zugeschnitten habe, trifft unter keinen Umständen zu. Verschiedene Veröffentlichungen, die nach dem Erscheinen meines Buches herauskamen, geben meiner Schilderung des Kaisers Karl nicht nur Recht, sondern beweisen auch, daß ich ohne Beeinträchtigung der Wahrheit in vielen Fällen eine wesentlich schroffere Darstellung hätte wählen können.

So sehr ich es an sich begreife, wenn überzeugte österreichische Monarchisten meiner Schilderung des Kaisers Karl widersprechen, so entschieden muß ich es bestreiten, daß ich aus Rücksicht auf den monarchischen Gedanken die Tatsachen hätte anders darstellen müssen. Meine Absicht, ein nach bestem Wissen und Gewissen wahres Buch zu schreiben, wäre dadurch in das Gegenteil verkehrt worden. Ebensowenig konnte ich mich veranlaßt sehen, meine Absicht überhaupt aufzugeben, weil sie ohne die Erwähnung dem Kaiser Karl abträglicher Vorkommnisse undurchführbar war. Ich habe nicht den geringsten Grund, mein Verhalten von der Rücksicht auf Kaiser Karl abhängig zu machen. Mit vollem Vertrauen und allerbestem Willen habe ich meine dienstlichen Aufgaben zum Wohle Österreich-Ungarns und seines Herrschers zu erfüllen getrachtet; mit aller Kraft habe ich mich gegen die Erkenntnis gesträubt, daß Kaiser Karl ein unehrliches Spiel spielte und mich dazu ausersehen hatte, dieses Spiel durch die Weitergabe unaufrichtiger Erklärungen an meinen Kaiser und die Oberste Heeresleitung zu decken Das Band, das mich an Kaiser Karl knüpfte, zerriß in den Tagen der Sixtusaffäre — gewiß nicht durch meine Schuld, denn nicht ich, sondern der Kaiser mißbrauchte das Vertrauen. Es ist wahrscheinlich, daß ich von allen diesen Dingen geschwiegen hätte, wenn das Verhältnis zwischen Österreich-Ungarn und Deutschland während des Krieges von anderer Seite zutreffend und sachlich dargestellt worden wäre. Da dies nicht geschah, wohl aber verschiedene tendenziös aufgemachte Darstellungen das klare Bild verwirrten, habe ich gesagt, was ich zu sagen wußte.

Berlin, im Januar 1922.

Der Verfasser

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort III

Vorwort zur II. Auflage IV

Einleitung . . . . . 1—4

Die Karpathenschlacht . . . . . 5—10

Offensive zum Entsatz von Przemysl. — Kritische Lage der k. u. k. Front.

Gorlice—Tarnow. April bis Juni 1915 . . . . . 11—19

Entschluß der O. H. L. zur Durchbruchsschlacht. — Voller Erfolg des ersten Angriffs. — Starker russischer Widerstand. — Wiedereroberung Lembergs.

Fortsetzung der Offensive gegen Rußland. Juli/August 1915 . . . . . 19—26

Bulgarien bleibt neutral. — Italiens Kriegserklärung. — Conrad und Falkenhayn. — Kämpfe zwischen Bug und Weichsel.

Österreichisch-ungarische Offensive gegen Luzk—Rowno. August bis November 1915 . . . . . 27—30

Anlage der Offensive. — Versagen des Nordflügels. — Das deutsche Korps Gerok. — Bedauerliches Ende der Offensive.

Serbien. September 1915 bis April 1916 . . . . . 30—53

Verhandlungen mit Bulgarien. — Schwierigkeiten in der Befehlsfrage. — Einigung mit Bulgarien. — Beginn der Offensive. — Verlauf der Offensive. — Meinungsverschiedenheiten zwischen den Heeresleitungen. — Frühjahr 1916. Schreiben Falkenhayns. — Conrad für eine gemeinsame Offensive gegen Italien. — Deutschland und Österreich-Ungarn. — Angriff auf Montenegro. — Zerwürfnis zwischen Conrad und Falkenhayn. — Conrad erneut für Offensive gegen Italien. — Streit zwischen Österreich-Ungarn und Bulgarien. — Beilegung des Streites. — Südslawische und Balkanfragen.

Asiago—Luzk. April bis Juni 1916 . . . . . 53—66

Conrad entschließt sich, Italien allein anzugreifen. — Die österreichische Offensive gerät nach großem Anfangserfolg ins Stocken. — Russische Entlastungsoffensive. — Zusammenbruch der österreichischen Verteidigung. — Einsatz deutscher Verstärkungen. — Gründe und Folgen der Niederlage.

Seite

Der Kampf um den Oberbefehl. Sommer 1916 . . . 66—73

Verschiedene Vorschläge der O. H. L. — Generalfeldmarschall v. Hindenburg Oberbefehlshaber der Nordostfront. — Conrad gegen den einheitlichen Oberbefehl.

Rumänien. August bis Dezember 1916 . . . . . 73—85

Entente-Verhandlungen mit Rumänien. — Falkenhayn und Conrad. — Starke militärische Inanspruchnahme Deutschlands. — Operationspläne und Beginn der Operationen. — Hermannstadt und Kronstadt.

Der Tod des Kaisers Franz Joseph. 21. November 1916 85—88

Privataudienz bei Kaiser Franz Joseph. — Erkrankung und Tod des Kaisers. — Die Bundestreue des alten Kaisers.

Kaiser Karl . . . . . 88—98

Kaiser Karl als Thronfolger. — Kaiser Karl gegen das Armee-Oberkommando. — Einflüsse auf Kaiser Karl. — Kaiser Karl und der Krieg. — Der uneingeschränkte U-Bootkrieg.

Conrads Enthebung. Februar 1917 . . . . . 98—107

Erzherzog Friedrich. — Conrad als Soldat und Führer. — Conrad und der einheitliche Oberbefehl. — Das A. O. K. unter Conrad.

Neue Leute und die Amnestie . . . . . 107—115

Koerber, Clam Martinitz, Seidler und Tisza. — Kaiserbegegnung in Homburg. — Amnestie-Erlaß. — Bekanntwerden eines Handschreibens an Kaiser Wilhelm.

Rußlands Zusammenbruch. Herbst 1917 . . . . . 116—120

Frontpropaganda. — Frieden durch Wien. — Kerenski-Offensive. — Die Bolschewiki-Regierung.

Die polnische Frage . . . . . 120—126

Das selbständige polnische Heer. — Austro- oder germano-polnische Lösung. — Hinausschieben der Entscheidung.

Der Durchbruch bei Tolmein. Oktober 1917 . . . . 126—135

Vorbereitung der Offensive. — Von Tolmein zum Piave. — Differenzen über das Belassen deutscher Truppen in Italien. — Einfluß der Kaiserin. — General v. Arz.

Seite

Brest-Litowsk und andere diplomatische Verhandlungen. Winter 1917/18 . . . . . 135—151

Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen mit Rußland. — Czernin und Trotzki. — Verhandlungen mit der Ukraine. — Verhandlungen mit Rumänien. — Polen. — Einmarsch nach Rußland. — K. u. k. Truppen für den Westen. — Lage in Österreich-Ungarn.

Der Sixtusbrief und andere Krisen. April/Mai 1918 151—164

Pressefehde zwischen Wien und Paris. — Der Entwurf zum Parmabrief. — Czernins Entlassung. — Folgen des Parmabriefes. — Kaiserfahrt nach Spa. — Czernin und der Sixtusbrief.

Die Piaveschlacht. Juni 1918 . . . . . 164—173

Zerfiattern der ursprünglichen Angriffsidee. — Die Offensive scheitert. — Ursachen des Mißerfolges. — Conrads Verabschiedung.

Der Zusammenbruch. Herbst 1918 . . . . . 173—199

Friedensfragen. — Friedensbedürfnis Österreichs. — Kaiser Wilhelm an Kaiser Karl. — Zusammenbruch Bulgariens. — Innere Auflösung der Donaumonarchie. — Das Manifest Hussareks. — Wilsons Antwort. — Haltung der ungarischen Truppen. — Die letzte Schlacht. — Absage an das Deutsche Reich. — Die Folgen der Andrassy-Note. — Auflösung der Front. — Die letzten Tage des A. O. K.

Schlußwort . . . . . 200—201

Personenverzeichnis . . . . . 202—205

Verzeichnis der Skizzen.

1. Gorlice—Tarnow 16
2. Feldzug gegen Serbien 35
3. Luzk 60
4. Rumänien 83
5. Tolmein 129

Einleitung.

Das VIII. Armeekorps, dessen Generalstabschef ich war, sollte im Jahre 1914 Kaisermanöver haben und vor seinem Allerhöchsten Kriegsherrn wie einer größeren Anzahl hoher Gäste — darunter auch der König der Belgier — die Probe seiner Kriegstüchtigkeit erbringen. Die Vorbereitungen hierzu waren im Gange, im Juni wohnten der Kommandierende General, Exzellenz von Tülff, und ich Truppenbesichtigungen bei, kurz, es ging alles seinen ruhigen Friedensgang, als die Kunde von dem fluchwürdigen Attentat auf das österreichisch-ungarische Thronfolgerpaar in Serajewo die Welt durcheilte.

Ich war mehrere Jahre Chef der österreichischen Sektion im Großen Generalstabe gewesen und daher mit den inneren Verhältnissen der Donaumonarchie ziemlich gut vertraut; mir stiegen sofort schwere Bedenken auf, ob das ruchlose Verbrechen nicht Veranlassung zu ernsten Verwicklungen geben würde. Die Donaumonarchie hätte sich selbst aus der Zahl der Großmächte gestrichen, wenn sie keine Sühne für die Bluttat gefordert hätte, die auf groß-serbische Hetzarbeit zurückzuführen war.

Als zunächst alles ruhig blieb, nahmen wir Soldaten an, die Diplomatie hätte einen Weg für einen Ausgleich gefunden. Ich war derart überzeugt, daß der Friede nicht mehr gefährdet wäre, daß ich im Juli mit einem kurzen Urlaub nach Schlesien fuhr. Auf der Reise dorthin las ich das Ultimatum, das Österreich-Ungarn an Serbien gestellt hatte. Es war mir nicht zweifelhaft, daß Serbien — gestützt auf Rußland — die Bedingungen des Ultimatums ablehnen und Deutschland bundestreu auf die Seite der Donaumonarchie treten würde. Ich beschleunigte daher meine Rückreise und kam gerade zurecht, um in Koblenz alle Maßnahmen zu treffen, die bei einer Mobilmachung dem VIII. Armeekorps zufielen.

Deutschland hat den Krieg weder gewollt noch heraufbeschworen; es strebte keine Vergrößerung seines Gebietes an, war über 40 Jahre der Hort des Friedens gewesen, hatte sehr viele günstige Gelegenheiten zu einem Präventivkrieg vorübergehen lassen und eine Politik getrieben, die alles eher als kriegerisch zu nennen war. Kaiser Wilhelm wollte als

Friedenskaiser leben und sterben; es wurde allgemein bekannt, wie schweren Herzens er seine Zustimmung zur Mobilmachung gegeben hatte.

Ich habe 13 Jahre dem Generalstab angehört, in den verschiedensten Dienststellungen alle möglichen Gebiete bearbeitet und müßte auf meinem Wege doch wohl einmal einer kriegerischen Absicht Deutschlands begegnet sein; ich kann es aber vor Gott und der Welt bezeugen, daß ein Angriffskrieg in keiner der Mobilmachungsarbeiten vorgesehen war. Alles galt der Verteidigung gegen Angriffe unserer Feinde, und ich weiß genau, daß selbst ein Verteidigungskrieg dem Generalstabschef, Generaloberst v. Moltke, gegenüber der voraussichtlichen feindlichen Übermacht sehr bedenklich erschien. Die Entente weiß das alles ebensogut wie wir; sie behauptet das Gegenteil, um den uns aufgezwungenen Schandfrieden begründen zu können. Das gleiche gilt für unseren Einmarsch in Belgien. Man zeige mir ein Gesetzbuch der Welt, das Notwehr mit Strafe belegt. Frankreich und England hätten die belgische Neutralität ebenso wenig geachtet, wenn wir ihnen nicht zuvorgekommen wären.

Da der Hieb die beste Parade ist, war für den Fall eines uns aufgezwungenen Krieges der sofortige Einmarsch in Belgien und Luxemburg vorgesehen. Das VIII. Armeekorps hatte Luxemburg zu besetzen und sich dann als rechtes Flügelkorps der 4. Armee des Herzogs Albrecht von Württemberg anzugliedern. Die Luxemburger waren zunächst über die ungebetenen Gäste wenig erfreut, sahen aber das Unsinnige eines Widerstandes ein und fanden sich mit den Tatsachen ab. Ihr Verhältnis zu den Deutschen wurde rasch ein gutes, bewahrte das Land vor jedem Schaden und brachte ihm durch die deutscherseits gezahlten Entschädigungen recht erhebliche Vorteile.

Ganz anders sah es in Belgien aus. Die namentlich durch die Geistlichkeit fanatisierte und im Frieden mit Verteidigungsmaßnahmen vertraut gemachte Bevölkerung benahm sich äußerst feindselig; viele brave Soldaten sind Anschlägen der Bevölkerung zum Opfer gefallen. Es ist kein Wunder, daß bisweilen Vergeltung geübt wurde.

Siegreich drang das VIII. Armeekorps auf dem rechten Flügel der 4. Armee in Feindesland ein und erreichte unter dauernden Kämpfen den Marne-Abschnitt bei Vitry le François. In verlustreichem Ringen war der Feind erneut geworfen, wir hatten bereits den Verfolgungsbefehl gegeben, als in der Nacht zum 9. September der gänzlich unerwartete und geradezu erschütternde Befehl zum Rückzug bei uns einging. Ich will mich nicht vermessen, über Dinge, die ich nicht zu übersehen vermochte, ein abschließendes Urteil zu fällen. Nach allem aber, was mir bisher bekannt geworden ist, muß mir der Rückzug — dieser Grundstein für alles spätere Unglück — als unberechtigt erscheinen. Die Franzosen nennen ihn das

„Marne-Wunder"; für uns bedeutete er den Wendepunkt. Der Krieg konnte nicht mehr gewonnen werden, wenn er deshalb auch nicht verloren zu werden brauchte.

Ich habe dann die Stellungskämpfe des VIII. Armeekorps in der Champagne mitgemacht, bis mir am 23. Oktober 1914 das Kommando über die 3. Kavallerie-Brigade übertragen wurde. Ein langwieriges Leiden hinderte mich, das Kommando anzutreten; ich mußte mich einer Operation unterziehen, die Professor Garré, der beratende Chirurg des VIII. Armeekorps, an mir vollzog. Diesem vortrefflichen Manne verdanke ich es, daß ich später eine Stellung bekleiden konnte, die zu den — wenn auch verantwortlichsten —, so doch interessantesten gehörte, die es überhaupt gab.

General v. Freytag-Loringhoven, der bekannte Militärschriftsteller, war zu Beginn des Krieges als „Bevollmächtigter General der deutschen Obersten Heeresleitung" in das Hauptquartier unseres österreichisch-ungarischen Verbündeten kommandiert worden. Ende Januar 1915 wurde er Generalquartiermeister des deutschen Heeres, und ich sein Nachfolger. Am 27. Januar meldete ich mich in Teschen beim k. u. k. Armee-Oberkommando.

S. Kais. Hoheit dem Erzherzog Friedrich, dem Oberkommandierenden des österreichisch-ungarischen Heeres, war ich nicht unbekannt, hatte ich ihn doch bei verschiedenen Kaisermanövern getroffen. General Freiherr Conrad v. Hötzendorf, der Chef des k. u. k. Generalstabes, war mein alter Gönner aus der Zeit, da ich ihm bei seiner ersten Meldung bei Kaiser Wilhelm als Ehrendienst beigegeben war. Ich traf ferner im Hauptquartier den mir von früher gleichfalls gut bekannten und sehr geschätzten Militärattaché, Major Graf Kageneck, und meinen Neffen Fritz v. Rothkirch, Hauptmann im Generalstabe des Feldheeres, der den erkrankten Nachrichtenoffizier vertrat und mir zu meinem Bedauern nur kurze Zeit unterstellt blieb. So kam ich gleich in einen Kreis guter Bekannter, was mir meine Stellung ganz wesentlich erleichterte.

Es wäre aber höchst undankbar von mir, wollte ich nicht betonen, in wie hervorragend freundlicher und kameradschaftlicher Weise ich von den österreichisch-ungarischen Herren aufgenommen wurde. Ich bemerke dies besonders deshalb, weil ich im Verlauf meiner Schilderungen zeigen muß, daß ich nicht mit allem, was schwarz-gelb war, einverstanden sein konnte.

Meine Aufgabe im verbündeten Hauptquartier war es, die deutsche Oberste Heeresleitung zu vertreten, Verbindung zu halten, die guten Beziehungen zwischen den beiden hohen Dienststellen zu pflegen, über die Ereignisse zu melden und zu berichten, aber auch auf Maßnahmen und Vorkommnisse aufmerksam zu machen, die nach meinem Dafürhalten deutschen Interessen zuwiderliefen. Diese Aufgabe war nicht immer leicht; Grundbedingung war, daß ich auf beiden Seiten Vertrauen genoß. Ich halte es

für meine Ehrenpflicht, hier festzustellen, daß es mir in weitestem Umfange geschenkt wurde.

In der ersten Zeit beschränkte sich meine Tätigkeit auf Berichte über militärische Ereignisse, über die ich durch den Stellvertreter des Generalstabschefs, Feldmarschall-Leutnant v. Hoefer, unterrichtet wurde. Später erweiterte sie sich in ganz unerwarteter Weise. Eine besonders schätzenswerte Unterstützung hierbei wurde mir durch den Nachfolger des Hauptmanns v. Rothkirch, Major Fleck, zuteil, der von der dritten deutschen Armee zu uns kommandiert wurde und mir durch seine ganze Persönlichkeit, wie durch seine ausgezeichneten Leistungen ein sehr lieber und vertrauter Gehilfe geworden ist. Nicht minder treu unterstützten mich die später zu mir kommandierten Rittmeister v. Wallenberg und Hauptmann v. Steuben. Da Major Fleck über alle Ereignisse unterrichtet war und unterrichtet werden mußte, so habe ich ihn zum Mitarbeiter für meine Erinnerungen gewählt.

So möge denn das Buch seine Reise in die Öffentlichkeit antreten. Es wird manchem viel, aber jedem etwas bringen und Dinge erklären, die bisher dunkel und unverständlich gewesen sind. Es ist mein ganz besonderes Streben gewesen, ungeschminkte Wahrheit zu berichten.

Ich übergehe die Ereignisse des Jahres 1914 im Osten, weil ich sie nicht miterlebte, und wende mich unmittelbar der Lage zu, wie ich sie bei Antritt meines Kommandos vorgefunden habe.

Die Karpathenschlacht.

Januar bis März 1915.

Das Jahr 1914 hatte den Verbündeten an keiner Stelle einen entscheidenden Erfolg gebracht; man stand im Westen zwar tief in Feindesland und hatte im Osten dem russischen Massensturm Halt geboten, war aber an beiden Fronten gebunden und im Entschluß nicht völlig sein eigener Herr. An der serbischen Front war anfänglicher Erfolg sogar in das Gegenteil umgeschlagen. Der Feind dort war aber selbst derart erschöpft, daß für die nächste Zeit kaum etwas zu befürchten stand.

Den Verbündeten war mit einer Gesamtlage, die die Dinge mehr oder weniger in der Schwebe hielt, nicht gedient; sie brauchten einen Erfolg, der ihnen an einer Front die Hände frei machte, das schwankende Italien und Rumänien einschüchterte oder zum Anschluß bewog. Das Bedürfnis nach kurzer Ruhe mußte vor der Besorgnis, kostbare Zeit zu verlieren, in den Hintergrund treten.

Die beiden Heeresleitungen waren sich hierüber vollkommen einig. Nur in bezug auf Italien gingen die Ansichten auseinander.

General v. Conrad, der stets mit den Italienern als Feinden gerechnet hat, glaubte, daß man in Rom spätestens Ende März zum Losschlagen bereit sein und über die Besetzung der umstrittenen Gebiete hinaus offensiv um die Entscheidung kämpfen würde. General v. Falkenhayn war der Ansicht, daß Italien sich seine Neutralität durch territoriale Zugeständnisse würde abkaufen lassen. Dieser Gegensatz in den Auffassungen ist begreiflich; Wien stand zu Rom stets anders als Berlin; so oft Wien vor allzu großem Vertrauen auf die italienische Bundestreue gewarnt hatte, so oft war man in Berlin davon überzeugt gewesen, daß Erinnerungen aus der Vergangenheit den klaren Blick für die Gegenwart trübten. Auch Fürst Bülow wirkte ja in dieser Richtung; er arbeitete angeblich mit guten Aussichten an einem Ausgleich. Daß dieser nach Lage der Dinge nur auf Kosten Österreich-Ungarns geschah und geschehen konnte, und daß man in Berlin Land des Verbündeten gegen unsichere Werte eintauschen wollte, hat damals in Wien vielfach Verstimmung hervorgerufen.

Wie dem auch sei, Anfang 1915 konnte weder Wien noch Berlin die sichere Gewähr übernehmen, daß es mit seiner Auffassung im Recht war.

Man mußte sich also auf den schlimmsten Fall einrichten und damit rechnen, daß zu den bisherigen Feinden demnächst neue hinzutreten würden.

Das Jahr 1914 hatte schwere Opfer gekostet; Österreich-Ungarn hatte voll zu tun, um die entstandenen Lücken zu schließen, Deutschland vermochte mit Neuformationen erst im Februar 1915 auf den Plan zu treten. Warten wollte und konnte man nicht; man mußte sich also zunächst mit Truppen begnügen, die man aus den Fronten herauszog. Die Westfront war hinter Gräben und Drahthindernissen erstarrt; die Südfront ruhte in beiderseitiger Erschöpfung; es lag daher nahe, im Osten reinen Tisch zu machen. Das war auch deshalb gegeben, weil die österreichisch-ungarische Armee allein kaum imstande war, den überlegenen russischen Druck derart aufzuhalten, daß man unbesorgt um die Ostfront anderen Zielen nachgehen konnte.

Ende Dezember 1914 hatte sich Conrad in diesem Sinne geäußert und um deutsche Verstärkungen gebeten. Im Januar 1915 fand eine Besprechung der Generalsstabschefs in Berlin statt: Deutschland stellte vier neue Korps auf, konnte zur Zeit aber nicht mit Sicherheit voraussagen, ob ihr Einsatz im Westen notwendig oder im Osten möglich sein würde. Sollte man sich für den Osten entscheiden können, so käme eine Operation aus Ostpreußen heraus oder gemeinsam in Richtung Sambor—Przemysl in Frage. In Betracht gezogen wurde ferner eine Verstärkung der österreichischen Karpathenfront durch Teile der deutschen 9. Armee, die aber zunächst den Druck gegen den Südflügel der ihr gegenüberstehenden Russen fortzusetzen hätte.

Der Angriff der 9. Armee fuhr sich fest, die Karpathenfront trat damit in den Vordergrund. Man einigte sich in zum Teil nicht ganz reibungslosen Verhandlungen, in die auch die verschiedene Auffassung hinsichtlich Italiens hineinspielte, dahin, daß alle irgendwie verfügbaren k. u. k. Truppen und eine neugebildete Südarmee unter General v. Linsingen der Karpathenfront zum Angriff zugeführt werden sollten. General Ludendorff war ursprünglich als Generalstabschef dieser Armee in Aussicht genommen und hat als solcher auch die ersten Verhandlungen mit dem A. O. K. geführt. Es hat wenig gefehlt, so wäre er damals unter den Oberbefehl Conrads getreten. Generalstabschef der Südarmee wurde dann Oberst v. Stolzmann.

Falkenhayn hat dem Angriff an der Karpathenfront nicht gerade begeistert zugestimmt und verschiedentlich seine Bedenken geäußert, daß man des Kampfes im Gebirge ungeübte deutsche Truppen gerade dort und noch dazu im tiefen Winter einsetzen wollte. Er stellte schließlich seine Bedenken zurück. Wie der Feldmarschall v. Hindenburg sich äußerte, hatte „Hannibal im Winter sogar die Alpen bezwungen".

Conrad vertrat die Karpathenoffensive — abgesehen von der Notwendigkeit eines Waffenerfolges als politische Rückwirkung auf Italien und Rumänien — aus Sorge um Przemysl. Es ergab sich die verkehrte Situation, daß eine Festung für die Operationen der Feldarmee örtlich und zeitlich maßgebend wurde. Przemysl war nur bis Ende März versorgt, weil das Feldheer sich beim ersten Entsatz aus der Festung verpflegt, und man die Bestände nicht ausreichend ergänzt hatte. Man mußte also möglichst auf dem nächsten Wege und tunlichst rasch zu Hilfe kommen. Die Festung als solche war dabei ziemlich Nebensache; sie barg aber eine starke und tapfere Besatzung, die man nicht verlieren durfte; ihr Fall konnte zudem als wirksames Lockmittel und Beweis für die militärische Schwäche der Mittelmächte auf die noch schwankenden Neutralen entscheidend rückwirken.

Das Festhalten an der Festung beim letzten Rückzug war ein Fehler gewesen; er rächte sich jetzt und erzwang als gewaltsame Korrektur eine Operation, die für ihr Gelingen auf einen bestimmten Tag eingestellt war und durch ein Gebirgsgelände führte, in dem nicht nur der Feind, sondern Schnee und Eis ein gewichtiges Wort mitsprachen.

Auf den Verlauf der Karpathenoffensive kann hier nur in großen Zügen eingegangen werden.

Der Erfolg wurde zunächst durch gleichzeitiges Vorgehen der 3. Armee Boroevic und der deutschen Südarmee angestrebt, erstere in gerader Richtung auf die Festung, letztere zunächst in den Raum von Stryj, um von dort je nach Bedarf nach Westen oder Osten einzudrehen. Dieser erste Versuch war schon Anfang Februar als gescheitert anzusehen. Die nebeneinander vorgehenden Armeen konnten sich nicht gegenseitig entlasten, weil keine im Verhältnis zur anderen wesentlich bessere Kampf- und Geländebedingungen vorfand, und zu einem flankierenden Eingreifen die Querverbindungen fehlten. Die Truppe war an dem Mißerfolg sicher nicht schuld; ganz abgesehen von der zähen Verteidigung der Russen setzten meterhoher Schnee, klirrender Frost und vereiste Berghänge auch der opferwilligsten Tapferkeit unüberwindliche Hindernisse entgegen. Die Karpathen haben damals neben stolzem Heldenmut sehr viel tiefstes Menschenelend gesehen. Die Stände der Divisionen gingen beängstigend rasch herunter. Der ausschließlich frontale Ansatz dieses ersten Angriffs war falsch.

Die Hoffnung der Karpathenfront wurde dann die Armeegruppe Pflanzer-Baltin, die seit dem 25. Januar südöstlich von ihr durch die Bukowina im Vorgehen war und den Widerstand freilich nicht ganz vollwertiger russischer Truppen rasch zu brechen gewußt hatte; sie sollte durch weitere Kräfte verstärkt über Dolina vorstoßen und den eisigen Karpathenriegel von rückwärts öffnen. — Auch dieser Versuch scheiterte; die Bahn-

verhältnisse verzögerten den Transport, die Verstärkungen waren nicht ausreichend, die Russen warfen kampfkräftige Truppen auf ihren bedrohten Flügel, Pflanzer wurde zunächst aufgehalten, dann zurückgedrückt.

Auch ein erneuter Angriff an der eigentlichen Karpathenfront, dessen Hauptträgerin die zwischen der Südarmee und Boroevic gebildete 2. Armee Böhm-Ermolli wurde, drang nicht durch. Er zersplitterte sich bei der 3. Armee in Teilunternehmungen, bei der 2. Armee war auf schmalem Raum eine zunächst wirklich stoßkräftige Masse vereinigt. Feind und Winter forderten ihre Opfer, die Stoßkraft schmolz dahin und versiegte schließlich ganz. Der Gesamtangriffsraum der 2. und 3. Armee war zu breit, um einen derart schwierigen Vorstoß dauernd nähren zu können. Przemysl fiel nach heldenhaftem Widerstand!

Der letzte Angriff wäre besser ganz unterblieben. Die Kämpfe der vorangegangenen Wochen hatten zur Genüge gezeigt, daß die Absicht der Heeresleitung sich mit der Leistungsfähigkeit der Truppe nicht in Einklang bringen ließ. Selbst wenn alle zum Angriff angesetzten Verbände in Güte und Ausbildung auf einer Stufe gestanden, selbst wenn die Führer aller Grade an allen Stellen voll ihre Pflicht getan hätten, — gegen die Tücken des Winters gab es kein wirksames Mittel, und mit dem stetigen Anwachsen der russischen Abwehrkräfte konnten die Mittelmächte nicht Schritt halten. Die Truppe an der Front hatte das Aussichtslose ihrer Anstrengungen früher eingesehen als die Heeresleitung. Mancher Befehl zum Angreifen ist eben Befehl geblieben. Conrad neigte dazu, seine Operationen losgelöst von der Truppe zu durchdenken; er befahl gewissermaßen über diese hinweg und übersah, daß jeder Entschluß erst durch die lebendige Kraft der Masse zur Tat wird. Eine Truppe, der man dauernd mehr zumutet, als sie beim besten Willen zu leisten vermag, verliert die Lust und das Vertrauen, und so sind in den Karpathen auch Werte zu Grabe getragen worden, deren Schwinden sich als Versagen der Truppe äußert.

Aus der Offensive zum Entsatz von Przemysl hatte sich die Karpathenschlacht entwickelt, aus der russischen Abwehr entwickelte sich der Durchbruchsversuch in die ungarische Ebene. Die eigene Front begann zu wanken.

Um den Einbruch nach Ungarn zu verhindern, stellte Deutschland das Beskidenkorps unter General v. der Marwitz zur Verfügung. Auf dem rechten Flügel der dritten Armee eingesetzt, brachte es den russischen Ansturm zum Stehen und gewann im Gegenangriff verlorenes Gelände zurück. Gegen die zweite Armee stießen die Russen mit ungebrochener Kraft weiter vor; die Front begann auch hier nachzugeben.

Der Angriff durch die Karpathen wäre zum mindesten nicht in eine hoffnungslose Defensive umgeschlagen, wenn die Befehlsstellen an der

Front nicht vielfach versagt hätten. Es wurde vor allem immer wieder der Fehler begangen, einen gar nicht angegriffenen Frontabschnitt nur deshalb für unhaltbar anzusehen, weil der Nachbar eine Schlappe erlitten hatte. Daß der an schmaler Stelle durchgebrochene Feind beide Flanken dem Gegenangriff preisgibt und darum wirksam gefaßt werden kann, wurde übersehen und freiwillig Stellung und taktischer Vorteil aufgegeben. Die deutschen Truppenführer besaßen in dieser Hinsicht bestimmt die besseren Nerven und den ruhigeren Blick.

Bei den österreichisch-ungarischen Verbänden besserten sich die Dinge, als Conrad rücksichtslos gegen einige Kommandanten vorging, nachdem ihn der von der Front gekommene Fürst Windischgrätz in nicht mißzuverstehender Weise darüber aufgeklärt hatte, daß die Waffenehre der Armee auf dem Spiele stände.

„Wenn ein lokaler Mißerfolg eines Truppenteils zum Aufgeben der Stellungen ganzer Divisionen und Korps führt, und solche Erscheinungen mit bloßem Bedauern hingenommen werden, so steht zu erwarten, daß die Zuversicht der höheren Führung in die Standhaftigkeit der Unterkommandanten und Truppen leidet. Die Besorgnis, daß da oder dort nicht standgehalten wird, lähmt die Entschließungen und macht die Verfolgung jedes positiven Zieles unmöglich*)."

Während der Karpathenkämpfe zeigten sich ferner bei nichtdeutschen Truppen die ersten Folgen der nationalen Verhetzung. Die Verluste waren groß, Marschformationen mußten sie ausgleichen, mit ihnen kam der Verrat an die Front. „Durch die Marschformationen aus tschechischen Landesteilen ist der Wert einzelner Stammregimenter derart gesunken, daß ihre unberechenbare Haltung im Gefecht eine Gefahr für die Nachbartruppen bildet*)." Das Prager Inf. Regt. Nr. 28 schmolz innerhalb von 24 Stunden von 2000 auf 150 Mann zusammen; es wurde „ohne auch nur einen Schuß abzugeben von etwa einem russischen Bataillon gefangengenommen oder eigentlich aus der Stellung abgeholt*)". Das Regiment wurde damals aufgelöst; es ist im Jahre 1919 in den tschechischen Kämpfen gegen die Ungarn sich selber treu geblieben und auch dort weggelaufen. Die Erziehung zum Verrat war zu sorgfältig und tiefgehend! Auch der rumänische Ersatz wurde unzuverlässig; es konnte einwandfrei festgestellt werden, daß rumänische Hetzpriester den jungen Rekruten vor ihrem Abmarsch aus der Heimat den Eid abgenommen hatten, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit überzulaufen.

Um die Truppe zu retten, mußte damit begonnen werden, den national

*) Erlaß des A. O. K. vom März 1915.

unzuverlässigen Ersatz auf die ganze Armee zu verteilen. Das deutsche und magyarische Element wurde damit immer ausgesprochener zum Rückhalt für das Heer, es trug die Hauptlast und wurde dorthin gestellt, wo besonders harte Arbeit zu verrichten war.

Das Armeeoberkommando in Teschen erlebte schwere, sorgenvolle Wochen. Von der Front kamen eigentlich nur noch schlechte Nachrichten. Wenn der Hughes-Apparat einen Offizier zur Empfangnahme einer Meldung rief, so folgten ihm die Gedanken mit der bangen Frage: was wird er diesmal bringen, neue Sorgen oder endlich einmal etwas Gutes? Eine ungeheure Spannung lag in der Luft; immer wieder wanderten die Gedanken von anderer Arbeit fort an die Karpathenfront, man dachte kaum an anderes, man sprach kaum von anderem. Und zu allem noch das drohende Eingreifen Italiens und Rumäniens!

Je größer die Gefahr wurde, desto stärker wurde das Verlangen nach deutscher Unterstützung. Es äußerte sich verschieden; die einen forderten in offenem Unmut deutsche Truppen: Österreich-Ungarn hätte im Herbst 1914 Preußisch-Schlesien gerettet, nun müßte Deutschland Ungarn retten. Die Marneschlacht wäre nicht Schuld der Monarchie, und der Osten dürfte nicht dauernd das Stiefkind der Obersten Heeresleitung bleiben. Andere sahen die erschreckenden Verluste und die unglückseligen Folgen nationaler Wühlarbeit; Zweifel am Ausgang des ganzen Krieges regten sich; die Sorge um die Karpathenfront wurde zur Sorge um das Vaterland überhaupt. Wieder anderen wurde es unsagbar schwer, die Notwendigkeit deutscher Truppenhilfe zuzugeben; der berechtigte Stolz auf das k. u. k. Heer kämpfte mit dem Zugeständnis, der Unterlegene zu sein. Selbst der treueste Verbündete brauchte nicht zu erfahren, daß Österreich-Ungarns Truppen vor einem Niederbruch standen.

Die Verbindung zwischen Teschen und Mezières, dem deutschen Hauptquartier, war damals noch recht locker. Das Oberkommando verkehrte am liebsten ohne Vermittelung mit der Obersten Heeresleitung, deren Vertreter daher meist nur die Oberfläche der Dinge erfuhr. In den sorgenvollen Tagen der Karpathenschlacht änderte sich das. Die deutschen Offiziere sahen und hörten die Nöte der Kameraden, ich besprach mit Conrad den Ernst der Lage und trat seit dieser Zeit als anerkannter Vermittler zwischen ihn und den deutschen Generalstabschef.

Geschehen mußte etwas! In Frage kam nur eine örtliche Unterstützung durch deutsche Truppen oder eine Entlastungsoffensive an anderer Stelle.

Gorlice – Tarnow.

April bis Juni 1915.

Seit Wochen hatte der Russe von allen Fronten Verstärkungen herangezogen, rücksichtslos hatte er immer wieder frische Kräfte ins Feuer geschickt, auch seine Verluste wurden riesengroß, die Munitionserzeugung konnte mit dem Verbrauch nicht mehr Schritt halten, der Mannschaftsersatz wurde knapp und die Kampflust allmählich geringer. Alles das wußten wir, weil der Russe die große Freundlichkeit hatte, seine Radiomeldungen in uns verständlicher Form zu geben. Es hatte daher in den zusammenfassenden Beurteilungen der Feindlage durch die damit besonders beauftragten Organe mit einiger Sicherheit der Nachweis geführt werden können, daß der Angreifer an einer anderen Front auf nicht gleichwertige Kräfte stoßen und die Russen in einer schwierigen Ersatz- und Munitionslage treffen würde.

Der Südostflügel kam nicht in Frage, weil die Bahnverbindungen dorthin zu schlecht waren und einen raschen Aufmarsch verhinderten. Die deutsche Ostfront lag dem Brennpunkt der Kämpfe zu fern; ein dort erkämpfter Erfolg brauchte Zeit, um bis an die Karpathen zu wirken. Die günstigsten Vorbedingungen bot die Front Gorlice—Tarnow. Die russischen Linien bogen westlich der Karpathen scharf fast nach Norden um. Ein hier erfolgreich durchgeführter Stoß traf unmittelbar Flanke und rückwärtige Verbindungen der Karpathenfront. Die im Gebirge angehäuften russischen Massen konnten erst mit der Zeit in neuer Richtung angesetzt werden, ihre Bewegungen erschwerte das schwierige Gelände. Gleiche Überlegung hatte bereits zu einem Vorstoß bei Gorlice geführt (unter dem späteren Generalstabschef Arz v. Straussenburg); ungenügende Kräfte verhinderten damals einen Erfolg.

Die Entlastung der Karpathenfront durch eine Offensive bei Gorlice lag sozusagen in der Luft, als sie im April von Teschen aus angeregt wurde.

Am 1. April 1915 ging an die deutsche O. H. L. folgendes Telegramm ab:

„2. Armee, erneut angegriffen und an verschiedenen Stellen eingedrückt, geht — weil vordere Linie nicht zu halten — in die ungefähre Linie Virava—Uszocker Paß zurück. Die Flügel bleiben in Höhe der Nebenarmeen. Exz. Conrad ist weitere Unterstützung mehr denn je erwünscht, und zwar entweder durch eine deutsche Division zu seiner Verfügung zum Stützen der 2. Armee oder durch Offensive stärkerer Kräfte gegen Flanke und Verbindungen des russischen Angriffs aus Richtung

Gorlice. Offensive auf Ostflügel (Pflanzer) unter augenblicklichen Verhältnissen mit Rücksicht auf Transportschwierigkeiten unmöglich."

gez. Cramon.

Dieses Telegramm hatte folgende Vorgeschichte: Ich hatte, veranlaßt durch ungünstige Nachrichten über die 2. Armee, erneut mit Conrad gesprochen. Dieser hatte deutsche Hilfe erbeten. Ich betonte, daß deutsche Truppen zu rein defensiver Verwendung kaum verfügbar gemacht werden würden; etwas anderes wäre es, wenn die Lage durch eine Offensive geändert werden könnte. Conrad erwiderte: an eine Offensive wäre zur Zeit gar nicht zu denken; man müßte froh sein, die Russen von Ungarn fern halten zu können.

Bald nach diesem Gespräch ließ mich Conrad nochmals rufen: ich hätte vorhin von Offensive gesprochen; falls Falkenhayn für diesen Zweck etwa vier deutsche Divisionen freimachen könnte, so würde ein Angriff gegen die Front Gorlice—Tarnow außerordentlich aussichtsvoll sein und die Lebensadern der russischen Karpathenfront durchschneiden.

Am 4. April antwortete mir Falkenhayn:

„Die Frage eines kräftigen Vorstoßes aus Gegend Gorlice in Richtung Sanok beschäftigt mich seit längerer Zeit. Die Ausführung hängt von der allgemeinen Lage und Bereitstellung der nötigen Kräfte — vier Armeekorps — ab. Große Schwierigkeiten bereitet wahrscheinlich die geringe Leistungsfähigkeit der Bahnen auf Tarnow und über Neu-Sandec. Immerhin wäre es mir lieb, bald von Ihnen einen Vorschlag zu erhalten, wie Sie sich die Operation denken. Angaben über die Leistungsfähigkeit der Bahnen, Möglichkeit, auf dortigen Wegen unsere Fahrzeuge zu gebrauchen, dürfen nicht fehlen."

gez. Falkenhayn.

Völlig unabhängig vom A. O. K. war die deutsche O. H. L. bei ihren Erwägungen über die Lage im Osten ebenfalls auf Gorlice gekommen. Sie dachte dabei nicht nur an die Entlastung der Karpathenfront, die sich als Nebenwirkung ganz von selbst einstellen mußte, sondern darüber hinaus an den großen Schlag, der im Osten freie Hand schaffen sollte. Sie sprach daher nicht von vier Divisionen, sondern von vier Armeekorps.

Die Richtigkeit dieser Auffassung wird dadurch bewiesen, daß Conrad in den ersten Tagen des April, bevor er die Pläne Falkenhayns im einzelnen kannte, eine völlig andere große Operation im Osten vorschlug; er wollte beide Flügel der Russenfront angreifen, im Norden aus Ostpreußen heraus, im Süden aus dem Raume der Armee Linsingen und Pflanzer-Baltin. Daraus erhellt zur Genüge, daß er den Stoß bei Gorlice als eine taktische Maßnahme im engsten Zusammenhang mit der Karpathenfront

auffaßte und unabhängig davon Operationen erwog, die sich gegen die russische Gesamtfront richten sollten. Erst mit Mitte April gewann auch für ihn Gorlice die Bedeutung, die ihm Falkenhayn von Anfang an zugedacht hatte.

Es gibt in jeder Lage nur einige wenige wirklich gangbare Lösungen, an der Ostfront bot sich im Frühjahr 1915 eigentlich nur diese eine. Sie wurde nicht wie der Stein der Weisen von einem einzigen gefunden, sondern drängte sich allen denen auf, die, über die Verhältnisse bei Feind und Freund unterrichtet, nach einem Ausweg aus der Sackgasse der Karpathenschlacht suchten. Conrad hat Gorlice als erster offiziell genannt, Falkenhayn machte aus Gorlice die große Offensive*). Wem es Freude bereitet, der möge nun auf Heller und Pfennig ausrechnen, wie groß der Anteil des einen im Verhältnis zum anderen ist.

Am 6. April sandte ich mit Kurier die von Falkenhayn geforderten Angaben: Vier deutsche Korps unterstützt durch die k. u. k. Truppen der betr. Front reichen aus, um die Russen zwischen Gorlice und Tarnow (etwa 56 000 Gewehre) zu durchbrechen. Für den Antransport stehen die Bahnen Krakau—Tarnow (36 Hundertachser), Oderberg—Teschen—Sucha—Neu-Sandec und Teschen—Abos—Neu-Sandec (je 10 Hundertachser) zur Verfügung. In acht Tagen kann der Aufmarsch beginnen. Nach Wegnahme des Wisloka-Abschnittes hat der rechte Flügel auf Dukla, die Mitte aus Krasno, der linke Flügel auf Przemysl vorzugehen oder nach Norden zu sichern. Erwünscht ist deutsches Kommando und möglichst starke Ausstattung mit Haubitzen.

Die Anschlußarmeen haben den Feind demonstrativ zu beschäftigen und, sobald er abbaut, sofort nachstoßend zu verfolgen.

Die O. H. L. schloß sich den Ausführungen im wesentlichen an; Mitte April begann nach einer Schlußbesprechung in Berlin der Antransport der deutschen Truppen.

Die schweren Opfer der Karpathenschlacht sollten nun doch nicht umsonst gebracht sein! Die österreichisch-ungarischen Karpathenkämpfer, die deutsche Südarmee und das Beskidenkorps können mit Stolz und vollem Recht behaupten, daß ihre Tapferkeit im Angriff und Ausharren dem lange nachwirkenden großen Sieg von Gorlice die Wege ebnen half.

Gorlice sollte die erste große im vollen Sinne gemeinsame Operation der Verbündeten werden. Die Angriffsfront lag im Befehlsbereich des Armeeoberkommandos Teschen und auf dem Boden der Donaumonarchie; die Anregung kam aus Teschen, der Angriff selbst verfolgte als erstes Ziel die Rettung Ungarns, seine Durchführung bedurfte deutscher Truppen. Die vereinbarte Befehlsgliederung trug dem Rechnung: die eigentliche Angriffs-

*) In verschiedenen Veröffentlichungen wird der k. u. k. Feldeisenbahnchef als „Vater der Gorlice-Offensive" bezeichnet. Das ist durchaus irrig und mag darauf zurückzuführen sein, daß ich vertraulich mit ihm über Transportmöglichkeiten sprach, bevor der Entschluß der O. H. L. endgültig feststand.

front erhielt einen deutschen Oberbefehlshaber, der dem Armee-Oberkommando Teschen unterstand. Alle operativen Weisungen gingen von Teschen aus, auch die deutsche O. H. L. war gegebenenfalls an diesen Weg gebunden.

Hatte Gorlice den erhofften Erfolg, so mußte mit der Zeit die ganze Russenfront südlich der Weichsel und, wenn man weiterdachte, auch die Lage nördlich des Stromes beeinflußt werden. Gorlice wuchs damit über seinen zunächst auf den Befehlsbereich Teschen beschränkten Rahmen weit hinaus und wurde zur Aufgabe einer „Obersten Kriegsleitung". Diese hätte die einzelnen Armeen an der Ostfront selbstverständlich nicht selbst geführt, sondern lediglich Direktiven gegeben. Teschen hätte über die gleiche Machtbefugnis verfügt und gleiche Verantwortung getragen wie bei der tatsächlich vereinbarten Regelung. Niemandes Ruhm wäre geschmälert, niemandes Macht über Gebühr beschnitten und niemandes Entschließen eingeengt worden.

Außer dem Osten gab es noch eine Westfront. Die Ereignisse dort konnten nur von einer „Obersten Kriegsleitung" in ihrer Rückwirkung auf den Osten zutreffend eingeschätzt werden. Auch aus diesem Grunde fiel Gorlice aus dem Rahmen des Teschener Befehlsbereiches heraus; seine Durchführung erforderte dauernde Rücksicht auf die Gesamtlage. Die Ansichten der beiden Heeresleitungen konnten im gegebenen Augenblick auseinandergehen; es mußte dann eine Stelle geben, die befehlen konnte und nicht auf zeitraubende Verhandlungen angewiesen war.

Der große Erfolg, der sich an Gorlice knüpfte, hatte zur Folge, daß man ihn als Beweis für die Zweckmäßigkeit der damaligen Befehlsregelung ins Treffen führte und die harmonische Zusammenarbeit gar nicht genug zu rühmen vermochte. Aber erstens war diese Zusammenarbeit keineswegs immer harmonisch, und zweitens haben spätere Ereignisse klar bewiesen, daß die für Gorlice vereinbarte Form für die Durchführung eines so gewaltigen Krieges eben nicht ausreichte. Die Entente ist durch Mißerfolge unter sehr viel schwierigeren Verhältnissen und größeren Gegensätzen zum einheitlichen Oberbefehl gekommen, die Mittelmächte haben sich durch Erfolge zu dem Trugschluß verleiten lassen, die fallweise Einigung könnte den dauernden Oberbefehl ersetzen, und sich mit dadurch um den Endsieg gebracht.

Die Wahl des deutschen Armeeführers war eine durchaus glückliche. Exz. v. Mackensen war nicht nur ein sehr guter Soldat, sondern wie geschaffen für eine Dienststellung „unter zween Herren". Er gehört zu den Menschen, die man lieb gewinnen muß, in deren Mund auch das Nein noch freundlicher klingt wie bei anderen das Ja. Seine elegante jugendlich frische Erscheinung, seine liebenswürdige und dabei doch bestimmte Art, sein verständnisvolles Eingehen auf anderer Leute Eigenart haben ihm in

Wien mit einem Schlage die Herzen erobert. Es gibt keinen deutschen Führer, der ihm hierin gleichkommt. Woyrsch, Bothmer und Heye waren ähnlich beliebt wie er; Hindenburg war den Süddeutschen zu ernst und zu ehrfurchtgebietend, Falkenhayn zu unruhig und gewaltsam, Ludendorff zu kantig und hart. Für Mackensen hat man geschwärmt, und manches Bild zeugt noch heute von der Liebe, die er sich erworben.

Sein Generalstabschef war General v. Seeckt, der an der Westfront gezeigt hatte, wie auch eine stark ausgebaute Front durchbrochen werden kann. Auf seinen Erfahrungen von Soissons baute er den Angriff gegen Gorlice-Tarnow auf, ließ sich nicht drängen oder beirren und stellte die Maschine erst an, als alles bis aufs Letzte und Unscheinbarste in Ordnung war. Die sichere Ruhe der Vorbereitung hatte etwas Imponierendes, das bei der Truppe Vertrauen erzeugte. Sie hat ihm seine Sorgfalt, die den Sieg erleichterte und schwere Verluste vermied, durch Tapferkeit und Ausdauer gedankt.

Über tausend Geschütze hatten die russischen Stellungen am 2. Mai in Schutt und Trümmer zerschlagen, als die stürmende Infanterie den ersten Keil in die feindliche Front hineintrieb. Ich habe in Begleitung des Erzherzoglichen Oberbefehlshabers am 2. Mai der Schlacht von Gorlice, am 3. der von Tarnow beigewohnt, ich wurde Zeuge der Erstürmung des Ortes Gorlice durch deutsche Truppen, sah die unendlichen Brände der durch das Artilleriefeuer in Brand geschossenen Ölfelder, sah den nimmer endenwollenden Zug der russischen Gefangenen, bin aber auch Zeuge der Opfer geworden, die von den braven k. u. k. Kaiserjägern bei Tarnow gebracht wurden, als sie stürmend die monatelang verteidigten und bis zur Vollendung ausgebauten Stellungen der Russen eroberten. Der Russe gab nach, versuchte rückwärtige Stellungen zu halten, wurde erneut geworfen und verlor das Gelände bis zum San. Sehr bald wurden auch die Anschlußfronten locker; am 5. Mai konnte Boroevic, am 7. und 8. Mai Böhm-Ermolli und der linke Flügel Linsingen dem schrittweise weichenden Feind nachzustoßen beginnen. Auch über die Weichsel griff die Wirkung hinüber; am 10. Mai räumte der Russe seine Stellung an der Nida.

In wenigen Kampftagen war das erste Ziel der Offensive erreicht, und die Gefahr für Ungarn beseitigt. An richtiger Stelle angesetzt, sorgsam vorbereitet und glänzend durchgeführt, wurde der Stoß Gorlice-Tarnow der Ausgangspunkt für eine völlige Umgestaltung der russischen Front.

Nur wer die tiefe Depression nach der Karpathenschlacht miterlebt hat, kann so recht aus Herzensgrund empfinden, was Gorlice bedeutete: die Befreiung von schier unerträglichem Druck, ein Aufatmen nach schwersten Sorgen, wiedererwachte Zuversicht und lockende Siegesaussicht. Die

erste Fahrt des Deutschen Kaisers nach Teschen stand unter dem unmittelbaren Eindruck der Gorliceschlacht. Sie war mehr als ein höfischer Besuch, sie war die Verkörperung der Waffengemeinschaft, die sich aus schwierigster Lage doch wieder zum Erfolg durchgerungen hatte. Fahnen in den Farben der Verbündeten, jubelnde Begrüßungsrufe der Bevölkerung, klingende

Skizze 1. **Gorlice—Tarnow.**

Musik und ein wolkenlos strahlender Himmel. Wenn heute die Sehnsucht nach Verschmelzung zu einem Staat und einer Lebensgemeinschaft die Herzen der Deutschen durchzieht, so haben Gorlice und jener Tag in Teschen ihren Anteil daran; man empfand Wert und Bedeutung des Bündnisses wie etwas körperlich Greifbares und freute sich darüber, daß die österreichische Nationalhymne und „Deutschland über alles" derselben Melodie folgen.

Der Russe hatte unter dem ersten Eindruck seiner Niederlage den Entschluß gefaßt, Przemysl zu räumen und hinter die Dnjestr—Wiznia-Linie zurückzugehen. Wie aus einem Funkspruch vom 12. Mai zu ersehen war, änderte er seine Absichten: Przemysl und damit die Sanlinie sollten „aus politischen Gründen" unbedingt gehalten werden. Dazu mußte die südostwärts anschließende Front den Vormarsch der verbündeten Armeen in allgemeiner Richtung auf Lemberg zuverlässig zum Stehen bringen. Bereits im Abmarsch befindliche russische Kräfte wurden daher angehalten, teils nach Przemysl hineingeworfen, teils südöstlich davon eingesetzt. Außerdem begann man damit, von den anderen Fronten alle entbehrlichen Truppen in den Hauptkampfraum zu verschieben.

In der Bukowina hatten die Russen einen Angriff geplant. Auch hier ließen „politische Gründe" — die unmittelbare Nähe der abwartend zuschauenden Rumänen — den Entschluß zum Rückzuge hinter den Dnjestr aufgeben und die Durchführung der Offensive erforderlich erscheinen. Die verhältnismäßig schwache Armee Pflanzer bot Gelegenheit zu einem Erfolg, dessen weitere Auswertung gegen den Südostflügel der Verbündeten die Gesamtlage und Rumänien beeinflussen konnte. Auch hierfür war Vorbedingung, daß die österreichisch-ungarischen und deutschen Karpathentruppen festgehalten und am Eindrehen gegen Ost und Südost verhindert wurden; andernfalls wurde der russische Bukawinaangriff selbst umfaßt. Diese Überlegungen erklären die zähe, durch Gegenstöße unterstützte Verteidigung, die von den Armeen Linsingen, Böhm-Ermolli und Boroevic zu überwinden war. Um das Gelände südlich Stryj und um das Gebiet zwischen den Dnjestrsümpfen bei Sambor und Przemysl ist mit äußerster Erbitterung gekämpft worden. Es ist den Russen gelungen, unseren Vormarsch aufzuhalten und die Sanverteidigung gegen Süden zu sichern. Stryj wurde erst am 31. Mai genommen, und südöstlich Przemysl hielt sich der Russe bis zum Fall der Festung.

Am San war die russische Verteidigung mit Brückenköpfen auf dem westlichen Ufer geblieben. Schon am 14. Mai ging ihr Jaroslau verloren; die verbündeten Truppen faßten auf dem Ostufer festen Fuß. Als sich dieser Einbruch im Wetteifer zwischen deutschen und österreichisch-ungarischen Verbänden bedenklich erweiterte, setzten dort und im San-Weichsel-Winkel heftige russische Gegenangriffe ein.

Sie konnten an der Lage nichts Entscheidendes ändern; auch die durch verräterisches Versagen*) bei Sieniawa verschuldete Gefahr wurde durch die Kaltblütigkeit der Führung und die Tapferkeit der Truppe beschworen.

*) „Das Regiment 36 (Jungbunzlau) hat sich schmählich geschlagen; es hat sogar den vollen Anschein, daß direkt Verrat vorliegt. Es hat das anschließende Regiment 62 ins Unglück gebracht."

Die Festung Przemysl sollte ursprünglich vom linken Flügel der Armee Boroevic genommen werden. Das aus den Karpathenkämpfen nicht gerade rühmlich bekannte X. Korps sollte diese Aufgabe lösen. Es hat auch diesmal nichts Sonderliches geleistet. Przemysl fiel am 2. Juni, als die bayerische 11. Division von Nordwesten her in die Fortslinie eindrang; der Russe gab weiteren Widerstand als aussichtslos auf.

Wieder brauste Jubel durch das Land. Mackensen konnte dem Erzherzog Friedrich telegraphieren: „Euere K. H. bitte ich, Seiner Apostolischen Majestät zu melden, daß die 11. Armee ihm Przemysl zu Füßen legt."

Die nächsten Wochen brachten den Kampf um Galiziens Hauptstadt. In zäher Verteidigung vorbereiteter Stellungen versuchte der Russe, den Verlust Lembergs, das nach des Zaren Ausspruch „für immer eine russische Stadt" sein sollte, zu verhindern. Ortschaften und Höhen, die im September 1914 Österreich-Ungarn gegen russische Überlegenheit mannhaft hatten kämpfen sehen, wurden erneut der Schauplatz blutigen Ringens. Diesmal war der Sieg bei uns! Die deutsche Armee, deren Kräfte im Jahre 1914 für die Entscheidung an der Westfront freigehalten werden mußten, dankte dem Verbündeten den Rückenschutz gegen Rußlands Übermacht durch die Wiedereroberung galizischen Bodens. Gemeinsam brachen in Angriff und Abwehr die Armeen Böhm-Ermolli, Boroevic und Mackensen den Widerstand des Feindes und näherten sich der letzten Lemberg schützenden Stellung.

In harten Kämpfen hatte inzwischen die Südarmee die Räumung des südlichen Dnjestrufers erzwungen und bei Zurawno das Nordufer erreicht. Das Gros der Armee drehte ostwärts gegen Stanislau—Halicz ab, um gegen Flanke und Rücken der russischen Bukowinaarmee vorzugehen. In der Bukowina hatten die Truppen Pflanzers, von Osten und Norden angegriffen, im Mai hinter den Pruth und in die Linie Kolomea—Nadworna zurückgehen müssen. Am 7. Juni nahmen sie die Offensive ihrerseits auf, warfen den Russen ostwärts über die beßarabische Grenze und erreichten den Dnjestr bei Zaleszczyki und Nizniow.

In richtiger Erkenntnis der von dorther drohenden Gefahr setzte der Russe mit starken Gegenangriffen gegen die Südarmee ein. Es gelang ihm, ihren linken Flügel zurückzudrücken; vom rechten mußten Teile zur Unterstützung herangezogen werden und auf den Vorstoß über Halicz zunächst verzichten. Auch die Armee Pflanzer wurde durch Gegenangriffe zum mindesten am Vorrücken verhindert. Auf diese Weise vereitelte der Russe den Schlag gegen seinen Südostflügel und das Durchstoßen der Front südöstlich Lemberg. Halicz fiel erst am 30., Lemberg schon am 22. Juni. Bei Rawaruska und zwischen Zolkiew und Lemberg durch-

brochen, hatte der Feind Galiziens Hauptstadt aufgeben müssen; auch am unteren Tanew und westlich der Weichsel entschloß er sich zum Rückzug.

Wiederum konnte ich den Kämpfen bei Lemberg und dem Einzuge des Erzherzogs Friedrich in das zurückgewonnene Lemberg beiwohnen.

Der Jubel der Bevölkerung war unbeschreiblich und zeugte von dem damals noch treuen Festhalten Galiziens an der Donaumonarchie.

Aber auch die Hochrufe auf Deutschland und den Deutschen Kaiser wollten kein Ende nehmen, als man uns, die Vertreter der verbündeten Macht, in dem Siegeszuge erkannte. Heute denken die Polen hierüber anders.

Die am 2. Mai bei Gorlice begonnene Offensive war zu einem gewissen Abschluß gelangt; Przemysl und Lemberg waren unser, Galizien zum größten Teil befreit, die Stoßkraft des russischen Heeres wesentlich herabgemindert — aber trotz alledem Entscheidendes noch nicht erreicht. Sollte man hier aufhören oder den Stoß weiterführen? Die Gesamtlage war hierfür maßgebend, und mannigfache politische Erwägungen spielten dabei mit.

Fortsetzung der Offensive gegen Rußland.

Juli/August 1915.

Seit dem Frühjahr 1915 bildeten Italien und der Balkan den Gegenstand dauernder Verhandlungen zwischen den beiden Heeresleitungen. Falkenhayn blieb bei der Ansicht, daß Italien durch rasches Entgegenkommen zum mindesten für den Sommer zurückgehalten werden könnte. Kein Opfer wäre zu groß, wenn es den Endsieg sicherte, denn alle Zugeständnisse würden durch den Endsieg rückgängig gemacht werden.

Conrad zweifelte an der Neutralität Italiens und an dem Wert der Verhandlungen; er wollte lieber sein Amt niederlegen, als auf die italienischen Forderungen eingehen; auch Deutschland müßte Opfer bringen und durch Verzicht auf Elsaß-Lothringen den Frieden herbeiführen helfen.

Andererseits war Conrad der Überzeugung, daß die Mittelmächte — vor allem die Monarchie — durch Italiens Eingreifen vor unlösbare Aufgaben gestellt werden würden; er lenkte daher schließlich nicht nur ein, sondern drängte das Ministerium des Äußeren zu möglichst raschem Abschluß mit Italien. Deutschland müßte dabei die Gewähr übernehmen, daß die von Rom erpreßten Zugeständnisse bei sich bietender Gelegenheit zurück-

gezogen würden. Ferner warf er die Frage auf, Österreich gegebenenfalls durch die Grafschaft Glatz und den Südteil von Schlesien zu entschädigen.

Gleichzeitig erörterte er dem Außenminister gegenüber die Möglichkeit einer Einigung mit Rußland durch Vermittlung einer neutralen Macht: Österreich gibt Ostgalizien bis zum Dnjestr und zum San auf und erhält dafür freie Hand gegen Serbien, Montenegro und Albanien; Rußland werden Rumänien und Bulgarien als Einflußsphäre zugesichert sowie der möglichst unbestrittene Alleinbesitz des Bosporus und der Dardanellen. Deutschland hätte zwischen Wien und Konstantinopel zu wählen, falls es die Türkei nicht fallen lassen wollte.

Was den Balkan anbetrifft, so brachte das A. O. K. neuen Unternehmungen auf diesem Kriegsschauplatz nach dem unglücklichen Ausgang des serbischen Feldzuges kein besonderes Interesse entgegen. Die Anregung zu einer gemeinsamen Offensive gegen Serbien ging von Falkenhayn aus, der den Weg zur Türkei zu öffnen trachtete. Nur so konnten ihr zu weiterem Widerstand Munition und Heeresgerät zugeführt werden; andernfalls war im Hochsommer, spätestens im Herbst der Niederbruch am Goldenen Horn zu erwarten. Ein Feldzug gegen Serbien war ohne Teilnahme Bulgariens schwer zu führen; darum bemühte sich Falkenhayn seit Anfang 1915, mit Sofia zu einem Abkommen zu gelangen.

Conrad glaubte nicht recht an den Erfolg dieser Bemühungen und hielt es für wahrscheinlicher, daß Bulgarien mit Rumänien und Serbien eine Koalition eingehen, sich selbst gegen die Türkei wenden und den neuen Bundesgenossen die Donaumonarchie überlassen würde. Er hat trotzdem aber zugestimmt, daß im April 1915 ein gemeinsamer Schritt der Mittelmächte in Sofia unternommen wurde.

Die in Erwartung eines Anschlusses Bulgariens zwischen den Heeresleitungen geführten Verhandlungen gingen bis in die Einzelheiten der militärischen Vorbereitungen gegen Serbien; schon damals beantragte das A. O. K. einen österreichischen, die O. H. L. einen deutschen General als Oberbefehlshaber.

Feldmarschall v. der Goltz, der aus Konstantinopel über Sofia eingetroffen war, schilderte die Stimmung in Bulgarien als den Mittelmächten günstig; zudem würde die Türkei die Rückendeckung Bulgariens gegen Rumänien und Griechenland übernehmen und zu diesem Zweck rund 100 000 Mann zur Verfügung stellen können.

Tatsächlich stand Bulgarien damals auch mit der Entente in Verhandlungen; es antwortete ausweichend und erklärte schließlich, daß es zur Zeit über eine wohlwollende Neutralität nicht hinausgehen könnte. Damit wurde der Feldzug gegen Serbien fürs erste unmöglich.

Inzwischen war es immer wahrscheinlicher und endlich Gewißheit ge-

worden, daß Italien nicht am Losschlagen verhindert werden konnte. Es erklärte im Mai an Österreich-Ungarn den Krieg.

Deutschland stellte für die Verteidigung Tirols das Alpenkorps zur Verfügung und außerdem drei Divisionen, die entsprechende k. u. k. Truppen an der serbischen Front frei machten. Die Pickelhauben hatten dort gleichzeitig die Aufgabe, den Rumänen ad oculos zu demonstrieren, daß sie bei einem Vorgehen gegen Ungarn auch auf deutsche Truppen stoßen würden.

Sollten die Verhältnisse das Einstellen der Offensive gegen Rußland erzwingen, so sollte die Dnjestr—San-Linie gehalten und alle verfügbaren Kräfte nach Falkenhayns Vorschlag gegen Serbien, nach Conrads Meinung gegen Italien eingesetzt werden. Der eine hoffte eben weiter auf den Anschluß Bulgariens und die Rettung der Türkei, den anderen zog es gegen die „Katzelmacher". Eine Entscheidung dieser Fragen wurde zunächst unnötig. Der Balkan blieb ruhig und dank der unverständlich zaghaften Führung Cadornas und der Tapferkeit österreichisch-ungarischer Truppen*) konnte die Lage auch an der Südwestfront mit einiger Zuversicht beurteilt werden.

Italien war also k e i n Grund, die Offensive im Osten abzubrechen; es hat sich die spätere russische Waffenhilfe bei Luzk im Sommer 1916 damals wahrlich schlecht verdient. — Die Weiterführung der Angriffe war nur mit deutschen Truppen möglich. Brauchte die Westfront diese Truppen oder konnte sie noch länger sich selbst überlassen bleiben? Falkenhayn entschied sich nach einigem Zögern für den Osten!

Man hat ihm vielfach aus diesem Zögern ganz zu Unrecht einen Vorwurf gemacht und darin Mangel an Entschlußfähigkeit sehen zu müssen geglaubt.

Eine Oberste Heeresleitung kann nicht frisch-fröhlich über ihre Truppen verfügen wie ein Generalkommando über seine Divisionen. Die Folgen einer Fehlentscheidung können verhängnisvoll sein. Man denke nur an die Zusammenhänge zwischen der Marneschlacht und der Vogesenoffensive, wo zwecklose Angriffe den Abtransport zur Verstärkung des rechten deutschen Flügels verzögerten, oder an Asiago und Luzk im Jahre 1916. Man wird dann das „Zögern" begreifen.

Die Offensive konnte aus der Gegend von Lemberg nach Osten oder nach Norden weitergeführt werden. In beiden Fällen brauchte sie eine zuverlässige Sicherung der offenen Flanke. Gegen Osten bildeten der Bug und die Nebenflüsse des Dnjestr gut verwendbare Sicherungsabschnitte;

*) Die südslawische Bevölkerung erfaßte „eine tiefgehende Erregung, die in dem Wunsche gipfelte, daß die k. u. k. Truppen kroatischer und slowenischer Nationalität im Kampf gegen Italien Verwendung finden möchten".

gegen Norden war das Gelände frei, dort stand auch der größere Teil des russischen Heeres. Die Offensive gegen Osten befreite Galizien ganz, bedrohte die fruchtbarsten Gebiete Rußlands und konnte Rumänien zum Eingreifen an unserer Seite ermuntern; der Stoß nach Norden warf die russische Weichselstellung um, zog fast das ganze Heer in die Niederlage hinein und versprach statt der zweifelhaften Hilfe Rumäniens einen vollen Sieg über Rußland. Man entschied sich mit Recht für den Norden.

Wenn der Stoß zwischen Bug und Weichsel nach Norden sich zu einem vollen Erfolg auswachsen sollte, mußte ihm vom Narew her das deutsche Ostheer die Hand zu reichen suchen. Die Zange, die sich damit um die Mitte der Russenfront legte, mußte von einer Hand bedient werden; nur eine Stelle konnte bestimmen, welcher Arm der Zange stärker oder schwächer angezogen werden sollte, um das ganze Werk gelingen zu lassen. Weil diese eine Stelle fehlte und durch viele ersetzt wurde, hat die Zange ihr Opfer schließlich doch nicht erwischt.

Es ist ein folgenschweres Versäumnis, daß die Entscheidung für die Fortführung der Offensive nicht auch die Geburtsstunde einer „Obersten Kriegsleitung" geworden ist. Man blieb beim „Vereinbaren" und bei der beruhigenden Versicherung „bundesbrüderlicher Gemeinsamkeit". Als ob diese an sich ja sehr schönen Dinge einen Krieg gewinnen könnten!

Anfang Mai war ein Teil der deutschen O. H. L. mit dem Generalstabschef dem Kaiser in das neue Hauptquartier Pleß gefolgt. Kaum eine Stunde Fahrt im Kraftwagen trennte nunmehr die beiden höchsten Kommandostellen, und es begann ein reger Gedankenaustausch in wechselseitigem Verkehr.

Die beiden Generalstabschefs konferierten am liebsten allein, ohne daß die wesentlichsten Punkte ihrer Besprechung sofort zu Papier gebracht wurden. Hinterher stellte sich dann wiederholt heraus, daß die Ansichten über Ausgang und Erfolg der Besprechung auseinandergingen. Es blieb verschiedentlich sogar auf der einen oder anderen Seite der wenig angenehme Eindruck zurück, das Mißverstehen wäre nicht bedauerlicher Zufall, sondern bewußtes Ausweichen. Auf beiden Seiten keimte das Mißtrauen auf, daß das gesprochene Wort des anderen nicht unter allen Umständen Geltung behielte.

Conrad und Falkenhayn waren an sich sehr starke Gegensätze, und ihrem Verhältnis zueinander fehlte die ausgleichende Vermittlung gegenseitiger Sympathie*).

*) Auch äußerlich traten die Gegensätze in Erscheinung. Mit rasender Geschwindigkeit stürmte der Kraftwagen des deutschen Chefs von Pleß nach Teschen; neben dem Führer saß Falkenhayn mit der unvermeidlichen Zigarre, das scharf geschnittene kluge Gesicht von der Autobrille halb verdeckt, die hohe schlanke Gestalt im schützenden

Conrad stand wie auf ererbtem Boden, er war der Generalstabschef, und Österreich-Ungarn konnte sich damals noch keinen anderen an diese Stelle denken. Er hatte in langen Jahren des Kampfes gegen sachliche und persönliche Gegner das rasch vorwärtsstürmende Tempo verloren und bei aller weit ausgreifenden Führerphantasie allem Geschehen und jeder Enttäuschung gegenüber die Ruhe zu wahren gelernt.

Falkenhayn hatte in — weiß Gott! — schwerer Stunde mit schnellem Entschluß die Leitung übernommen; er glaubte an sich, aber das Heer glaubte noch nicht an ihn. Er mußte mit Widerständen rechnen und befand sich seinem sprühenden Temperament entsprechend eigentlich immer im Angriff. Er wollte sich durchsetzen und bedurfte dazu eines Erfolges.

Conrad war nach seinem eigenen Eingeständnis in der Debatte dem lebhaften Falkenhayn nicht gewachsen; er gab es dann auf, im Wortgefecht seine Ansichten durchzusetzen, und behielt sich die letzte Klärung durch schriftliche Ausführungen vor. Falkenhayn verließ sich auf den mündlichen Weg und war sehr erstaunt, wenn in einer Rücksprache Erledigtes schriftlich erneut und anders angeschnitten wurde. So entstanden aus vermeintlich erfolgter Einigung neue Gegensätze, und in die sachliche Beurteilung mischte sich allmählich der — gewiß unberechtigte — Zweifel an der persönlichen Aufrichtigkeit des anderen.

Die beiden Männer haben nicht zueinander gepaßt!

Für die Offensive zwischen Bug und Weichsel wurde die Heeresgruppe Mackensen gebildet, der die unter General v. Linsingen neu aufgestellte Bug- sowie die 11. und 4. Armee angehörten. Die k. u. k. 1. Armee (Puhallo), die bisher nördlich der Weichsel gestanden hatte, wurde dort herausgezogen, hinter den Ostflügel der Heeresgruppe Mackensen geschoben und ihr unterstellt. Bei der Armeeabteilung Woyrsch blieb die Gruppe Koeveß.

Während dieser Neugruppierung, die sich durch alle möglichen Reibungen beim Transport der 1. Armee über Gebühr verzögerte, ruhte der Kampf nicht. Die Offensive brauchte Schutz gegen Osten; die Süd- und 2. Armee erkämpften ihn, indem sie bis zur Zlota Lipa und zum oberen Bug nachstießen. An der Hauptfront durfte dem Russen keine Zeit gelassen

---

Staubmantel. Mit kurzem Ruck hielt das Auto, Falkenhayn sprang heraus und begrüßte mit lebhaftem Wort den ihn erwartenden Conrad. Klein und zierlich, fast mädchenhaft zart wirkte die Figur des österreichisch-ungarischen Chefs; das kluge Gesicht mit dem weißen Schnurrbart bewegte ein nervöses Zucken der Mundwinkel und des einen Augenlids. Die Uniform war Kleidung und nicht Schmuck; nur selten zierte ein Orden das Grau der Bluse; selbst bei feierlicheren Gelegenheiten hat Conrad die Äußerlichkeiten vergessen. Und so standen sie dann nebeneinander — die beiden Männer, deren Entschlüsse Tausende in Bewegung setzten. Reiner Soldatentyp der eine, mehr Gelehrter als Soldat der andere, über dem einen noch etwas vom Schimmer der Leutnantsjahre, über dem anderen der Reiz durchgeistigter Arbeit.

werden, die Sicherung seiner Südflanke zwischen Bug und Weichsel durch Truppen und Stellungsausbau zu stärken; unter dauernden Kämpfen schoben sich unsere vordersten Linien in den Raum halbwegs zwischen der Landesgrenze und Cholm—Lublin vor. Starke russische Gegenangriffe westlich des Wieprz führten bei der 4. Armee in Gegend Krasnik zu vorübergehendem Geländeverlust. Nördlich der Weichsel drängten Woyrsch und Koeveß den Feind beiderseits der Bahn Kielce—Radom gegen den Strom zurück.

Um die russische Front vom Bug bis herauf zum Njemen legten sich dann die Klammern der gemeinsamen Offensive. Wollte der Russe seine Truppen in dem weit nach Westen gewölbten Bogen vor vernichtender Umfassung bewahren, so mußten dessen Eckpfeiler dem würgenden Griff standhalten. Darum verteidigte sich der Russe wie ein Verzweifelter. So oft er geworfen wurde, so oft setzte er sich wieder zu erneuter Abwehr. Die ungeheure Widerstandskraft des russischen Soldaten und die anerkannte Kunst der russischen Führung in der Leitung großer Rückzugsbewegungen leisteten Hervorragendes. Geschlagene Divisionen wurden durch Stellungen durchgezogen, in denen rasch aufgefüllte oder mit der Bahn herangeführte Verbände den nachdrängenden Feind vor eine neue Sperre stellten, um wenige Kilometer dahinter selbst wieder eine neue Sperre zu bilden. Drohte diese Sperrlinie doch zu zerreißen, so wurde, was irgendwie erreichbar war, im rücksichtslosen Gegenangriff der Gefahr entgegengeworfen. Auch die bisher sorgsam geschonte Garde wurde eingesetzt; der Zufall wollte es, daß Garde auf Garde stieß; die preußische blieb Sieger, so glänzend sich auch die russische schlug.

Es waren unendlich harte Kämpfe, die schwersten der ganzen Offensive, die im Juli und August den Weg über Cholm und Lublin nordwärts bahnten. Je weiter unsere Truppen vordrangen, desto günstiger wurde das Gelände für die feindliche Abwehr. In den sumpfigen Niederungen wurden die wenigen überhaupt gangbaren Straßen zu Dämmen und Engen, die, vom feindlichen Feuer beherrscht, oft nur nachts überwunden werden konnten. Aber alles Sichwehren und alle Zähigkeit halfen den Russen nichts. Am 26. August war Brest-Litowsk unser; der spätere Generalstabschef Arz verdiente sich dort als Führer des VI. Korps den Pour le mérite.

In der Mitte der Angriffsfront hatten die Russen inzwischen das westliche Weichselufer verloren; Warschau war am 5., Iwangorod am 8. August gefallen. Bereits am 28. Juli aber hatte Woyrsch zwischen diesen beiden Festungen den Uferwechsel erzwungen und sich gegen verzweifelte Gegenangriffe gehalten.

Östlich der Weichsel vor der 4. Armee stand der Russe damals noch südlich Lublin, die Stadt kam erst am 30. Juli in unsern Besitz. Dadurch

verschob sich die Wirkung der gemeinsamen Offensive. Der russische Frontbogen wurde zusammengedrückt, aber nicht abgeschnürt. Wollte man dieses Ziel noch erreichen, so mußten die beiden Angriffsflügel weiter ostwärts ausholen.

Auf dem rechten Angriffsflügel hatte die k. u. k. 1. Armee zunächst nur den Befehl, die Ostflanke durch Vorstoß auf Wladimir-Wolhynsk zu sichern. In dem Sumpf- und Waldgelände des Pripet-Quellgebietes östlich des Bug war die russische Front damals keine geschlossene; der Rückzug teils nach Norden, teils nach Osten hatte hier eine Lücke entstehen lassen. Als nun Mitte Juli die 1. Armee über den Bug vorstieß, mußte der Russe annehmen, daß die Umfassung der Verbündeten auch gegen die Bahnen von Brest-Litowsk auf Kowel und Pinsk ostwärts ausholen wollte. Tatsächlich bestand diese Absicht nicht, weil das von Sumpfbächen und Flüssen wie ein Spinnennetz durchzogene Gelände die Bewegungen stärkerer Kräfte auszuschließen schien. Die Karte hat hier getäuscht, es wäre doch möglich gewesen. Freilich hätten dann so starke Kräfte über den Bug gehen müssen, daß sie den russischen Widerstand r a s c h hätten brechen können.

Den Feind veranlaßte die ihm scheinbar drohende Gefahr, die Lücke nach Möglichkeit zu schließen; er zog vor der 2. Armee Truppen heraus, verschob sie in die Gegend südöstlich Wladimir-Wolhynsk und führte von Nordosten zunächst Kavallerie, dann auch Infanterie heran.

Die 1. Armee konnte anfangs nur mit Brückenköpfen auf dem andern Bugufer Fuß fassen, hatte dauernde Gegenangriffe abzuwehren und kam erst vorwärts, als mit Fortschreiten der Mackensen-Front ihr linker Flügel auch westlich Wladimir-Wolhynsk den Bug überschritt. Wladimir-Wolhynsk wurde am 4., Kowel am 24. August von uns besetzt.

Um diese Zeit waren aber die Russen bereits auf Brest-Litowsk zurückgedrängt, der Bogen hatte sich fast völlig verflacht, sein südlicher Eckpfeiler war noch nicht umgestoßen.

Das Armeeoberkommando Teschen und General v. Linsingen hatten wiederholt vorgeschlagen, auch mit dem rechten Flügel der Angriffsgruppe Mackensen über den Bug zu gehen. Die O. H. L. war darauf nicht eingegangen, weil sie sich von einem Vorgehen durch das Sumpfgebiet keinen nennenswerten Erfolg versprechen konnte und daran denken mußte, Truppen für andere Fronten frei zu machen. Als dann schließlich doch Teile der Bugarmee dem weichenden Russen über den Fluß folgten, um gegen die Bahn östlich Brest-Litowsk vorzugehen, blieb die Einwirkung auf die Gesamtlage gering. Das Gelände verzögerte alle Bewegungen, der Feind wehrte sich nach Kräften, und die um Brest-Litowsk zusammengeballten russischen Massen konnten ostwärts abfließen.

Was die Hindenburgfront anbetrifft, so hatte die 10. Armee am

18. August Kowno genommen und war im Vorgehen gegen die Bahn Grodno—Wilna. Je schneller sie Gelände gewann, desto wirksamer bedrohte sie den Nordflügel der von Narew und Weichsel ostwärts weichenden Russen. Conrad regte aus diesem Grunde an, die 10. Armee möglichst stark zu machen, und erbot sich, zum Ausgleich Teile der k. u. k. 4. Armee, deren Frontraum sich erheblich verengert hatte, zur Armee des Prinzen Leopold von Bayern zu verschieben. Falkenhayn lehnte ab; das Abkommen mit den Bulgaren war seinem Abschluß nahe und sollte möglichst bald zu einer gemeinsamen Offensive gegen Serbien ausgenutzt werden. Dazu brauchte man Truppen. Erst wenn die Unternehmung gegen Serbien sich hinauszögern sollte, könnte er daran denken, der Njemengruppe weitere Kräfte zuzuführen. Es zogen ihn also Zukunftspläne von dem naheliegenden Ziel ab, den Erfolg an der russischen Front bis zum letzten Rest auszunutzen. Ferner sprach die Absicht mit, das Bündnis mit Bulgarien möglichst schnell durch eine gemeinsame Offensive so fest zu kitten, daß es als wirklich zuverlässiger Faktor eingestellt werden konnte.

So kam es, daß auch der nördliche Eckpfeiler des russischen Frontbogens nicht eingestoßen wurde. Der große russische Sack leerte seinen Inhalt nach Osten, und auf der Sehne des Bogens bildete sich eine neue Front.

Das russische Heer hatte seine schwerste Krise überstanden; es war in seinem ganzen Bestande erschüttert, aber noch nicht völlig niedergerungen.

Mit verhältnismäßig geringem Zuwachs an Kraft hatten die Verbündeten das Riesenwerk geleistet trotz Italien und trotz der wiedererwachten Westfront. Und der Ausgangspunkt für alles war Gorlice. Wer beweisen will, was Deutschland und Österreich-Ungarn gemeinsam zu leisten vermochten, kann an diesem Namen unmöglich vorübergehen. Er ist die Verkörperung der militärischen Stärke der Mittelmächte und zeigte klar und deutlich den Weg, der zum Siege führte: Zusammenfassen aller Kräfte zu einem Ziel. Man hat diese Bedeutung von Gorlice nicht voll gewürdigt; es folgten wohl Belgrad, Bukarest und Tolmein, aber auch Verdun, Asiago und die getrennten Operationen des Jahres 1918 im Westen und gegen Italien.

Mit der Eroberung von Brest-Litowsk fand die Gemeinsamkeit der großen Offensive ihr Ende. Die k. u. k. 4. Armee wurde durch den konzentrischen Vormarsch in der Front entbehrlich; sie wurde nach und nach herausgezogen und auf das Ostufer des Bug zur dort stehenden k. u. k. 1. Armee verschoben. Beide Armeen schieden aus dem Verbande der Heeresgruppe Mackensen aus. Das A. O. K. entschloß sich im Einvernehmen mit der O. H. L. dazu, sie offensiv in Richtung Rowno zu verwenden.

Österreichisch-ungarische Offensive gegen Luzk – Rowno.

August bis November 1915.

Ende August begann die östereichisch-ungarische Front mit ihrer Offensive; ihr lagen der Gedanke und die Absicht zugrunde, die Linie Zbruez—Rowno zu erreichen, Galizien ganz zu befreien und die russische Bahnverbindung Nord—Süd zu durchbrechen. Der Schwerpunkt lag auf dem Nordflügel, der an der Bahn Kowel—Rowno südostwärts vorstoßen sollte, angelehnt an das Sumpfgebiet, in dem Kavallerie mit schwacher Infanterie die Sicherung gegen Norden und Nordosten übernahm. Weiter südlich hatten Stoßgruppen der andern Armeen über Dubno, Brody, Tarnopol und Czortkow durchzubrechen.

Die Anlage dieser Offensive war durchaus zweckentsprechend. Bei der Durchführung versagte der Nordflügel vollständig. Seine Aufgabe war recht einfach: als der Angriff begann, stand ihm erheblich unterlegener Feind gegenüber, das russische XII. Korps mit Reichswehr und Kavallerie. Er war zu werfen, bevor er verstärkt werden konnte. Mit zusammengefaßter Kraft mußte man tief gestaffelt an der großen Straße auf Luzk durchstoßen; das Sumpfgelände jenseits der Bahn war als Flankenschutz, nicht aber für zeitraubende Umfassungen in Betracht zu ziehen.

Aus dieser einfachen Situation wurde ein strategisches Manöver. Mit dem Durchbruch auf Luzk fing es an; dann zerflatterte die Stoßgruppe, immer weiter ostwärts holte dafür die Umfassung aus, um sich an versumpften Abschnitten festzufahren. Reumütig kehrte man wieder zum Durchbruch zurück, verlor Zeit durch Hin- und Hermärsche, stieß auf inzwischen verstärkten Feind und drang nicht mehr durch. Darauf wieder zurück zur Umfassung; bis über den Goryn nördlich Rowno sollte sie ausgreifen. Erneute Märsche, erneuter Zeitverlust, weitere Verstärkung beim Feind. Schließlich wurde die Umfassung von Nordosten und Norden her selbst umfaßt. Am 12. September erging der Befehl, die Offensive einzustellen; die zwecklose Weisung, sie nochmals wieder aufzunehmen, erreichte die Fronttruppen nicht mehr. Russische Gegenangriffe über die vom A. O. K. 4 als unpassierbar bezeichnete Stubla erzwangen den Rückzug, der unter dauernden Kämpfen hinter den Styr führte mit Ausnahme eines Brückenkopfes östlich Luzk.

Die andern Armeen der österreichisch-ungarischen Front hatten inzwischen den Ikwa- und Sereth-Abschnitt erkämpft, darüber hinaus aber nicht vorzudringen vermocht. Anfang September begannen heftige Gegenangriffe der Russen; die Serethlinie mußte aufgegeben und an und hinter

die Strypa zurückgegangen werden. Die Ikwafront der k. u. k. 2. Armee wurde im wesentlichen behauptet.

Die stark gespannte Lage an der ganzen Front zehrte die vorhandenen österreichisch-ungarischen Kräfte auf; um die Lage auf dem Nordflügel wieder herzustellen, mußte deutsche Truppenhilfe erbeten werden.

Linsingen hatte am 16. September Pinsk erreicht. Die deutsche O. H. L. stellte zwei seiner Divisionen (Korps Gerok) zur Verfügung, erbat aber deutsches Kommando auch über den österreichisch-ungarischen Nordflügel. Das Armeeoberkommando stimmte dem zu, falls es selbst die Leitung behielte; es würde lieber auf die beiden deutschen Divisionen ganz verzichten, als die Leitung an Pleß abtreten. Man einigte sich dahin, daß Linsingen unter dem A. O. K. Teschen die Führung auch der 4. Armee übernahm.

Das deutsche Korps Gerok trat über Lubieszow—Okonsk nach Südosten an, während die am Stochod sichernde Kavallerie sich ostwärts gegen den Styr vorzuschieben begann. Am 22. und 23. September stürmten die Russen den Luzker Brückenkopf und gewannen über Luzk hinaus Boden. Am 26. überschritt Korps Gerok in Gegend Kolki den Styr, am gleichen Tage fingen die Russen an, über Luzk ostwärts hinter die Putilowka zurückzugehen. Die Bedrohung ihrer Nordflanke zwang sie dazu.

Die Lage auf dem Nordflügel war damit im wesentlichen wieder hergestellt. Gegen eine Weiterführung der Offensive auf Rowno und die von dort nach Norden laufende Bahn sprach das üble Gelände. Falkenhayn warnte vor allzuweit ausgreifenden Ideen und regte an, sich mit dem Gewonnenen zu begnügen. Am 29. wurde die Offensive im großen eingestellt. Linsingen behielt das Kommando über die k. u. k. 4. Armee bei.

Die Schuld an dem Mißerfolg des Nordflügels trägt allein die Führung; da Erzherzog Josef Ferdinand des Rätsels Lösung nicht zu finden verstand, hätte das A. O. K. eingreifen müssen. Aber auch Teschen wich vom geraden Weg ab und verirrte sich auf das Gebiet einer Sonderschlacht, die mit der übrigen Front gar nichts mehr zu tun hatte. Die andern Armeen standen längst siegreich an der Ikwa und am Sereth, als der Nordflügel immer noch vergeblich nach Umfassungsmöglichkeiten suchte. *Der Stratege verlor eine Schlacht, die ein tüchtiger General gewonnen hätte!* Für die Beurteilung des A. O. K. ist die Luzk—Rownoer Offensive von Bedeutung. Man findet hier auf kleinem Raum alles vereinigt, was der Führung den Erfolg versagt: mangelnde Fühlung mit der Front — Abirren vom taktischen Ziel um einer Idee willen, die nach Zeit und Raum abseits liegen bleiben mußte — starres Festhalten an dieser Idee und Ausschalten aller andern Rücksichten ihr zuliebe. An der italienischen Front hat sich das alles später im großen Rahmen wiederholt.

Conrad hat den Mißerfolg bei Luzk—Rowno mit der Hindenburg-Offensive auf Wilna verglichen. Auf dem Nordflügel der deutschen Front hatte im September ein neuer Angriff eingesetzt, der sich unter Sicherung gegen Dünaburg zu einer Umfassung gegen Wilna entwickelte. Diese Operation ist in Anlage und Durchführung eine der schönsten des ganzen Krieges; sie wurde um ihren letzten Erfolg gebracht, weil ihr die deutsche O. H. L. die erbetenen Verstärkungen nicht schickte. Ob sie nicht anders konnte, oder ob — wie vielfach behauptet wurde — Eifersüchteleien dabei eine Rolle spielten, kann hier nicht entschieden werden.

Richtig an dem Conradschen Vergleich ist allein die Tatsache, daß in beiden Fällen aus der Front zur Umfassung angesetzt wurde. Bei Rowno war die Umfassung ein zweckwidriger Umweg, der in den ersten Anfängen stecken blieb, bei Wilna der wirksamste Weg zum vernichtenden Sieg. Bei Rowno ging der Angreifer zurück, bei Wilna der Russe, und auch der Rückzug wäre ihm nicht geglückt, falls Hindenburg rechtzeitig Verstärkungen erhalten hätte. Rowno blieb russisch bis zum Kriegsende, Wilna fiel am 19. September 1915. Der Vergleich beweist eigentlich nur die unberechtigte Anwendung des Spruches vom solamen miseris . . . .

Nach den gemeinsam erkämpften Siegen von Gorlice bis Brest-Litowsk war die Offensive auf Rowno die erste rein österreichisch-ungarische Unternehmung. Sie endete mit der Bitte um deutsche Waffenhilfe. Man hatte vor einem anscheinend sicheren Erfolg gestanden und mußte nach wenigen Kampftagen, wie ein Offizier des A. O. K. sich ausdrückte, „schamlos" um Unterstützung bitten.

Dieser Ausgang war für beide Teile sehr zu bedauern. Er hat die Haltung der deutschen O. H. L. und die Stimmung in der deutschen Truppe nachhaltig beeinflußt. Die „schwarzgelbe Offensive" galt als Beweis dafür, daß man ohne den deutschen Verbündeten nichts Rechtes zustande brächte.

Sie verhinderte ferner infolge der sehr erheblichen Verluste, daß sich Österreich-Ungarn in verabredeter Stärke am Feldzug gegen Serbien beteiligte.

Mit den Ereignissen auf dem Nordflügel der österreichisch-ungarischen Front fanden die großen Kämpfe für längere Zeit ihr Ende. Man bezog Dauerstellung.

Im Oktober und November 1916 kam es noch zu einzelnen Kampfhandlungen im Sumpfgebiet am nördlichen Styr, wo das Versagen der ruthenischen 22. Inf.-Brigade ostpreußische Truppen in schwierige und verlustreiche Lage brachte, bei der k. u. k. 2. Armee in Gegend Aleksiniec und bei der Südarmee an der Strypa.

Im Dezember setzte eine Reihe heftiger russischer Angriffe gegen die 7. Armee ein, sowohl an der beßarabischen Grenze wie an der Strypa. Die Kämpfe dauerten bis in den Januar, änderten an der großen Lage aber nichts.

Serbien.

September 1915 bis April 1916.

Die Absicht, noch im Spätfrühling 1915 Serbien in die Knie zu zwingen und den Weg nach Konstantinopel zu öffnen, konnte wegen des Eintritts der Italiener in den Krieg und des Zauderns der Bulgaren, sich an die Seite der Mittelmächte zu stellen, wie ich schon zeigte, nicht verwirklicht werden. Dessenungeachtet arbeiteten Diplomaten und Militärs rastlos daran, Bulgarien und womöglich auch Rumänien auf unsere Seite zu ziehen.

Die Verhandlungen mit Rumänien führten zu keinem Erfolg. Wohl war Österreich bereit, einem Mitgehen der Rumänen Teile der Bukowina zu opfern; dagegen lehnte Ungarn jede Gebietsabtretung auf das bestimmteste ab. Vergeblich bemühte sich Falkenhayn, Tisza bei dessen Besuch in Berlin von der Notwendigkeit kleiner Konzessionen zu überzeugen; er predigte tauben Ohren. Immerhin hatten aber unsere Siege im Osten den großen Nutzen, daß es Bratianu nicht wagte, g e g e n uns vorzugehen.

Zu einem weit besseren Ergebnis führten — vor allem dank der zähen Energie und Beharrlichkeit Falkenhayns — die Verhandlungen mit Bulgarien. Der Weg war auch hier überaus beschwerlich. Zar Ferdinand und sein — übrigens sehr deutschfreundlicher — Minister Radoslawow wollten auf alle Fälle sicher gehen. Schon den Eintritt in den Krieg wollten sie mit barer Münze bezahlt sehen, indem sie von der Türkei Gebietserwerbungen an der Maritza forderten. Es war eine undankbare Aufgabe für die Diplomatie der Verbündeten, den Bundesgenossen am Goldenen Horn für dieses der Gesamtheit zu bringende Opfer zu gewinnen. Im August gelang es endlich nach überaus schwierigen Verhandlungen, das grundsätzliche Übereinkommen herzustellen.

Inzwischen stärkten die Waffenerfolge der Verbündeten im Osten und die Erfolglosigkeit der ersten italienischen Angriffe das Vertrauen des Bulgarenkönigs in die Sache der Mittelmächte, und das Vertragswerk schritt rüstig vorwärts.

Als sich am 18. August Kaiser Wilhelm und die Spitzen beider Heeresleitungen im Teschener Schloß*) zusammenfanden, um als Gäste des Erzherzogs Friedrich den Geburtstag des greisen, allverehrten Kaisers Franz Joseph zu begehen, da taten es die „Wissenden" mit dem sicheren Gefühle, daß im Südosten die Dinge einer erfreulichen Wendung entgegengingen.

Am 21. August telegraphierte Falkenhayn an Conrad, daß der bulgarische Oberst Gantscheff**) mit Vollmachten von Sofia abgereist sei.

Das Vertragswerk sollte aus drei Teilen bestehen. Ein allgemeiner Freundschafts- und Bündnisvertrag verpflichtete die beteiligten Mächte auf die Dauer von fünf Jahren bei Angriffen durch vierte Mächte zu gegenseitiger Waffenhilfe. Eine geheime Konvention sicherte den Bulgaren Ostserbien und die von ihnen gewünschten Teile Mazedoniens sowie 200 Millionen Francs Subsidien zu. Diese beiden Verträge wurden durch die Regierungen geschlossen und am 4. September zu Sofia paraphiert. Außerdem war es Sache der Heeresleitungen, das Ganze durch militärische Abmachungen zu krönen. Deren Abfassung wäre ohne besondere Schwierigkeiten vonstatten gegangen, wenn nicht wieder die leidige Befehlsfrage eine Rolle gespielt hätte.

Es war festgelegt worden, daß zum Angriff gegen Serbien Deutschland und Österreich je sechs, Bulgarien mindestens vier Divisionen (je zu drei Brigaden) zu stellen hätten. War es schon nicht leicht, bei Conrad zu erreichen, daß diese drei Armeen, dem Wunsche der Bulgaren gemäß, unter den Oberbefehl des deutschen Generalfeldmarschalls v. Mackensen gestellt wurden, so mußte der von Gantscheff vorgebrachte Wunsch, die oberste Führung ausschließlich der deutschen Heeresleitung zu übertragen, in Teschen auf den größten Widerstand stoßen. Lange wurde zwischen Pleß und Teschen hin- und hergeschrieben, wer den „effektiven", wer den „repräsentativen" Oberbefehl erhalten sollte. Schließlich gab Falkenhayn nach, indem er dem k. u. k. A. O. K. die „repräsentative" Oberleitung der serbischen Operation zugestand.

Er hatte aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Oberst Gant-

*) Dieser 18. August, der erste, den ich unter österreichischen Kameraden verlebte, war ein prächtiger Sommertag. Um die dreihundert Köpfe des Hauptquartiers an einer Tafel vereinigen zu können, hatte man in den Park des räumlich sehr beschränkten Schlosses einen Holzpavillon eingebaut. Dort speisten wir. Vor unseren Augen lag der grüne Schloßhügel mit dem durch dichtes Laub dem Blick entzogenen historischen Turm. Der Feldmarschall las, seiner Bewegung nur schwer Herr werdend, den Kaisertoast vor. Zur großen Enttäuschung der Österreicher hielt unser Kaiser keine Ansprache, da er ausdrücklich nicht als Monarch, sondern als Oberstinhaber seines ungarischen Regiments gekommen war.

**) Gantscheff war bisher Militärattaché in Berlin und hat sich um das Zustandekommen des Bündnisses entscheidendes Verdienst erworben.

scheff erklärte knapp vor dem Abschluß der Konvention, daß Bulgarien nicht geneigt wäre, anders als unter deutschem Oberbefehl in den Krieg einzutreten. Man kann sich denken, wie ich mit dieser Nachricht in Teschen aufgenommen wurde. Conrad erklärte mir liebenswürdig wie immer, aber in nicht mißzuverstehender Weise, daß meine Bemühungen, ihn umzustimmen, völlig zwecklos wären; es hätte alles seine Grenzen, er könne sich weitere Demütigungen nicht mehr bieten lassen. Ich fragte, ob er auf diesem Standpunkt auch dann zu verharren gedächte, wenn hierdurch der Vertrag hinfällig würde. Er erwiderte, es würde ihm dies aufrichtig leid tun, aber er wäre seinem Kaiser, der Armee und dem Vaterland die Wahrung des Prestiges schuldig.

Falkenhayn war über die Haltung Conrads sehr entrüstet. Wir berieten uns, was zu machen wäre. Auch Treutler, der Vertreter des Auswärtigen Amtes, kam hinzu und beschwor mich, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um Conrad umzustimmen. Doch wollten wir vorerst noch einen Versuch bei der Gegenpartei — bei Gantscheff — machen. Ich redete auf ihn deutsch und französisch ein, erklärte ihm, daß es sachlich gleichgültig wäre, wer die formalen Befehle an Mackensen erließe; in Wirklichkeit wäre ja doch — wie seit Gorlice — der Chef des deutschen Generalstabes der Leiter der Operationen. Gantscheff war nicht zu gewinnen. Aus seiner Gegenrede konnte ich heraushören, wie gering das Ansehen Österreichs in Bulgarien damals war. Das bulgarische Mißtrauen leitete sich noch auf die Friedenszeiten zurück, in denen die Schwankungen der österreichischen Politik in Sofia einen sehr peinlichen Eindruck hervorgerufen hatten. Der Ausgang der Potiorekoffensive*) hatte die Donaumonarchie überdies um jede militärische Geltung gebracht. Gantscheff erklärte entschieden, Bulgarien würde sich nicht einmal scheinbar unter österreichischen Oberbefehl stellen.

Ich schlug nun Falkenhayn vor, die leidige Befehlsfrage aus den militärischen Abmachungen ganz wegzulassen; es wäre ausreichend, festzusetzen, daß ein deutscher General über die drei gegen Serbien aufgebotenen Armeen unmittelbare Befehlsgewalt ausübte; die Frage, von wem dieser General seine Befehle erhielte, brauchte überhaupt nicht berührt zu werden. Falkenhayn war einverstanden, und auch Gantscheff erklärte nach einigem Zögern, eine solche Lösung vor seiner Regierung vertreten zu können. Nun galt es noch, Conrad zu gewinnen. Ich telephonierte zunächst dem Grafen Kageneck nach Teschen, er möchte bei Conrad sein Glück versuchen. Die Antwort lautete ablehnend. Falkenhayn fuhr dann selbst nach Teschen, und es gelang ihm in einstündiger Unterredung, seiner Formel zum Sieg zu verhelfen, allerdings unter der ausdrücklichen Zu-

*) Österreichischer Angriff auf Serbien bei Kriegsbeginn, der nach anfänglichen Erfolgen mit einem Rückzug endete. General Potiorek war Oberbefehlshaber.

sicherung, daß die k. u. k. Heeresleitung die Weisungen auszugeben haben würde, eine Vereinbarung, die nur zwischen den beiden Chefs getroffen wurde. Das war am 5. September. Am nächsten Tage unterschrieb Conrad, Gantscheff und Falkenhayn zu Pleß den Militärvertrag, dessen Artikel 2 nun lautete:

> „Den Oberbefehl über die gesamten in Artikel 1 angeführten Streitkräfte übernimmt Generalfeldmarschall v. Mackensen, dem die Aufgabe gestellt wird, die serbische Armee zu schlagen und baldmöglichst die Verbindung über Land zwischen Ungarn und Bulgarien zu öffnen und zu sichern."

Damit schien der heikle Punkt fürs erste bereinigt. Aber schon nach wenigen Tagen gab es neue Schwierigkeiten, als Conrad in einem Schreiben an Falkenhayn den Wunsch aussprach, daß Mackensen schon den ersten Befehl durch das Armeeoberkommando Teschen zu erhalten hätte. Falkenhayn erwiderte, daß Mackensen die erste Anweisung unbedingt durch die deutsche Oberste Heeresleitung zu bekommen hätte, weil Mackensen deutscher Offizier wäre; wäre er österreichischer, so hätte nach Anschauung Falkenhayns zu einer solchen Befehlsgebung nur das k. u. k. Oberkommando ein Recht. Conrad stimmte schließlich zu, und Falkenhayn teilte am 18. September nach Teschen mit, daß zwei Tage zuvor die Anweisung Mackensens durch den Deutschen Kaiser persönlich erfolgt wäre, „wie dies nach deutscher Auffassung unerläßlich war".

Auch sonst hatte dieser Briefwechsel noch manchen unangenehmen Beigeschmack. So schlug Conrad vor, daß Mackensen seine Lagemeldungen dem A. O. K. Teschen gleicherweise wie der deutschen Obersten Heeresleitung zu erstatten hätte. Falkenhayn vermochte sich dieser Forderung deshalb nicht anzuschließen, weil Mackensen dann auch der bulgarischen Heeresleitung direkt hätte melden müssen; für die Meldungen nach Teschen und Sofia wären die Verbindungsoffiziere da. Das A. O. K. fühlte sich durch diese Gleichstellung mit den Bulgaren gekränkt; es fand sie „nach einjährigem einträchtigen Zusammengehen beider Heere und Reiche kaum verständlich". Falkenhayn gab demgegenüber der Meinung Ausdruck, daß die Gleichstellung Bulgariens streng gewahrt bleiben müßte. „Ein Teilhaber," schrieb er, „der mehr als 150 000 Mann guter Truppen zu unserem Unternehmen aus wirksamster Richtung stellt und naturgemäß als Neuling die Zusammenarbeit nicht gewohnt ist, hat wirklich Anspruch auf vorsichtige Behandlung. Mit dieser Feststellung wird an unserm sturmerprobten Verhältnis nichts geändert."

Inzwischen waren die Armeen an den Grenzen Serbiens aufmarschiert. Man hate glücklicherweise nicht mehr auf den Operationsplan Potioreks zurückgegriffen, der seine Offensive aus dem Save-Drina-Winkel in der für

Truppenbewegungen ungünstigen Richtung losließ, sondern war lieber den Spuren aller früheren, auf diesem Gebiete spielenden Kriege gefolgt, indem man sich entschloß, den Feind kurzerhand an der Save-Donau-Front anzufassen. Daß die Sache nur so zu machen war, hatte schon im Juni der österreichische General v. Terszтyanszky in einer Denkschrift an das A. O. K. zum Ausdruck gebracht. Auch der deutsche Generalstabsoberstleutnant Hentsch bereiste die Flußbarriere des öfteren von diesem Gesichtspunkte aus.

Ende September standen die aus österreichischen und deutschen Truppen zusammengesetzte k. u. k. 3. Armee nordwestlich und nördlich von Belgrad, die deutsche 11. Armee im Raume von Versetsch. Als Befehlshaber der Österreicher war ursprünglich Terszтyanszky ausersehen. Er hatte jedoch knapp vor Beginn der Operationen mit einem in seinem Hauptquartier eingeteilten Beamten Tiszas einen Konflikt, der sich so zuspitzte, daß der allmächtige ungarische Ministerpräsident die Kabinettsfrage stellte. Kaiser Franz Joseph ließ, wie bei der gewaltigen Stellung Tiszas nicht anders zu erwarten war, den General fallen. In Teschen wurde — wenigstens bei den jüngeren Herren — das Scheiden Terszтyanszkys nicht sonderlich bedauert. Statt seiner erntete General v. Köveß den Ruhm, Eroberer Belgrads zu sein.

Die deutsche 11. Armee befehligte General d. A. v. Gallwitz.

Die Bulgaren marschierten an der Westgrenze ihres Landes auf. Zar Ferdinand hatte sich ausbedungen, seinerseits erst einige Tage nach unserm Antreten loszugehen. Er wollte unbedingte Sicherheit haben. Trotzdem konnte die Wendung in der bulgarischen Politik der Entente nicht verborgen bleiben. Rußland stellte am 3. Oktober in Sofia ein Ultimatum, auf das Bulgarien drei Tage später „in unzureichender Form" antwortete, worauf der Vierverband seine Beziehungen mit der Sofioter Regierung abbrach.

Am 6. Oktober überschritten die deutschen und österreichischen Truppen Mackensens die Donau. Während sich österreichische Bataillone am Nordrand Belgrads festklammerten, stieß das deutsche XXII. Reservekorps westlich der Stadt durch und zwang so den Gegner, den Platz zu räumen. Am 7. wehten auf der Zitadelle die Fahnen der Verbündeten. Die Serben leisteten zähen Widerstand, vermochten aber unser Vordringen nicht aufzuhalten. Eine Woche großer Erfolge verstrich, bis auch für die Bulgaren die Stunde des Entschlusses gekommen war. Eines Tages wurde aus Sofia gemeldet, daß die Serben an verschiedenen Punkten über die bulgarische Westgrenze vorgestoßen wären. Am nächsten Tage brachen die bulgarischen Armeen in Altserbien und in Mazedonien ein. Ende Oktober schloß sich der Umfassungsbewegung auch noch eine in den Sandschak eindringende k. u. k. Division an. Ende November waren Serbien und Maze-

donien in den Händen der Verbündeten. Nur Trümmer des feindlichen Heeres vermochten sich über die verschneiten Berge zu retten.

Für die Entente bedeutete die Wendung auf dem Balkan einen harten Schlag. Als ihr Bulgarien entglitten war, suchte sie diesen Ausfall durch

Skizze 2. Feldzug gegen Serbien.

einen verstärkten Druck auf Griechenland wettzumachen, wo sie in Venizelos einen ebenso schlauen wie sicheren Bundesgenossen besaß. Aber König Konstantin war zunächst der Stärkere; Venizelos mußte das Feld räumen. Der Deutsche Kaiser verbürgte sich persönlich dafür, daß kein Bulgare die

mazedonisch-griechische Grenze überschreiten würde. Damit war der Besorgnis der Griechen vor den Bulgaren einigermaßen gesteuert.

Die Entente ließ es bei dem mißglückten Versuche in Athen nicht bewenden. Mitte Oktober setzte sie zu Saloniki französische und englische Truppen ans Land. Griechenland vermochte dieser Neutralitätsverletzung gegenüber nur zu protestieren, worüber Conrad sehr ungehalten war. Falkenhayn beruhigte ihn mit der Versicherung, daß er für seine Person das Verhalten Griechenlands geradezu als „ein Wunder und besonders aussichtsvoll betrachtete". Deutschland würde im übrigen alles versuchen, um den uns freundlich gesinnten König zu stützen; was denn auch mit Erfolg geschah.

Im österreichischen Hauptquartier hatte man zur Zeit der Vorbereitungen dem serbischen Feldzug nicht sonderlich viel Begeisterung engegengebracht. Das treibende Element war wirklich Falkenhayn gewesen. Conrad vermochte sich auch nicht in allen Punkten dem Operationsplan anzuschließen. So vertrat er die Anschauung, daß von der oberen Drina aus stärkere Kräfte anzusetzen wären, um den Erfolg gegen die Serben zu einem vollständigen zu machen. Mackensen aber zog eine schon an der bosnischen Front versammelte Division an die Savebarriere. Die Katastrophe in Nordserbien wäre sicherlich größer gewesen, wenn man dem Feinde rechtzeitig bei Uzice in den Rücken gefallen wäre.

Zu einer ähnlichen Meinungsverschiedenheit kam es im Laufe der weiteren Operationen, als in Mazedonien die Serben von Osten und Norden bedrängt waren, und es sich darum handelte, sie in die albanischen Gebirge zurückzuwerfen. Conrad drang auf Falkenhayn ein, alle irgendwie verfügbaren Kräfte zur Verstärkung der von Osten drückenden bulgarischen Truppen zu verwenden. Er war wie immer ein Meister im Erkennen der strategisch wirksamsten Richtung. Falkenhayn aber konnte mit Recht einwenden, daß es wegen der großen Nachschubschwierigkeiten unmöglich wäre, die bulgarische Armee Bojadjeff noch um einige Divisionen zu verstärken.

Die Einzelheiten des Siegeszuges der Verbündeten zu schildern, erübrigt sich. In etwas über sechs Wochen wurde ganz Altserbien und Mazedonien erobert. Die Trümmer des serbischen Heeres irrten zum Teil in den Gebirgswüsten Albaniens herum, zum Teil hatten sie unter Verlust jedweden Kriegsgerätes Anschluß an die „Orientarmee" der Entente (Saloniki) gewonnen.

Leider hielt die Entwicklung der Dinge in den beiden Hauptquartieren mit den glänzenden Erfolgen auf den Schlachtfeldern nicht Schritt. Im Gegenteil: während in Serbien die Truppen der zwei Kaisermächte von Sieg zu Sieg eilten, ballten sich hinter den Kulissen der Heerführungen die

Gewitterwolken jenes Konfliktes zusammen, der letzten Endes zu den Rückschlägen von 1916 führte.

Generaloberst Conrad vertrat von Anbeginn an die Auffassung, daß auf dem Balkan reiner Tisch gemacht werden müßte; Montenegro und Albanien wären zu nehmen, die Ententetruppen bei Saloniki zu werfen und auch die Haltung Rumäniens zu klären.

Bei einer Besprechung der beiden Generalstabschefs, die am 6. November in Pleß stattfand, war auch Falkenhayn noch durchaus der Ansicht, daß die Operationen mit aller Energie gegen Saloniki fortzusetzen wären. Die Militärattachés in Athen wurden angewiesen, die griechische Regierung loyalerweise von dieser Absicht zu verständigen. Bald darauf begann Conrad daran zu zweifeln, ob Falkenhayn mit diesem Operationsplan auch durchhalten würde. Mackensen hatte einige Korps aus der Front gezogen und nach Ungarn verlegt. Über diese Maßnahme kam es am 20. November zu Auseinandersetzungen zwischen den beiden Heerführern. Conrad erblickte in dem Zurückziehen der Truppen nicht nur ein Abgehen Falkenhayns von den operativen Vereinbarungen, sondern auch eine Verletzung der allgemeinen, das Zusammenarbeiten der Heeresleitungen betreffenden Abmachungen. Falkenhayn erklärte, er beabsichtigte keineswegs, von den am 6. November festgelegten Zielen abzuweichen, doch „verpflichte ihn dies keineswegs, deutsche Truppen in Serbien hungern oder länger, als unbedingt erforderlich, dem Flecktyphus ausgesetzt zu lassen". Im übrigen wären bis zur endgültigen Entscheidung über Saloniki noch vier Wochen Zeit, da zuerst das Nachschubwesen aufgebaut werden müßte, was vor Ablauf dieser Frist nicht möglich wäre.

Conrad schien zufriedengestellt, aber schon das Schreiben an Falkenhayn, das er mir am 25. November übergab, verriet eine sich steigernde Gereiztheit. Er erklärte, daß er das Mandat Mackensens über die k. u. k. Truppen bis zur Zeit des Beginns der Offensive gegen die englisch-französische Orientarmee für erloschen betrachtete, d. h. „insolange als nicht bestehend, bis wir hinsichtlich unseres weiteren, gemeinsamen Vorgehens die erforderlichen Vereinbarungen getroffen hätten".

„Ich bitte demnach Eure Exzellenz", hieß es weiter, „geneigtest zur Kenntnis nehmen zu wollen, daß ich mir bis dahin das volle, freie Verfügungsrecht über die österreichisch-ungarischen Truppen der k. u. k. 3. Armee vorbehalte."

Wenn Conrad mit diesem Schreiben beabsichtigte, Falkenhayn zu festen Entschlüssen zu drängen, so hat er den Zweck zunächst erreicht. Schon am 27. wurde in Schloß Pleß zwischen den beiden Heeresleitungen eine neue Anweisung vereinbart, des Inhaltes: „Generalfeldmarschall v. Mackensen führt unter Sicherung der rechten Flanke gegen Montenegro und Albanien

die Offensive gegen die gelandeten feindlichen Kräfte fort." Besprechungen, die Falkenhayn später mit den Heerführern im Südosten hatte, ließen ihn aber wohl innerlich von der Idee abrücken, die Operationen bis ans Ägäische Meer fortzusetzen. Je weiter man auf der Balkanhalbinsel vordrang, um so schlechter wurden die Nachschubverhältnisse. Der Winter war da und hatte den mazedonischen und albanischen Gebirgen die ohnehin überaus beschränkte Gangbarkeit gänzlich geraubt. Die ins Banat zurückgezogenen deutschen Divisionen ließen ihren ganzen fahrbaren Train an der Front, um den Kampftruppen die Sicherung des nötigsten Nachschubes zu ermöglichen. Überdies ergaben sich aus dem Verhältnis zwischen Griechenland und Bulgarien politische Schwierigkeiten, derentwegen Falkenhayn zögerte, bulgarische Truppen auf griechischem Boden zu verwenden.

All diese Erwägungen veranlaßten ihn Anfang Dezember, die Saloniki-Absicht aufzugeben, falls die Ententekräfte, welche die griechische Grenze nördlich von Saloniki überschritten hatten, sich wieder nach Griechenland zurückzögen. Conrad beschwor ihn, bei der ursprünglichen Idee zu bleiben. Aber Falkenhayn ließ sich nicht überreden; dies um so weniger, als es wenige Tage später den Bulgaren gelang, die beiderseits des Vardar vorgehenden feindlichen Kolonnen wirklich über die griechische Grenze zurückzutreiben. Der Entschluß wurde Falkenhayn um so leichter, als er schon damals seinen Blick nach einem großen Ziele gewendet hatte, von dem er mir freilich noch nichts mitteilte: auf einen Entscheidungsschlag im Westen!

Eine spätere Kritik wird gegen die deutsche O. H. L. in der zweiten Hälfte 1915 möglicherweise den Vorwurf erheben, daß sie zweimal glänzende Erfolge nicht zum vollen Siege habe ausreifen lassen, einmal bei Wilna, das andere Mal auf dem Balkan. Falkenhayn hatte die Operationen im Osten deshalb abgebrochen, weil die Lage der Türkei eine Eröffnung der Verbindung zwischen Konstantinopel und Berlin dringend erheischte, und er verzichtete auf die Saloniki-Offensive, weil er mit der Eroberung Serbiens und Mazedoniens die wichtigste Aufgabe des Balkanfeldzuges, die Schaffung eben jener Verbindung zwischen Deutschland und der Türkei, für gelöst hielt; ferner erschien die Einnahme von Saloniki technisch überaus schwer durchführbar, zudem wollte er auch vermeiden, daß dort auf lange Zeit Truppen und Kampfmittel in bedeutender Stärke festgelegt würden.

Pläne für das Frühjahr 1916 kamen zwischen den beiden Generalstabschefs meines Wissens zum ersten Male am 10. Dezember eingehender zur Sprache. Ich veröffentliche nachstehend den dieser Auseinandersetzung folgenden Schriftwechsel, der durch meine Hand ging und die beiden Männer in ihrer damaligen Stimmung besser charakterisiert, als dies durch lange Erörterungen möglich wäre.

Chef des Generalstabes
des Feldheeres. Gr. H. Qu., den 11. 12. 15.

Da Eurer Exzellenz Anregung bei unserem gestrigen Gespräche eine Frage betrifft, mit der ich mich häufig beschäftigt habe, kann ich schon heute eingehend meine Stellungnahme dazu darlegen. . . .

Euere Exzellenz planen aus der Gegend von Trient einen Vorstoß in etwa 50 km Frontbreite, also gegen und über die ungefähre Linie Schio—Feltre, zu dem 8 bis 9 durch deutsche Truppen abzulösende Divisionen aus der galizischen Front herangezogen werden sollen. Daß eine solche Operation, wenn sie gelänge, sehr wirksam wäre, ist zweifellos.

Nach meinen recht reichlichen Erfahrungen wird man aber zu ihrer Durchführung, da sie, auf eine einzige Aufmarschbahn beschränkt, weder strategisch noch taktisch erfolgen kann, gut 25 Divisionen gebrauchen.

Daß Euere Exzellenz in der Lage sein sollten, eine solche Macht einschließlich der genannten galizischen Divisionen aus der italienischen Front an der Angriffsstelle zu versammeln, bezweifle ich um so mehr, als bei der Eigenart des Angriffsgeländes, der jetzigen Jahreszeit und den sehr starken Befestigungen der Italiener nur besonders angriffsfähige Truppen in Frage kommen. Ob es möglich wäre, die nötige schwere Artillerie, die wir mit mindestens einer Batterie für 150 m Frontbreite an den Einbruchsstellen berechnen, und die dazugehörige reichliche Munition herauszubringen, entzieht sich meiner Kenntnis.

Vermag man aber eine so starke Angriffsgruppe mit der erforderlichen Artillerie nicht zu vereinigen, vermag man ihren Nachschub nicht dauernd und reichlich sicherzustellen, so muß der Operation von rein militärischen Gesichtspunkten aus auf das dringendste widerraten werden. Sie hätte nach den sehr ernsten Lehren der Karpathen- wie der Masurenschlacht im Januar/Februar d. J. keine Aussicht auf durchschlagenden Erfolg und nur zwei sichere Folgen.

Einmal würde sie in die Ersatzgestellung für das k. u. k. Heer eine mächtige, vielleicht verhängnisvolle Lücke reißen. Anderseits würde sie nach Abgabe von 9 weiteren deutschen Divisionen an die speziell österreichisch-ungarische Front die deutschen Fronten zur völligen Erstarrung bringen. Dies wäre auf die Dauer nur zu ertragen, wenn von der Operation eine Kriegsentscheidung erhofft werden könnte. Euere Exzellenz glauben das erwarten zu dürfen. Ich kann Ihre Meinung leider nicht teilen. Selbst wenn der Schlag glückte, trifft er Italien nicht tödlich. Rom ist, weil seine Heere im äußersten Nordosten des Landes eine meinetwegen schwere Niederlage erlitten, an sich durchaus nicht gezwungen, Frieden zu schließen. Es kann gegen den Willen der Entente, von der es bei seiner Versorgung mit Geld, Lebensmitteln und Kohlen völlig abhängig ist, auch gar nicht Frieden schließen. Und daß es mit Drohungen, abspringen zu müssen, oder mit Schilderungen seines Elends auf England und Rußland irgendeinen Eindruck machen würde, glaube ich nicht. Im Gegenteil halte ich es für sehr wahrscheinlich, daß diese beiden Träger der Entente schlimmstenfalls nicht so sehr betrübt sein würden, einen so wenig leistenden und so viel fordernden Teilhaber aus dem Geschäft ausscheiden zu sehen; ihr Sklave würde er doch bleiben.

Nach diesen Feststellungen werden Euere Exzellenz sich nicht wundern, wenn ich empfehle, daß die k. u. k. Oberste Heeresleitung alle jene Kräfte, die sie nach unbedingter Sicherung ihrer Stellungen gegen jeden Angriff an der italienischen Grenze und in Galizien verfügbar machen kann, als Ausgleich für die bei der Heeresgruppe Linsingen südlich des Pripet eingesetzten deutschen Truppen der deutschen Obersten Heeresleitung überweist. Es liegt nicht in der Absicht, einen derartigen Kampfzuwachs offensiv einzusetzen. Wohl aber könnte er zur Ablösung deutscher Teile aus der Front,

die dann ihrerseits für aktive Unternehmungen zur Hand wären, sehr zweckmäßige Verwendung finden. Darüber, wo diese aktiven Operationen geführt werden sollen, sind meine Erwägungen noch nicht abgeschlossen.

gez. Falkenhayn.

K. u. k. Chef des Generalstabes.

Schriftlich Courier!

Exz. G. d. J. von Falkenhayn, Berlin.

A. O. K., am 18. Dezember 1915.

Auf E. E. ausführliche — wenn auch von mir nicht geteilte Darlegung der Aussichtslosigkeit einer Offensive gegen Italien bitte ich folgendes erwidern zu dürfen.

Ausgehend von der Ansicht, daß wir nicht abwarten dürfen, von der hinsichtlich Quantität, personeller und materieller Mittel uns überlegenen Entente bis zur Erschöpfung hingezogen zu werden — sondern trachten müssen, durch eine Aktion großen Stils eine Entscheidung herbeizuführen, habe ich bei unseren Besprechungen in Teschen am 10. Dezember l. J. geäußert, daß mir eine solche Aktion gegen Rußland dermalen nicht durchschlagend genug erscheint, außer es träte Rumänien an unsere Seite. Auch am Balkan wäre ein Erfolg gegen die derzeit dort befindlichen Ententekräfte nicht kriegsentscheidend. Es bliebe daher der italienische und der französische Schauplatz.

Von diesen beiden habe ich letzteren als denjenigen bezeichnet, auf welchem ein offensiver Erfolg von weittragendster Bedeutung wäre. Da aber E. E. selber die Chancen für einen solchen als jetzt nicht gegeben bezeichneten, stelle ich die Offensive gegen Italien zur Diskussion. Der Schwierigkeiten einer solchen bin ich mir voll bewußt, aber es gibt Lagen, in welchen man mangels anderer Gelegenheiten eine selbst schwierige Operation unternehmen muß.

Leicht war auch die Donau—Save-Forcierung nicht, mit welcher der Balkankrieg begonnen werden mußte. Aber dennoch ist sie gelungen.

Auf keiner anderen Front ist eine Stelle zu finden, an welcher eine erfolgreiche Offensive den Gegner in eine so fatale Lage zu versetzen vermöchte, wie dies bei einer Offensive aus Südtirol für das italienische Heer der Fall wäre; auch dies weist darauf hin, hier den Hebel anzusetzen.

Mit ausreichender Kraft und mit starker Artillerie geführt, wird auch die Forcierung des Gebirges gelingen, das in einer Tiefe von nur 30 bis 40 km zu überwinden ist, um sodann die Offensive über die ungefähre Front Bassano—Thiene—Valdagno in der Breite von etwa 40 km und einer Deckung gegen Verona fortzuführen.

E. E. stimmen mit mir nur darin überein, daß Sie diesem Angriff, wenn er gelingt, eine entscheidende Wirkung gegen das an der Nordostgrenze stehende italienische Heer zusprechen.

Was den Einfluß auf die endgültige Kriegsentscheidung betrifft, bin ich, wie gesagt, auch der Ansicht, daß ein durchgreifender Erfolg in Frankreich noch mehr geeignet wäre, unseren Krieg siegreich zu beenden, als der Schlag gegen Italien. Ich glaube aber, daß diese Aktionen nur nacheinander zu machen sind. Gerade so wie der Balkankrieg erst nach Beendigung der Offensive gegen Rußland begonnen werden konnte, kann meines Erachtens der Angriff auf Italien erst geführt werden, bis wir vom Balkan Kräfte freibekommen, und der Angriff in Frankreich dürfte erst aussichtsreich werden, wenn Italien geschlagen ist, denn erst nach diesem Schlage werden die für den entscheidenden Sieg in Frankreich notwendigen starken Kräfte verfügbar sein.

Ich sage das von keinem besonderen österreichisch-ungarischen Standpunkt aus, der die Niederwerfung Italiens fordert, sondern ausschließlich in der Überzeugung, daß wir

diesen Weg gehen müssen, um den gemeinsamen Existenzkampf unserer beiden Reiche siegreich zu beenden.

Eine entscheidende Niederlage des italienischen Heeres im Nordosten des Königreichs mit Preisgabe des Gebietes bis zur Etsch würde Italien mit großer Wahrscheinlichkeit zum Friedensschluß zwingen, weil die Lage im Innern nach einem solchen Ergebnis des vermeintlichen nationalen Beutezuges gewiß unhaltbar wäre.

Die Ansicht E. E., daß die Entente das Ausscheiden des italienischen Bundesgenossen aus dem Geschäfte ganz ohne Kummer hinnehmen würde, kann ich nicht teilen. Denn die Entente weiß, daß wir dann etwa 400 000 Mann mehr als früher gegen sie einsetzen können.

Ich erachte somit die Offensive gegen Italien als die notwendige Einleitung des endgültigen Entscheidungskampfes, dessen Erfolg noch im Jahre 1916 zu erringen für die Monarchie aus mancherlei Gründen ein Gebot der Notwendigkeit ist.

Unterlassen wir es aber, sogleich nach Abschluß des Balkankrieges, für dessen radikale Beendigung ich eingetreten bin, den Schlag gegen Italien zu führen, so wird uns im Frühjahr und Sommer 1916 das italienische Heer sehr unangenehm werden.

Es hat in den bisherigen vergeblichen Angriffen viel gelernt, wird sich neu ergänzen, die Ausbildung verbessern, die Ausrüstung vervollständigen, die Artillerie und die Munition bereitstellen und vermehren und jene volle Freiheit des Handelns bewahren und ausnützen, die bei großer Überlegenheit an Zahl und bei freier Wahl des Angriffsraumes schließlich doch zu einem Erfolg führen kann, der die Monarchie lahmlegt.

Wir können in Anbetracht des Kraftverhältnisses doch nicht damit rechnen, daß uns die Italiener nach den vier Isonzoschlachten noch ebensoviele gewinnen lassen!

Bestenfalls aber würden sie unsere an der Südwestfront stehenden Kräfte zumindest in ihrer jetzigen Stärke dauernd fesseln und verbrauchen und dadurch die österreichisch-ungarischen Heere überall und dauernd im Zustande völliger Erstarrung erhalten.

Da nun der Überfluß der deutschen Kräfte allein für eine abschließende Entscheidung an einer der Hauptfronten im Westen oder im Osten kaum ausreichen dürfte, österreichisch-ungarische Kräfte aber für die Teilnahme an der Entscheidung oder für Ablösung deutscher Teile an anderer Stelle nicht verfügbar würden, insolange Italien nicht abgetan ist, so müßte sich für uns beide jener unerträgliche Zustand ergeben, der das Erreichen eines positiven Kampfzieles ausschließt, und es unseren gemeinsamen Feinden ermöglicht, den Krieg bis zu unserer Erschöpfung fortzusetzen. Die für die Offensive aus Südosttirol notwendige Kraft berechne ich mit insgesamt etwa 16 Inf. Divisionen, für den Stoß über die 40 km lange Front Bassano—Thiene—Valdagno. Von diesen 16 Divisionen sind als erste Staffel zur Überwindung der Gebirgszone etwa 8 Divisionen mit beschränkter Gebirgsausrüstung und starker Artillerie notwendig. Mehr kann in diesem Raum im Gebirge nicht nutzbringend verwertet werden. Die zweite Staffel von abermals 8 Divisionen hätte so zu folgen, daß sie beim Austritt aus dem Gebirge zum Fortführen des Stoßes eingesetzt werden kann.

Da der Angriff ohnehin erst nach Abschluß des Balkankrieges, also nicht vor dem Monat März möglich ist, entfallen die Besorgnisse E. E. hinsichtlich der Gefahren des Gebirgswinters.

Ich könnte bis dahin bei Rücksichtnahme auf Stände und Frontlängen etwa 3 Divisionen der russischen Front entnehmen, ohne diese zu gefährden.

Bei vorübergehender Schwächung der übrigen Teile unserer Südwestfront und mit Heranziehung von 2 Divisionen von der Balkanhalbinsel vermöchte ich sodann die erste Angriffsstaffel mit 8 für das Gebirge geeigneten und ausgerüsteten Divisionen zu formieren.

Für die zweite, gleich starke Staffel müßte ich allerdings die Unterstützung E. E. in Anspruch nehmen. Gebirgsgewohnte und fürs Gebirge ausgerüstete deutsche Truppen könnten aber selbstverständlich auch in der ersten Staffel von großem Wert sein. Da ich nun die wertvolle Versicherung E. E. habe, daß deutscherseits kein Bedenken gegen die Teilnahme an irgendeiner Kriegshandlung gegen Italien herrscht, so könnten wohl auch deutsche Truppen, die nach Abschluß der Balkanaktion frei würden, für diese Staffel verwendet werden. Ich denke dabei an das Alpenkorps, an die 11. bayer. Div. und etwa an das deutsche IV. Reservekorps.

Wenn es E. E. außerdem möglich wäre, durch etwa 4 deutsche Divisionen ebensoviele k. u. k. Divisionen der russischen Front abzulösen, so wäre der Angriff mit Aussicht auf einen durchgreifenden Erfolg ausführbar, der des Einsatzes wert wäre.

An österreichisch-ungarischer schwerer Artillerie könnten bei Wahrung der Sicherheit an der russischen Front etwa 60 Batterien im Angriffsraum vereinigt werden. Deren Ergänzung durch etwa 30 deutsche schwere Batterien halte ich für erwünscht, aber auch für ausreichend.

Den Zeitbedarf für die Versammlung der ersten Staffel berechne ich mit etwa 14 Tagen und halte eine Überraschung auch mit Rücksicht auf die vorangehenden, als Verstärkung zu deutenden Ablösungen an der Isonzofront keineswegs für ausgeschlossen.

E. E. ersuche ich ergebenst, die Notwendigkeit, das Ziel, die Zeit und die Kraft für den von mir vorgeschlagenen Angriff nochmals zu überlegen und zu prüfen und mir sodann Ihren Standpunkt in dieser Frage mitteilen zu wollen.

gez. Conrad.

Die Geschichte ist uns den Schiedsspruch über die Auffassungen der beiden Generalstabschefs schuldig geblieben.

Wer Conrad kannte, mußte voraussehen, daß eine Rolle, wie sie Falkenhayn dem k. u. k. Heere zudachte, auf seinen schärfsten Widerspruch stoßen würde. Falkenhayn wollte nichts anderes, als den Verbündeten die Verteidigungsfronten überlassen, um selbst mit deutschen Truppen entscheidend offensiv zu werden. Daß er hierzu ausschließlich deutsche Truppen verwenden wollte, war nicht lediglich auf Prestigerücksichten zurückzuführen; die deutschen Divisionen hatten sich im Jahre 1915 überall als die schlagkräftigeren und operationsfähigeren erwiesen. Daraus soll dem k. u. k. Heer gar kein Vorwurf gemacht werden. Es mußte in seiner Gesamtheit dem deutschen Heere nachstehen, weil ihm die nationale Einheitlichkeit in weit größerem Umfange fehlte; auch auf dem Gebiete der Ausbildung, Ausrüstung und Bewaffnung war es zurück. Man konnte von ihm nicht die gleichen Durchschnittsleistungen erwarten wie von dem deutschen. So hervorragend einzelne Verbände sich schlugen, so unberechenbar war der Kampfwert anderer.

Auch das ganze öffentliche Leben stand in der Monarchie unter wesentlich anderen Zeichen als im Reich. Der Kompromiß regierte, die starke — wenn es sein mußte — auch rücksichtslose Regierungsgewalt fehlte. Man konnte sehr gut verhandeln, Auswege finden und Gegensätze verkleben, aber nur sehr schwer befehlen, durchgreifen und klare Verhältnisse schaffen.

Bei alledem zeigte der Staat eine erstaunliche Lebenskraft und das Heer in seinen staatstreuen Elementen ebensoviel Opfermut wie Elastizität.

In Deutschland kannte man den Verbündeten zunächst recht wenig; man wußte von Österreich und Ungarn, war aber im allgemeinen in das bunte Nationalitätengemisch und die auf alle Gebiete rückwirkende Nationalitätenfrage nicht tiefer eingedrungen. Andernfalls hätte man um der ernsten Möglichkeiten willen, die aus dem Bündnis erwachsen konnten und tatsächlich ja auch erwachsen sind, zum mindesten auf den Ausbau der Wehrmacht freundschaftlich unterstützenden Einfluß genommen. Frankreich und Rußland haben sich wechselseitig durch Anleihen oder geschickten Druck auf die Volksmeinung beim Schmieden der Rüstung geholfen und sich durch besonders entsandte Militärmissionen gegenseitig in ihrer Schlagfertigkeit kontrolliert. Deutschland und Österreich-Ungarn haben dies nicht getan — ein klarer Beweis, daß sie den Krieg nicht betrieben.

Das eigentliche Sichkennenlernen erfolgte erst im Kriege selbst; das Ergebnis richtete sich fast ausschließlich nach den persönlichen Erlebnissen des einzelnen. Besonders nachhaltig wirkten alle weniger günstigen Erfahrungen. Zudem hatte das k. u. k. Heer, als es mit dem deutschen in unmittelbare Kampfgemeinschaft trat, viele seiner Besten auf den ruhmreichen Schlachtfeldern des Herbstes 1914 liegengelassen.

Die Lage der Mittelmächte forderte Höchstleistungen; jahrelang Versäumtes sollte in wenigen Monaten nachgeholt werden. In Deutschland setzte eine beispiellose, auf Energie und Organisation aufgebaute Arbeit ein, in Österreich-Ungarn war eine derartige Tätigkeit nach der ganzen Struktur unmöglich; selbst die größte Not konnte in diesem Lande nicht Lehrmeisterin sein.

In diesen Tatsachen lag an sich kein Grund zu einer Entfremdung; sie stellte sich erst ein, als man in der Monarchie das Drängen und Treiben als unberechtigte Einmischung auffaßte, in jeder Kritik einen Angriff auf das Prestige erblickte und anderseits durch oft selbst verschuldete Ereignisse doch immer wieder gezwungen wurde, sich mit der Bitte um Unterstützung an Deutschland zu wenden. Die jedem einzelnen vollkommen klare, im übrigen nach dem beiderseitigen Kräfteverhältnis ganz selbstverständliche Tatsache, daß Deutschland der Überlegene und deshalb Führende war, sollte offiziell unter keinen Umständen anerkannt werden.

Sozusagen gesellschaftliche Rücksichten kann man aber in einem Weltkriege auch vom besten Verbündeten nicht erwarten. Schließlich ist es auch hier der Ton, der die Musik macht. Und da setzte der deutsche Fehler ein. Statt unzweideutig die Anerkennung der Vormachtstellung zu verlangen und bindende Verträge darüber zu schließen, beließ man es bei dem Neben-

einander und machte aus dem Recht des Befehls die undankbare Rolle des Mahners, Treibers und Drängers.

Auf österreichisch-ungarischer Seite wurde dagegen — namentlich in Zeiten militärischer Erfolge — der Versuch gemacht, einen absoluten Vergleich der beiderseitigen Leistungen zu unternehmen; er war von Hause aus zur Aussichtslosigkeit verurteilt und hinterließ nur Verstimmungen.

Kurz vor Weihnachten schien es, als sollte das Einvernehmen zwischen den beiden Generalstabschefs ganz in die Brüche gehen. Den Anlaß hierzu gab die montenegrinische Offensive der Österreicher. Der Plan dazu war in Teschen schon im November gefaßt und seither nicht mehr fallen gelassen worden. Conrad stellte sich dabei — solange die Offensive gegen Saloniki noch nicht endgültig aufgegeben war — auf den Standpunkt, daß der Feldzug gegen Montenegro und Albanien in den Rahmen der dem Generaloberſten Köveß automatisch zufallenden Aufgabe des Flankenschutzes*) gehöre. Als man die Saloniki-Offensive aufgegeben hatte, war das Armeeoberkommando Teschen der Auffassung, daß das „Mandat Mackensens" über die östereichischen Truppen abgelaufen wäre, und das Verfügungsrecht über sie wieder der k. u. k. Heeresleitung zufiele. Ich muß loyalerweise feststellen, daß Conrad zwischen Mitte November und Weihnachten unserer Heeresleitung wiederholt von seinen montenegrinischen und albanischen Plänen Mitteilung machte. Inwieweit Falkenhayn auf diese Mitteilungen einging, konnte ich nicht ganz einwandfrei feststellen. Aus meinen schriftlichen Aufzeichnungen geht nicht hervor, daß er die Absichten Conrads an sich jemals entschieden zurückgewiesen hätte. Es scheint mir, daß er sich mehr auf ein dilatorisches Verhalten beschränkte, was ja angesichts der ungeklärten Lage nicht unbegründet war. Mitte Dezember ließ er Conrad wissen, daß das Freimachen deutscher Kräfte an der Ostfront dringend würde, und er es demnach für zweckmäßig hielte, entbehrliche k. u. k. Divisionen der Armee Köveß, statt sich in den montenegrinischen und albanischen Bergen zu verlieren, nach dem Osten abzugeben; es wäre angesichts dieser Notwendigkeit vielleicht zweckmäßig, auf die montenegrinische Operation zu verzichten.

Conrad antwortete, er „würde auf die Fortführung der Offensive gegen Montenegro selbstverständlich nicht verzichten", der O. H. L. aber jene zwei deutschen Divisionen zur Verfügung stellen, die der bei Brzezany stehenden Südarmee (General Graf Bothmer) angehörten. Gleichzeitig teilte Conrad mit, daß er die Armee Köveß bereits aus dem Befehlsbereiche Mackensens abgezogen und unter dem unmittelbaren Oberbefehl Teschens gegen Montenegro und Nordalbanien angesetzt hätte. Er hätte diesen Befehl erlassen im Hinblick darauf, daß Falkenhayn früheren Mitteilungen

*) Vgl. S. 37/38.

über diese Absicht kein anderes Bedenken entgegengesetzt hätte als die Notwendigkeit, zwei deutsche Divisionen an der Ostfront durch k. u. k. Truppen freizumachen.

Falkenhayn faßte die Lage wesentlich anders auf. Bei der Heimlichkeit, mit der das k. u. k. Armeeoberkommando die Vorbereitungen gegen Montenegro betrieben hatte, war er höchst überrascht, sich vor eine vollendete Tatsache gestellt zu sehen. Er erklärte noch am selben Tage aus Berlin, wo er sich gerade aufhielt, daß er zur Abtrennung der Armee Köveß seine Zustimmung nicht geben könnte, bevor nicht auch das Einvernehmen mit der bulgarischen Heeresleitung hergestellt wäre.

Conrad konnte nur antworten, daß die für die Abtrennung der Armee nötigen Befehle bereits gegeben wären und nicht mehr zurückgenommen werden könnten.

Falkenhayn war entrüstet; das Vorgehen Conrads wurde von ihm als Vertragsbruch aufgefaßt und auch in Sofia klipp und klar als solcher bezeichnet. Er rief mich nach Oberberg und sagte mir ohne Umschweife, er hätte kein Vertrauen mehr zum A. O. K. und wäre zu seinem Bedauern auch nicht mehr in der Lage, die Handlungsweise der Österreicher den Bulgaren gegenüber zu verteidigen. Ich warf ein, daß die Fortführung des bisher so erfolgreichen Krieges ohne das persönliche Zusammenarbeiten der beiden Chefs undenkbar wäre. Falkenhayn pflichtete mir bei, verharrte aber auf seinem Standpunkte, daß ein gedeihliches Zusammenarbeiten ausgeschlossen wäre. Es bliebe meiner Geschicklichkeit überlassen, die Sache wieder einzurenken.

Mein Verhältnis zu Conrad war stets das denkbar beste gewesen. Wann immer ich zu ihm kam — er war stets gleich liebenswürdig, kameradschaftlich, ehrlich und aufrichtig.

Trotzdem brachte ich es diesmal nicht über mich, direkt zu ihm zu gehen. Ich entschloß mich, zuerst den General Metzger aufzusuchen. Dieser brave, etwas verschlossene, aber durchaus ritterliche Mann gestand mir nach einigem Zögern zu, daß das Armeeoberkommando nicht ganz richtig gehandelt hätte. Er machte sich gern erbötig, beim „Chef" den Boden für eine Aussprache vorzubereiten.

Conrad war schon schwerer beizukommen. Er behauptete fest, nicht im Unrecht zu sein, sondern Falkenhayn rechtzeitig verständigt zu haben. Vergebens wandte ich ein, daß die Oberste Heeresleitung von den entscheidenden Befehlen für das Unternehmen gegen Montenegro erst Kenntnis erhalten hatte, als sie bereits erlassen waren, und Mackensen sozusagen gewaltsam seiner Befehlsbefugnisse über Köveß entkleidet worden war. Es wäre doch nicht gut möglich, die seinerzeitigen Abmachungen in dieser Form auszulegen; Falkenhayn könnte mit Recht ungehalten sein.

Wieder mußte Metzger einspringen. Er fragte mich, in welcher Form Falkenhayn das Mißverständnis beseitigt wissen wollte. Ich erwiderte unumwunden, daß meiner Ansicht nach der beste und einzige Weg, ein Unrecht aus der Welt zu schaffen, der wäre, einfach um Entschuldigung zu bitten. Damit vergäbe man sich nichts, sondern es wäre im Gegenteil die vornehmste Art, Verstimmungen zu beseitigen. Ich mußte in voller Aufrichtigkeit reden.

Auch jetzt zeigte mir Conrad wieder Beweise seiner wohlwollenden Gesinnung. Er nahm mir keines meiner Worte übel. Freilich dauerte es lange genug, bis er sich entschloß, an Falkenhayn einen Brief zu schreiben. Der Faden blieb durch fast einen Monat abgerissen. Auch das Verhältnis zu Bulgarien wurde durch den Zwischenfall erschwert. Zwischen Wien und Sofia und Teschen und Üsküb herrschten mehrfach Meinungsverschiedenheiten, in denen Falkenhayn naturgemäß eine Art schiedsrichterliche Rolle zu erfüllen hatte. Daß bei den weiteren Verhandlungen zwischen Falkenhayn und der bulgarischen Heeresleitung das österreichische Armeeoberkommando völlig bei Seite gelassen wurde, empfand Conrad naturgemäß als Spitze gegen sich.

Eine Entspannung in der Lage trat insofern ein, als das ohne Zustimmung Falkenhayns verfügte Unternehmen gegen Montenegro zu einem vollen Erfolge führte. Am 11. Januar 1916 konnte Feldmarschalleutnant v. Höfer, der als Stellvertreter des Chefs des Generalstabes die österreichischen Heeresberichte zeichnete*), die Einnahme des 1700 m hohen Felsriesen Lovcen melden. Am 13. Januar rückten die Österreicher in Cetinje ein, am 23. in Skutari. Unter dem Eindruck dieser Nachrichten faßte dann Conrad den schweren Entschluß, den zur Versöhnung mit Falkenhayn nötigen Brief zu schreiben. Das Schreiben hätte vielleicht um eine Abstufung entgegenkommender sein können, aber es reichte hin. Am 27. Januar sah man die beiden Generalstabschefs wieder — nicht gerade angeregt, aber doch freundschaftlich — an der Geburtstagstafel unseres Kaisers nebeneinander sitzen.

*) Feldmarschalleutnant v. Höfer war zu Kriegsbeginn als Stellvertreter des Chefs des Generalstabes ins Feld gezogen. Bald aber zeigte sich, daß sich zwischen Conrad und dem Chef der Operationsabteilung für ihn kein Feld der Tätigkeit ergab. Er wurde daher im Sommer 1915 in seiner Eigenschaft nach Wien versetzt, unterzeichnete aber die Heeresberichte formell weiter, bis er 1917 zum Sektionschef im Kriegsministerium ernannt wurde. Er starb noch während des Krieges am Herzschlag. Höfer war in mehr als einer Beziehung der typische österreichische Offizier; außerordentlich begabt, von raschester Auffassung, auf allen Gebieten allgemeinen Wissens im Sattel, Philosoph, Ethnograph u. a. mehr; gewandter Causeur, scharfer Kritiker, freilich auch ohne tieferen Zusammenhang mit den Dingen und wenig gründlich. Irgendwelchen Einfluß auf die Kriegführung oder auch nur auf die Verhältnisse im Hauptquartier auszuüben, war nicht sein Ehrgeiz.

Die Kriegsereignisse näherten sich unterdessen einem bedeutsamen Abschnitte. Auf dem Balkan nahmen am 28. Februar nach mehrtägigen Kämpfen mit der italienischen Brigade Savona die Österreicher Durazzo, die Hauptstadt Nordalbaniens. Anfang März standen sie an der Vojusa.

An der Westfront war es seit den Herbstkämpfen 1915 — an den Maßstäben dieses furchtbarsten aller Kriege gemessen — zu keinen größeren Kampfhandlungen gekommen. Auch an der italienischen Front stand alles gut. Der Feind hatte in vier großen Isonzoschlachten und zahlreichen Kämpfen an der Tiroler Front trotz seiner zahlenmäßigen Überlegenheit keinen irgendwie nennenswerten Erfolg zu erringen vermocht. Was er an österreichischem Boden besetzt hielt, war ihm fast ganz freiwillig überlassen worden.

Die Mittelmächte hatten alle Ursache, mit der Gesamtlage zufrieden zu sein, und Falkenhayn war nicht der Mann, die Situation ungenützt vorübergehen zu lassen. Alle deutschen Truppen, die man in Serbien nicht mehr gebraucht hatte, wurden sofort herausgezogen und zunächst im Temescher Banat in Erholungsquartiere gelegt; sie hatten sich ob der Aufnahme, die sie unter den südungarischen Schwaben fanden, nicht zu beklagen und bildeten hier um Neujahr mehrere Wochen hindurch eine Heeresreserve, die ebenso an der russischen Front, wie auf der Balkanhalbinsel eingesetzt werden konnte und überdies nicht verfehlte, auf die Rumänen Eindruck zu machen. Als sich zeigte, daß es im Süden und Osten für diese kampferprobten Divisionen nichts mehr zu tun gab, vermochte Falkenhayn an die Verwirklichung der längst gehegten Absicht zu schreiten, nun auch im Westen einen gewaltigen, vielleicht entscheidenden Schlag zu führen.

Noch ehe dieser Plan zur Tat werden konnte, war Conrad neuerdings mit dem Vorschlage zu einer gemeinsamen Offensive gegen Italien hervorgetreten. Er besprach die Angelegenheit mit mir und bat mich, bei Falkenhayn hierfür Stimmung zu machen. Ich sagte zu, da die Ausführungen des Generaloberſten viel für sich hatten, bemerkte aber gleich, daß es mir fraglich erschiene, ob Falkenhayn zustimmen würde; ich wüßte nicht, was unsere O. H. L. vorhätte, doch wäre es sicher, daß für sie nur ein Unternehmen in Betracht käme, das die Kriegsentscheidung zu bringen vermöchte. Dies erschien mir gegenüber Italien nicht der Fall zu sein. Conrad versprach sich hingegen von der Sache sehr viel, erklärte aber ausdrücklich, sie nur unter Mitwirkung deutscher Kräfte durchführen zu können.

Ich fuhr zu Falkenhayn und erhielt die Antwort, die ich erwartet hatte. Seine Ausführungen bewegten sich in den Gedankengängen, die er schon im Dezember schriftlich niedergelegt hatte*).

*) Siehe S. 39/40.

Conrad begab sich am nächsten Tage — es war Ende Januar 1916 — nach Pleß, beriet des langen und breiten, schilderte Falkenhayn die Erfolgsmöglichkeit in den glühendsten Farben, das Ergebnis aber war, wie ich nach meinem Gespräch mit Falkenhayn voraussehen mußte. Conrad kehrte unverrichteter Dinge heim.

Er meinte mir gegenüber, er könnte die Ablehnung Falkenhayns von seinem Standpunkte aus nur bedauern. Da aber Falkenhayn die Verantwortung für die ihm unterstellten Truppen trüge und offenbar irgendwelche andere Unternehmen im Sinne führte, die er ihm nur angedeutet hätte, so wäre es ihm nicht zu verdenken, wenn er gegenwärtig der italienischen Sache nur geringe Liebe entgegenbrächte.

Nachträglich habe ich den Eindruck gewonnen, daß damals Conrad über den Standpunkt Falkenhayns gar nicht einmal so ungehalten war; denn er gewann dadurch die Freiheit, die italienische Offensive allein, ohne die durch das Zusammenarbeiten mit dem Bundesgenossen bedingten Rücksichtnahmen durchzuführen. Man vergaß in Österreich in glücklichen Tagen leicht den Wert der deutschen Hilfe. Es war ihm auch mit seiner Schlußbemerkung, daß er nun seine so erfolgversprechende Idee zu Grabe tragen müßte, nicht ernst.

Über die Absichten Falkenhayns hatte ich bis dahin noch gar nichts Bestimmtes erfahren, doch ging in Pleß schon seit längerer Zeit das Gerücht von einer Verlegung des Großen Hauptquartiers nach dem Westen. Damit war es klar, daß dort große Ereignisse bevorstünden.

Ich versuchte es öfter, bei Falkenhayn oder Generalmajor Tappen näheres zu erfahren. Es gelang mir nicht. Vergeblich wurde ich in Teschen jeden Tag mit hundert Fragen bestürmt; ich vermochte keine Antwort zu geben.

Am 8. Februar fand in Pleß eine Tafel für die österreichischen Generale statt. Nach dem Buche Nowaks*) will Conrad bei dieser Gelegenheit erfahren haben, daß Falkenhayn einen Angriff auf Verdun plante. Am 12. Februar übersiedelte das Hauptquarteir nach Charleville-Mézières. An diesem Tage hätte die Offensive gegen Verdun beginnen sollen.

An dieser Stelle über Verdun zu sprechen, erübrigt sich. Die Schlacht wird jedenfalls für alle Zukunft eines der heißumstrittensten Themen der Kriegsgeschichte sein.

Kaum standen dort unsere braven Truppen in heißen, verlustreichen Kämpfen, als es auch an der russischen Front lebhafter zu werden anfing. Die uns verläßlich bekanntgewordenen Kräfteverschiebungen der Russen gegen die Front des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg hatten vorhersehen lassen, daß dort unser Angriff auf Verdun Widerhall finden würde.

*) Der Weg zur Katastrophe. Berlin 1919.

Diese russische Frühjahrsoffensive führte für den Feind, obwohl er seine Massen in gewohnter Skrupellosigkeit gegen unsere Stellungen und in unser Feuer trieb, zu einem vollen Mißerfolg. Unsere tapferen Streiter schlugen — an Zahl weit unterlegen — alle Anstürme heldenmütig ab.

Durch die Verlegung des Schwergewichts der Operationen nach dem Westen war die Zusammenarbeit zwischen Conrad und Falkenhayn wesentlich in den Hintergrund getreten. Trotzdem ergab sich nur zu bald für mich wieder eine Aufgabe vermittelnder Tätigkeit. Den Anlaß hierzu bot eine tiefgehende Differenz zwischen den Österreichern und Bulgaren.

Bei Abfassung der Verträge vom September 1915 hatten die Staatsmänner wohl jene Gebiete scharf abgegrenzt, die den Bulgaren bei glücklichem Verlauf des Balkanfeldzuges unzweifelhaft zufallen sollten, es war aber versäumt worden, festzulegen, was mit den anderen Landstrecken zu geschehen hätte. Während des Feldzuges hatte es sich ergeben, daß die Bulgaren über ihre Interessensphäre hinaus vordrangen und sich in den Becken von Pristina, Prizren, Diakowa und Elbassan festsetzten. Nun wollte aber Österreich eine so starke Ausbreitung der Bulgaren auf dem Westbalkan, gegen Montenegro und Albanien hin, nicht zugeben. Während es in den genannten Gebieten zu offenen Feindseligkeiten zwischen Österreichern und Bulgaren kam, spitzte sich auch zwischen den Regierungen und den Heeresleitungen der Zwiespalt gewaltig zu.

Anfang Februar besuchte Zar Ferdinand, von Pleß kommend, das k. u. k. Hauptquartier. Er stattete dem Generaloberſten Conrad auf dessen Bureau im Albrechtsgymnasium einen Besuch ab, wobei er die Sprache auf Prizren und Pristina brachte. Conrad beging, statt die Erledigung dieser betrüblichen Angelegenheit auf die Regierungen zu schieben, die Unvorsichtigkeit, das Recht der Bulgaren auf die Besetzung dieser Städte zu bestreiten. Dadurch kam es zu einem offenen Bruch zwischen ihm und dem König. Nur mit größter Mühe war Ferdinand zu bewegen, das Teschener Programm, das auf ein paar Tage berechnet war, auslaufen zu lassen; er wäre am liebsten auf und davon gefahren. Das Armeeoberkommando blieb bei ihm jahrelang in Ungnade, selbst noch in der Zeit, als von den damaligen Offizieren sich kein einziger mehr auf seinem Posten befand.

Die Angelegenheit zog immer weitere Kreise. Conrad ließ in Sofia durch den dortigen Militärattaché mitteilen, daß Bulgarien durch den Bündnisvertrag in Gebietsfragen ein- für allemal abgefunden worden, und es eine Hinterhältigkeit wäre, wenn es jetzt auf einmal Ansprüche auf Landstrecken erhöbe, deren Besitz es früher nie erstrebt hätte. Der Militärattaché mag diesen Protest in etwas scharfer Form an seine Adresse gebracht haben, denn Anfang März erhielt ich von Falkenhayn eine Zuschrift, der ein wütendes Telegramm des bulgarischen Generalissimus beilag.

Dieser beschwerte sich über die österreichische Anmaßung in einer Form, die die ärgsten Verwicklungen befürchten ließ. Falkenhayn trug mir auf, die Angelegenheit so bald als möglich zu schlichten.

Conrad war nicht im entferntesten gesonnen nachzugeben. Die Bulgaren wären im Unrecht; sie wären wie alle Balkanvölker, verlangten, wenn man ihnen den kleinen Finger reichte, immer sofort die ganze Hand. Österreich wäre in den Gebietsfragen ohnehin zu nachgiebig gewesen, seine Truppen würden in den strittigen Landstrecken nur der Gewalt weichen! Ich möchte nichts besorgen, die Bulgaren wären schon deshalb zum Nachgeben gezwungen, weil sie von Griechenland und Rumänien zu sehr bedroht wären, um im Rahmen des Bündnisses ernste Schwierigkeiten zu bereiten.

Ich sah, daß meine Versöhnungsmission auf so einfachem Wege nicht würde ausgetragen werden können, und fragte in Mézières an, ob ich zur mündlichen Berichterstattung im Hauptquartier erscheinen sollte; Falkenhayn stimmte bei.

Die Verhandlungen im Hauptquartier waren nicht sehr einfach. Selbstverständlich wurde auch Gantscheff herangezogen, der bei unserer Heeresleitung sehr in Gnaden stand. Falkenhayn war sich natürlich seiner undankbaren Rolle als Vermittler bewußt, er hätte es am liebsten gesehen, wenn zwischen den streitenden Parteien eine unmittelbare Einigung zuwege gebracht worden wäre. Dieses Beginnen erschien mir jedoch aussichtslos. Ich überzeugte Falkenhayn, daß ohne sein Dazwischentreten eine Vereinigung der Angelegenheit undenkbar wäre.

Es war klar, daß beide Parteien Wasser in ihren Wein gießen mußten. Schließlich schlug ich eine Abmachung vor, nach der den Bulgaren wohl in einem Teil der strittigen Gebiete das Besatzungsrecht zugesprochen wurde, sie sich dafür aber verpflichteten, daraus keinerlei Präjudiz für einen dauernden Besitz abzuleiten. Der Vorschlag wurde nach Teschen und Sofia telegraphiert und erwies sich als geeignete Grundlage für die Versöhnung. Freilich nahm Conrad, der sich auf seine weit zurückreichende, genaue Kenntnis des Balkans und seiner Völker viel zugute tat, jeden Anlaß wahr, mir zu erklären, daß den Bulgaren nicht über den Weg zu trauen wäre.

Conrad hatte Recht, wenn er sagte, daß letzten Endes die Schuld an der Prizren-Pristina-Frage nicht an den Militärs läge, sondern an jenen Stellen, welche das politische Bündnis geformt hatten, vor allem an der österreichisch-ungarischen Regierung, die es versäumt hatte, über die Bulgarien nicht zugedachten Teile der eroberten Gebiete irgendwelche Bestimmungen in den Vertrag aufzunehmen. Dieses Stillschweigen erklärt

sich daraus, daß der Wiener Ballplatz selbst noch keine Entschlüsse über die Lösung der Balkanfrage gefaßt hatte, weil sich auf diesem Gebiete die Interessen der Gesamtmonarchie und der Magyaren in einem — wie es schien — unüberbrückbaren Gegensatz befanden.

Conrad und seine Herren haben über diese Sache ein und das andere Mal mit mir gesprochen. Der Generaloberst verfocht stets den auch mir grundsätzlich richtig scheinenden Standpunkt, daß die südslawische Frage im Verbande der Monarchie zu lösen wäre, man demnach Serbien in einer oder der anderen Form an die südslawischen Gebiete des Donaureiches anschließen müßte. Er stieß in dieser Auffassung auf den schärfsten Widerspruch des ungarischen Ministerpräsidenten Grafen Tisza, der weder den Dualismus preisgeben, noch die Hegemonie des Magyarentums innerhalb der Länder der ungarischen Krone irgendwie gefährden wollte. Tisza berief sich auf die Abmachungen vom 19. Juli 1914, in denen er seine Zustimmung zum Ultimatum an Serbien an die Bedingung geknüpft hatte, daß im Falle eines Krieges keinerlei serbisches Gebiet annektiert würde; wohl wäre er geneigt, hinsichtlich der Erwerbung Belgrads und der Matschwa mit sich reden zu lassen, weiter aber könnte er auf keinen Fall gehen. Er wäre für ein kleines, lebensunfähiges (!) Serbien, ein solches könnte der Monarchie viel weniger gefährlich werden als ein einverleibtes Serbien. Diese Sophismen des Nur-Magyaren Tisza brachten selbst einen Mann von der Langmut des Ministerpräsidenten Grafen Stürgkh aus der Fassung, von Conrad gar nicht zu reden. Dagegen erwies sich Burian*) wie immer als treuer Schildträger des ungarischen Ministerpräsidenten, und auch der alte Kaiser brachte es nicht über sich, gegen den allmächtigen Mann Stellung zu nehmen, weil dieser sofort mit der Demission drohte.

Ähnlich strittig lag für Wien die albanische Frage. Burian klammerte sich nach wie vor an die Idee eines selbständigen Albaniens, Tisza und Stürgkh verhielten sich hierzu skeptisch, Conrad bekämpfte sie aufs heftigste und trat für eine Teilung des Landes zwischen der Monarchie und Griechenland ein, ja er zog es gegenüber einem selbständigen Albanien sogar vor, die Bulgaren in Mittelalbanien an die Adria zu lassen. Er hatte sich von der einst von ihm so eifrig vertretenen Lösung, an der Ostküste der Adria ein autonomes Fürstentum einzurichten, gründlich abgekehrt.

Auch in der polnischen Frage ging Conrad, wie es mir scheinen will, durchaus realpolitische Wege.

Während Burian und Stürgkh für die sogenannte austropolnische Lösung eintraten — eine Sache, die im weiteren Verlaufe der Entwicklung geradezu das einzige feste Postulat Burianscher Politik bildete —, sprach sich

*) K. u. k. Minister des Äußeren.

der Chef des Generalstabes — wenigstens damals noch — mit größter Wärme für eine neuerliche Teilung Polens zwischen Österreich, Deutschland und selbst Rußland aus. Er schlug diese Erledigung vor — zum ersten, weil er von der Verläßlichkeit des polnischen Elementes nur wenig hielt, und zum andern, weil er in einem selbständig gemachten Polen ein Hindernis für einen Frieden mit Rußland erblickte.

Mit Rußland so bald als möglich zum Frieden zu gelangen, war seit der Einnahme von Warschau, Iwangorod und Lublin Conrads besonderer Wunsch, auf den er immer wieder mit den Worten zurückkam, daß man dem Zarenreich „goldene Brücken bauen müßte". Über Versuche, die unserseits in dieser Richtung gemacht wurden, ist viel geflüstert worden. Bestimmtes konnte man darüber nicht erfahren.

Man kann sagen, daß im Vorfrühling 1916 Conrad und sein Armeeoberkommando auf der Höhe ihres Glanzes sich befanden. Damals war es, als der ausgezeichnete Generaladjutant des Kaisers, General Baron Bolfras, zu Conrad lächelnd die Bemerkung machte: „In Österreich-Ungarn regiert jetzt das Oberkommando!" Worauf Conrad antwortete: „Nein, sondern Tisza." Sie hatten beide in ihrer Art recht. Es gab kein Gebiet des öffentlichen Lebens, auf welchem nicht auch Teschen seine Stimme zur Geltung brachte.

Welche Richtung es hierbei in der äußeren Politik verfolgte, habe ich schon angedeutet. Mich über die innerpolitische Tätigkeit Conrads des näheren auszulassen, kann um so weniger meine Sache sein, als ich darüber naturgemäß nur oberflächlich und von Hörensagen unterrichtet war. Einige Aktenstücke, welche die Haltung des Armeeoberkommandos zu den innerpolitischen Fragen scharf kennzeichnen, wurden bald nach dem Umsturz veröffentlicht. Sie zeigen Conrad als ein Gemisch zwischen einem deutsch-österreichischen Liberalen der 70er Jahre und einem Föderalisten von der Färbung Franz Ferdinands, jedenfalls aber als den bestimmtesten Feind der dualistischen Staatsform, in der er — wie die Ereignisse zeigten, leider nicht mit Unrecht — die größte Gefährdung der Monarchie erblickte. Dabei darf freilich, wenn sich dereinst die Archive öffnen, nicht alle innerpolitische Tätigkeit des Armeeoberkommandos auf die Rechnung Conrads gesetzt werden. Es waren — in der Operationsabteilung, beim Etappenkommando (nachmals Quartiermeisterabteilung), namentlich aber bei der durch Oberst v. Hranilovic geleiteten Nachrichtenabteilung — zahlreiche Referenten mit innerpolitischen Angelegenheiten befaßt, so daß es Conrad kaum möglich wurde, alle Fäden einheitlich in der Hand zu behalten.

Falsch wäre es, zu behaupten, daß sich Teschen in der Monarchie beliebt zu machen gewußt hätte. Das Gegenteil davon war der Fall. Und es ist auch nicht zu leugnen, daß das Armeeoberkommando durch seine ganze

Art viel zu dieser Unbeliebtheit beigetragen hat. Nicht zuletzt war es die gänzliche Unnahbarkeit, in der es lebte, und die ihm nicht nur die Feindschaft jener eintrug, die vergeblich heranzukommen versuchten, sondern auch für zahlreiche Sagen- und Gerüchtbildungen reichlich Gelegenheit bot.

Erzherzog Friedrich, der brave, ehrliche Armeeoberkommandant, brachte seinem Helfer eine an Ehrfurcht grenzende Freundschaft entgegen, deren Wert dieser — wie mir scheint — erst später richtig einzuschätzen lernte. Mochte auch Conrad nicht selten kurz angebunden, ja sogar schroff gegen ihn sein — der Erzherzog erklärte, wann immer man mit dem Gedanken an einen Wechsel an ihn herantrat, stets gleich bestimmt, er würde sich von seinem ersten Berater nicht trennen.

Das Verhältnis zwischen Conrad und dem Kaiser entzog sich meiner unmittelbaren Beobachtung. Nach allem, was ich von dritter Seite — darunter auch vom verstorbenen Ministerpräsidenten Körber — hörte, hatte Franz Joseph für seinen Generalstabschef keine wärmeren Gefühle übrig. Er empfand sogar ob der kurzen, mitunter mürrischen und immer oppositionellen Art Conrads eine gewisse Abneigung gegen ihn. Auch sein Vertrauen in die Führereigenschaften des Generals war nicht ein unbedingtes, wie Franz Joseph ja überhaupt die Überlegenheit der deutschen Führung ohne Vorbehalt anerkannte. Dessenungeachtet war der Kaiser nicht dazu zu bringen, seinen Generalstabschef zu entlassen. Er hielt ihn — nicht zuletzt deshalb, weil er nur ungern neue Männer um sich sah — auch in den schicksalsschweren Wochen des Sommers 1916, in denen sich ein schicklicher Anlaß, den Generalstabschef zu entfernen, sicherlich gefunden hätte. Conrad seinerseits schätzte den Kaiser sehr. Als ein Minister ihm riet, er sollte dem alten Herrn wegen des Gelingens einer geplanten Kriegshandlung keine Sorgen machen, man täte besser daran, alles im rosigsten Lichte darzustellen, erwiderte Conrad: „Das tue ich nicht; ich sage die Dinge, wie sie sind. Der Kaiser ist übrigens der vernünftigste von euch allen und nimmt alles ruhig und klug auf."

Asiago – Luzk.

April bis Juni 1916.

Es war mir in den Monaten Februar und März 1916 nicht entgangen, daß sich hinter den Kulissen der österreichisch-ungarischen Heeresleitung die **Vorbereitung für eine Offensive gegen Italien** abspielte. Ich begab mich wiederholt zu Conrad, um ihn um Auskunft zu bitten Seine

Antwort war immer dieselbe: ich möge es nicht als Mißtrauen gegen meine Person auffassen, wenn er den Zeitpunkt noch nicht für gekommen erachtete, mir nähere Mitteilungen zu machen; er würde den richtigen Augenblick selbstverständlich wahrnehmen.

Erst an einem der letzten Apriltage 1916 ließ mich Conrad rufen, um mir die Eröffnung zu machen, daß in Südtirol, zwischen der Etsch und der Val Sugana, zwei Armeen zur Offensive sprungbereit versammelt wären.

Ich habe schon bemerkt, daß mir diese Nachricht keineswegs überraschend kam, denn sowohl meine Offiziere wie auch die an der Südwestfront eingeteilten deutschen Verbindungsoffiziere wußten davon; an die O. H. L. war pflichtgemäß Bericht erstattet worden*). Der Conradsche Entschluß lag sozusagen in der Luft seit Ausbruch des italienischen Krieges und war tief begründet in der Stimmung, die das Oberkommando wie überhaupt die ganze österreichisch-ungarische Armee gegenüber dem „Erbfeind" beherrschte.

Der italienische Krieg war Österreichs ureigenster Krieg. Die Deutschösterreicher brannten darauf, den verhaßten Welschen, der seine Verräterhand begehrlich nach den uralten deutschen Städten Meran, Bozen, Brixen und Sterzing ausstreckte, mit blutigem Kopf heimzujagen. Die Kaiserjäger und die Landesschützen im besonderen waren an den anderen Fronten vom Tage der italienischen Kriegserklärung an überhaupt nur mit halbem Herzen bei der Sache. Die Bitten aus den Reihen dieser Regimenter, endlich an die Grenzen der bedrohten Heimat abgeschoben zu werden, hörten nicht auf. Ich habe dieses Abziehen der deutschösterreichischen Truppen später wiederholt bedauern müssen. Die Ostfront wurde dadurch, soweit die k. u. k. Armee in Betracht kam, ihres verläßlichsten Elementes beraubt. Auch wäre es zu wünschen gewesen, daß unsere Führer und Truppen die Kampftüchtigkeit ihrer deutschen Stammesbrüder näher kennen gelernt hätten, was unter den gegebenen Verhältnissen eben nur auf dem östlichen Kriegsschauplatz möglich war, wo die beiden Heere in enger Gemeinschaft fochten.

Die Südslawen standen in ihrem Haß gegen Welschland den Deutschösterreichern in nichts nach; die tapferen Kroaten ebensowenig wie die Slowenen und die Dalmatiner. Daß sie mit ihrem Instinkt recht hatten, beweist der unüberbrückbare Gegensatz, den der Friede von Versailles-Saint-Germain zwischen den Adria-Anwohnern geschaffen hat.

Den Ungarn sagte man wohl, auf die Epoche 1848 bis 1866 hinweisend, gewisse Sympathien für die Italiener nach. Diese Gefühle waren aber durch den italienischen Verrat völlig ausgelöscht.

*) Die Bemerkung auf S. 204 des Werkes „Die Oberste Heeresleitung 1914 bis 1916" von Erich v. Falkenhayn übersieht diese Tatsache.

Das k. u. k. Offizierkorps im besonderen betrachtete den italienischen Krieg als Ehrensache. Der geistreiche Bohemien unter den k. u. k. Generalen, Herr v. Hoen, Kommandant des Kriegspressequartiers, pflegte immer zu sagen: „Auf den Palmen allein wachsen die Theresienkreuze."

Conrad war auch in seinen Empfindungen gegenüber Italien, das er nie nannte, ohne das Epitheton „perfid" zu gebrauchen, der Österreicher schlechtweg. Die Stellung, die er zur Dreibundpolitik einnahm, ist bekannt. Wie Conrads Biograph Nowak in seinem bereits genannten Buche „Der Weg zur Katastrophe" mitteilt, wollte der Generalstabschef schon 1907 sozusagen vom Manöverfeld fort gegen Italien losziehen. Im Herbst 1915 kam er wiederholt auf den von ihm nach der italienischen Kriegserklärung vertretenen Gedanken zurück, daß es zweckmäßig gewesen wäre, den Feind gegen Laibach vordringen zu lassen und ihn hier, beim Austritt aus dem Karstgebirge, mit 20 Divisionen anzufallen. Er hätte damals in der ersten Aufwallung ganz unschwer den Krieg im Osten stehen gelassen, um mit Italien möglichst bald abzurechnen.

Wie bereits dargelegt, vertrat man anfänglich den Standpunkt, daß die italienische Offensive nur unter deutscher Mitwirkung zu machen wäre. Als jedoch Falkenhayn endgültig absagte, entschloß man sich in Teschen, den geplanten Schlag allein zu führen.

Die Absicht Conrads, aus den Südtiroler Bergen vorzubrechen, leitete sich auf schon im Frieden entworfene Operationspläne zurück. In ihnen war für einen Krieg zwischen Österreich und Italien vorgesehen, daß die k. u. k. Armee in drei großen Angriffsgruppen vorzustoßen hätte, eine vom Isonzo, die andere aus dem Pustertal und die dritte von der Hochfläche von Vielgereuth-Lafraun. Auf die letzte Angriffsrichtung kam nun Conrad zurück. Er versprach sich sehr viel von ihr, in besonders optimistischen Anwandlungen nichts Geringeres, als daß es ihm gelingen würde, die italienischen Hauptkräfte am Isonzo im Rücken zu fassen und zur Waffenstreckung auf freiem Felde zu zwingen. Wie bei vielen andern Gelegenheiten überschätzte er die Auswirkung des eigenen Stoßes und unterschätzte die Stärke der durch die modernen Kampfmitel gestützten Verteidigung, zwei Irrtümer, die namentlich beim Gebirgskrieg schwer ins Gewicht fallen.

Volle Anerkennung gebührt der Vorbereitung der Operation, die von General Metzger und Major Schneller mit wahrhaft deutscher Gründlichkeit durchgeführt wurde. Leider ging sie, wie überhaupt die ganze Offensive, auf Kosten der Ostfront.

Zwei Stoßarmeen, die 11. unter General Dankl und die 3. unter Köveß, wurden hintereinander bereitgestellt. Während die Armee Dankl auf der Hochfläche in den Kampf trat, standen die letzten Staffeln der Armee Köveß noch zwischen Bozen und Neumarkt.

Für die wichtigste Aufgabe beim Angriff wurden im Raume von Bielgereuth Kerntruppen aus Tirol, Salzburg und Oberösterreich zusammengezogen. Sie bildeten das XX. Korps und erhielten den Feldmarschallleutnant Erzherzog Karl Franz Josef zum Kommandierenden. Nicht leicht hatte sich der alte Kaiser zu dieser Berufung seines Neffen und Thronfolgers entschlossen. Schon wiederholt war Conrad auf das Beispiel des Deutschen Kronprinzen verweisend, mit dem Vorschlag gekommen, dem österreichischen Thronfolger ein Frontkommando zu geben und ihn so in die für sein späteres Amt besonders nötige engere Berührung mit den Truppen zu bringen. Aber es waren in der Umgebung des Kaisers schwere Bedenken zu überwinden, und zwar nicht nur bei den dem Erzherzog nahestehenden Frauen. Auch der kluge, bedächtige Freiherr v. Bolfras hatte bei Gelegenheit zu Conrad geäußert: „Bedenke, wenn etwas passiert. Dann ist ein dreijähriges Kind Nachfolger . . . in dieser Zeit!" Aber schließlich siegte die „Kriegspartei", und der Thronfolger reiste, erfüllt von jugendlichem Feuereifer, nach dem Süden, um zunächst in Aquaviva, einem Landhaus bei Trient, sein Hauptquartier aufzuschlagen.

Auf seinen Wunsch wurde ihm Oberst Freiherr v. Waldstätten, einer der angesehensten Generalstabsoffiziere der k. u. k. Armee, als Stabschef beigegeben.

Als Obersthofmeister folgte Rittmeister Graf Berchtold, der frühere Minister des Äußeren, dem Erzherzog ins Feld.

Als Angriffsbeginn war anfänglich der 10. April ausersehen. Hoher Schnee machte es aber unmöglich, diesen Tag einzuhalten. Auch am 20. April und am 1. Mai mußte aus denselben Gründen gestoppt werden. Conrad tobte; nie hätte auf den Hochflächen Südtirols so lange Schnee gelegen wie gerade in jenem Frühjahr. Andre Kenner des Landes behaupteten aber, der Angriffstermin wäre auch für normale Witterungsverhältnisse zu früh angesetzt gewesen.

Der Nachteil, der aus dem fortwährenden Verschieben des Angriffstages erwuchs, war selbstverständlich groß. Dem Feinde konnten die Truppenansammlungen in allen Dörfern und Becken Südtirols nicht verborgen bleiben. Dazu brachte ein Unteroffizier italienischer Nationalität, der auf der Hochfläche von Bielgereuth zum Feinde desertierte, wertvolle Aufschlüsse über die österreichischen Absichten. Man konnte unter solchen Verhältnissen nicht gerade behaupten, daß die Zuversicht der Tiroler Führer besonders groß war. Die Meldungen der deutschen Verbindungsoffiziere bestätigten dies. Starke Gegenmaßregeln der Italiener waren vorauszusehen.

Als Anfang Mai der Angriffstermin wieder verschoben wurde, beauftragte mich Falkenhayn, bei Conrad anzuregen, ob nicht auf die den Feind ohnehin nicht mehr überraschende und daher problematische Offensive

ganz zu verzichten, und ein Teil der in Südtirol stehenden Heereskörper der Westfront zur Verfügung zu stellen wäre. Mir kam dieser Vorschlag einigermaßen unerwartet, da Falkenhayn im Winter einer Verwendung österreichisch-ungarischer Streitkräfte auf dem französischen Kriegsschauplatz durchaus abgeneigt war. Offenkundig hing die Sinnesänderung mit der gespannten Lage vor Verdun zusammen.

Conrad lehnte mit der Begründung ab, daß die bis ins einzelne vorbereitete Offensive nicht mehr aufgegeben und im besonderen die eingebaute Angriffsartillerie nicht wieder herausgezogen werden könnte.

Endlich am 15. Mai brach die Lawine von Vielgereuth-Lafraun los; zuerst griff das Thronfolgerkorps an, dem am Ostflügel zwei Tage später das Grazer Armeekorps des Generals Krautwald folgte. Der Anfang war glänzend. Die deutsch-österreichischen Kerntruppen der Stoßgruppe leisteten Hervorragendes und brachten in wenigen Tagen über 30 000 Gefangene und 300 Geschütze als Beute ein. Asiago wurde genommen! Falkenhayn sandte ein warmes Telegramm, welches Conrad ebenso warm erwiderte. Im Teschener Hauptquartier war alles eitel Wonne. Auch wir deutschen Offiziere freuten uns aufrichtig der Siege unseres Bundesgenossen. Aber schon am 24. Mai trat beim Thronfolgerkorps ein Stillstand ein. Der Feind nützte die Lage aus und führte Geschütze und Infanterie heran, so viel, als in der mit Bahnen und Straßen übersäten „Terra ferma" nur überhaupt möglich war. Man hat mir später erzählt, daß die Truppen des XX. Armeekorps gebeten hätten, den Sprung an den Rand des Gebirges ohne Atempause machen zu dürfen, ehe sich der Feind erholen konnte. Das Korpskommando habe es nicht zugelassen, weil es zuerst die schwere Artillerie nachziehen zu müssen glaubte. Dadurch wäre es den Italienern möglich geworden, auf der Priafora und den benachbarten Felsriesen noch einmal Fuß zu fassen und eine Fortführung des österreichischen Angriffes zu vereiteln.

Von anderer Seite wurde behauptet, daß das Heeresgruppenkommando die Reservedivisionen zu tief gegliedert aufgestellt hätte, so daß es ihnen versagt gewesen wäre, rechtzeitig einzugreifen. Es kann nicht Sache dieser Zeilen sein, die Richtigkeit des einen oder des andern Vorwurfes nachzuprüfen.

Soviel halte ich für sicher, daß es nicht erst des Eingreifens der Russen im Osten bedurfte, um die österreichische Offensive aus Südtirol zum Stillstand zu bringen; diese hatte schon vorher „kulminiert" und wäre nur mit dem Einsatz starker neuer Kräfte, die aber nicht zur Verfügung standen, fortzuführen gewesen.

Die Zentralmächte hätten sich eben nicht verleiten lassen sollen, an zwei Punkten gleichzeitig offensiv zu werden; diese Sünde gegen den

heiligen Geist der Kriegführung führte zu einer Krise, die möglicherweise überhaupt den Verlust des Krieges in sich schloß.

Am 4. Juni feierte zu Teschen der Feldmarschall Erzherzog Friedrich die Vollendung seines sechzigsten Lebensjahres. Der Vorabend des Festes vereinigte die Mitglieder der erzherzoglichen Familie, das persönliche Gefolge des Marschalls, die Spitzen der Heeresleitung und die Militärmissionen der Verbündeten an der erzherzoglichen Festtafel. Unter den Lauben des Stadtplatzes versammelten sich die Offiziere des Oberkommandos und der Garnison zu einem Fackelzug. Als sich die Lichtsäule die enge Erzherzog-Karl-Straße herabbewegte, traten wir auf den Erker des Schlosses hinaus. Es war ein herrlicher, mondheller Abend. Der Umriß der Terrassenstadt Teschen zeichnete sich wundervoll vom sternenübersäten Himmel ab. Von unten klangen, von der Musik des braven Egerländer Bataillons gespielt, herzbezwingende Weisen herauf: der „Radetzkymarsch", die „Wacht am Rhein".

Generaloberst Freiherr v. Conrad richtete angesichts der Menge an den Erzherzog einige Worte; dieser erwiderte, fast zu Tränen gerührt. Es war dem braven, alten Soldaten aus ganzer Seele zu gönnen, daß er diesen Höhepunkt eines Menschendaseins erleben durfte. Ich werde ihn immer als treuen, aufrechten, deutschen Mann verehren, dessen Verdienst um die gemeinsame Sache durch den unglücklichen Ausgang des Krieges nicht geschmälert werden kann.

Als ich am Morgen nach dieser Feier unser Geschäftszimmer im Albrechtsgymnasium betrat, überreichte mir Major Fleck ein Telegramm, das ich — trotz aller Zuversicht, die uns erfüllte — nicht ohne starke Bewegung las. Österreichische Funker hatten tags zuvor einen Befehl Brussilows aufgefangen, in welchem dieser seinen Armeen mitteilte, daß die Offensive wieder aufgenommen werden würde:

„Es ist die Zeit gekommen, den ehrlosen Feind zu vertreiben! Alle Armeen unserer Front greifen an. Ich bin überzeugt, daß unsere eiserne Armee den vollen Sieg erringen wird."

Sie hat ihn nicht errungen; es hat aber nicht viel daran gefehlt!

Am 4. Juni begann das große Ringen: auf dem Südflügel, an der Strypa und westlich Rowno. Im Osten sollte — wie verläßlich bekannt wurde — die Entscheidung erkämpft werden. Verdun und hauptsächlich Tirol hatten den Beginn um einige Wochen früher, als beabsichtigt war, erzwungen.

Die Ereignisse überstürzten sich. Auf dem Nordflügel gingen die Stellungen westlich Rowno in wenigen Stunden verloren; der Meldung, daß russische Angriffe abgewiesen wären, folgte fast auf dem Fuße die Nachricht der Niederlage; die Reserven waren überraschend schnell und

wirkungslos verbraucht, haltlos ging es westwärts zurück; Luzk mit seinem berüchtigten Brückenkopf fiel, der Russe stand auf dem westlichen Styrufer und vor ihm nur Trümmer der Auflösung naher Divisionen.

Auf dem Südflügel durchstieß ein russischer Angriff die Front zwischen Dnjestr und Pruth; ein Teil wich westwärts, über den Pruth der andere

In der Mitte der Front hielt allein die Südarmee!

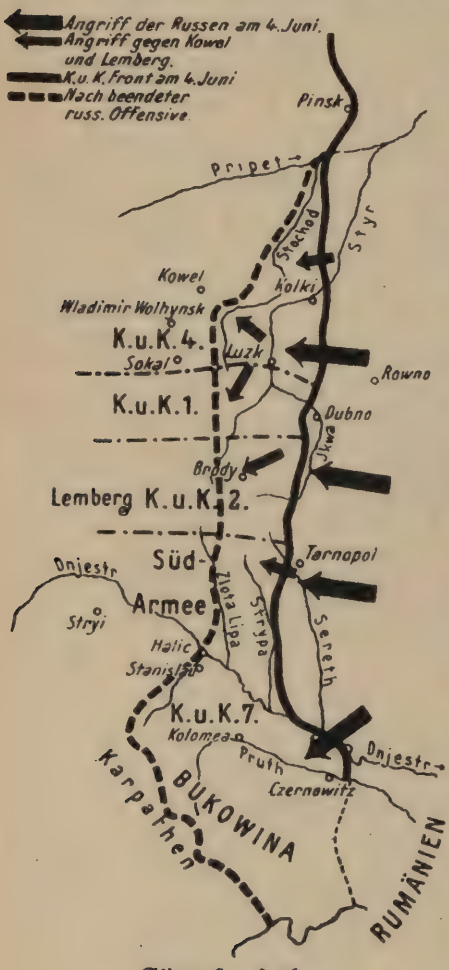
Schon am 7. Juni erklärte das A. O. K., daß die Lage mit k. u. k. Truppen allein nicht zu halten wäre. „Nach den Erfahrungen vom 5. und 6. ist es ganz unmöglich, in bezug auf die 4. Armee irgendetwas vorauszusetzen." Sie war westlich Luzk auseinandergebrochen, der Weg auf Wladimir-Wolhynsk und Sokal stand offen. Der Russe stieß aber nicht nach. Ob er den Umfang seines Erfolges nicht übersah — was sich an allen Fronten beim Angreifer ereignet hat —, um seine Nordflanke besorgt war oder nicht genügend Kräfte zur Hand hatte, mag dahingestellt bleiben; er verpaßte eine Gelegenheit, schwankte zwischen der Richtung auf Lemberg und der auf Kowel und verlor kostbare Zeit.

Das A. O. K. gedachte die Offensive gegen Italien zunächst nicht einzustellen; es erbat deutsche Hilfe und wies darauf hin, daß sich der russische Angriff ausschließlich gegen die österreichisch-ungarische Front zu richten schiene, und die nördlich anschließende deutsche Front Truppen entbehren könnte. Die O. H. L. schloß sich dem nicht an: sie stand im Westen im schweren Kampf, und vor der deutschen Ostfront waren nachweisbar noch keine russischen Divisionen gegen den Verbündeten verschoben. Das A. O. K. möchte daher die selbst verschuldete Lage mit eigenen Truppen wiederherstellen.

Die Situation verschlimmerte sich, der Hilferuf wurde dringender, die O. H. L. mußte schweren Herzens „bei vorübergehendem Einstellen und Einschränken der Angriffsziele im Westen" mehrere Divisionen hergeben. Am 8. Juni trafen sich die Generalstabschefs in Berlin, — Conrad wird nur ungern an diese Unterredung zurückdenken. Es wurde beschlossen, die Lage durch einen Gegenangriff aus Richtung Kowel auszugleichen. Deutschland stellte weitere Divisionen, von der italienischen Front rollten am 11. Juni die ersten Truppen nach dem Osten. General v. Linsingen erhielt das Kommando auch über die k. u. k. 4. Armee. Erzherzog Josef Ferdinand wurde im Kommando der k. u. k. 4. Armee durch General v. Terszтyanski ersetzt.

Nach dem überraschend großen Erfolg des ersten Angriffes begann der Russe nunmehr tatsächlich damit, den Schwerpunkt seiner zahlenmäßigen Überlegenheit nach dem Süden zu verschieben. Ununterbrochen rollten seine Transporte gegen die österreichisch-ungarische Front. Es bildeten sich mehrere Stoßgruppen: gegen Kowel von Osten und Südosten, gegen Lem-

berg aus drei konzentrisch zusammenlaufenden Richtungen und südlich des Dnjestr. Immer noch wehrte sich das A. O. K. gegen die Erkenntnis, daß gegen Italien völlig Schluß gemacht werden müßte; erst am 18. Juni erging der Befehl dazu. Er trug eine stolze Hoffnung zu Grabe. Die Ostfront wurde die Sorge aller!



Skizze 3. Luzk.

Der aus Richtung Kowel angesetzte Gegenangriff drückte Ende Juni den russischen Offensivbogen westlich Luzk wohl etwas zusammen, kam aber bald zum Stehen. Der Russe hatte wieder das Wort. Anfang Juli durchstieß er den Styrbogen nordwestlich Rowno und zwang die Verteidigung hinter den Stochod zurück. Die O. H. L. hatte sich dagegen ausgesprochen, die Räumung freiwillig vorzunehmen; vom Feinde erzwungen, kostete sie schwere Opfer. Über den Stochod gegen Kowel weiter vorzudringen, gelang den Russen nicht. Die Front hielt, wenn sie auch hier und da vorübergehend ins Wanken kam. Es war ein Fehler der russischen Führung, daß sie ihre Truppen in Richtung Kowel gerade gegen die Stelle des stärksten Widerstandes einsetzte. In Richtung Lemberg war ihr damals westlich des Styr der Erfolg sicher; gegen Kowel hätte verläßliche Abwehr genügt.

Der Stoß auf Lemberg erfolgte von drei Seiten: westlich des Styr, beiderseits der Bahn über Brody und nördlich der Bahn über Tarnopel.

Wie schon erwähnt, war die wirksamste Stoßrichtung — die westlich des Styr — nicht derart mit Truppen versorgt, daß sie sich über einen Anfangserfolg hinaus durchsetzen konnte; sie blieb an der Lipa liegen. Beiderseits der Bahn über Brody wurden die k. u. k. 1. und 2. Armee bis Ende Juli westwärts bis über Brody hinaus zurückgedrängt. Nördlich der Tarnopoler Bahn gelangte der russische Angriff Anfang August bis über den obersten Sereth. Deutsche Truppen mußten Lemberg schützen helfen.

In der Mitte der Front hielt die Südarmee; sie bog ihre Flügel zurück, um den Anschluß nicht zu verlieren, und ragte als letzte Bastion ostwärts in die anstürmenden Russen hinein. Führung und Truppen leisteten Hervorragendes. Schließlich mußte auch sie ihre Stellungen aufgeben; freiwillig ging sie hinter die Zlota-Lipa zurück.

Südlich des Dnjestr verlor der westwärts weichende Teil der 7. Armee immer mehr jeden inneren Halt. Ein Gegenstoß deutscher Truppen auf dem Nordflügel in Richtung Obertyn hatte wohl Erfolg, konnte aber allein die Lage auch nicht ändern. Bis hinter die Bystrica-Solotwinska und westlich Stanislau mußte die Verteidigung zurückverlegt werden, weil haltlos jedem Angriff nachgebende Verbände Flanke und Rücken brav kämpfender Truppen der Umfassung preisgaben. Das wertvolle Ölquellengebiet vonBoryslaw war ernsthaft bedroht. Da beging der Russe auch hier den Fehler, von der Stelle des schwächsten Widerstandes abzulassen, um sich gegen stärker verteidigte Frontteile zu wenden; er verschob Kräfte über den Dnjestr nach Norden und griff die Südarmee an.

Die über den Pruth nach Südwesten und Süden ausweichenden Teile der 7. Armee waren auf die Karpathen zurückgegangen. Der Russe schwankte, wohin er den Hauptdruck seiner Verfolgung legen sollte. Zunächst schien er gegen die Karpathen nur sichern zu wollen, um den Stoß auf Stanislau sich auslaufen zu lassen. Nach und nach wurde aber auch der Druck gegen die Karpathen derart stark, und die Gefahr eines Einbruchs nach Ungarn mit seiner Rückwirkung auf die Rumänen derart dringend, daß deutsche und österreichisch-ungarische Verstärkungen zum Gegenangriff angesetzt wurden. Sie nahmen die Karpathenpässe fest in die Hand, zwangen den Russen, auch seinerseits Kräfte ins Gebirge zu schieben, und entlasteten die Stanislau-Front.

Über die vorstehend in großen Zügen geschilderten Erfolge ist der russische Massenansturm nicht mehr nennenswert hinausgekommen. Weder auf Kowel, noch auf Lemberg gelang es ihm, durchzustoßen. Die Abwehr war aber nur gelungen, weil nach und nach rund 20 deutsche Divisionen herangeführt worden waren, obwohl im Westen seit dem 1. Juli der Kampf an der Somme tobte. Die Leistungsfähigkeit der Mittelmächte war aufs äußerste angespannt. Die Kraft des russischen Ansturms brach gerade noch im richtigen Augenblick zusammen; die Rumänen kamen bereits zu spät!

Der russischen Offensive fielen zwei Armeeführer zum Opfer: Erzherzog Josef Ferdinand und Pflanzer-Baltin.

Ersterer hatte bereits im Jahre 1915 ebenfalls bei Luzk—Rowno*) völlig versagt. Was und wer ihn gehalten hat, weiß ich nicht.

*) Vgl. S. 27.

General Pflanzer-Baltin hatte sich bei der Truppe niemals besonderer Wertschätzung erfreut. Sie wußte ein Lied zu singen von der hastigen, sprunghaften Unruhe seiner Führung, von den ewigen Hin- und Hermärschen und von dem rücksichtslosen Zerreißen der Verbände; in kleinen Gruppen fanden sich häufig sämtliche Sprachen der Monarchie zusammen. Nachbar verstand den Nachbar nicht, und die Gefechtsführung erforderte mehr Sprachkenntnisse als militärischen Blick. Der Soldatenfluch: „Armeereserve sollst Du sein beim Pflanzer-Baltin" ist diesem Urteil entsprungen. Auch das ewige, unberechtigte und bisweilen unmittelbar schädliche Eingreifen in die Truppenführung an der Front wurde abfällig besprochen.

Verschiedene Vorschläge der O. H. L., den General durch einen ruhigeren und zielbewußteren Führer zu ersetzen, hatten keine Gegenliebe gefunden. Beim A. O. K. stand Pflanzer-Baltin in hohem Ansehen; es gründete sich auf seine Karpathenverteidigung und auf den Vormarsch im Frühjahr 1915. Die Verhältnisse hatten sich seitdem aber gewaltig geändert; aus dem Kleinkrieg auf dem Südflügel war eine festgefügte, geschlossene Front geworden, und aus recht bescheidenen Anfängen eine große Armee. Damit hatten sich auch die Aufgaben der Führung geändert, und das Urteil von einst war nicht mehr zutreffend.

Nach dem Mißerfolg der 7. Armee im Juni 1916 wiederholte die O. H. L. ihre Vorschläge; sie setzte aber zunächst nur durch, daß General v. Seeckt, der Generalstabschef von Gorlice und Serbien, in gleicher Eigenschaft zur 7. Armee übertrat. An General Pflanzer-Baltin hielt das A. O. K. noch fest. Erst als die Lage immer trostloser wurde, und die O. H. L. Bedenken trug, seiner Führung deutsche Truppen weiterhin anzuvertrauen, wurde der linke Armeeteil an der Stanislau-Front als 3. Armee unter General v. Köveß abgetrennt und die 7. Armee unter General Pflanzer-Baltin auf die Karpathenverteidigung beschränkt. Das Kommando über diese Front wurde später dem General v. Kirchbach übertragen.

Die Juni-Ereignisse sprechen *gegen* die beiden Armeeführer; an keiner anderen Frontstelle hat die Verteidigung so gründlich versagt wie bei ihnen. Wirkliche Kenntnis der Front und ihrer Führer hätte das Armeeoberkommando früher zum Eingreifen veranlassen sollen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß der Umschwung an der Ostfront und seine Rückwirkung auf die Gesamtlage das Verhältnis der beiden Heeresleitungen auf das tiefste beeinflußten. Die O. H. L. war im einzelnen nicht unterrichtet, in welchem Umfange die Ostfront zugunsten der Offensive gegen Italien geschwächt worden war. Befehle zum Abtransport von Truppen und Artillerie vom Osten nach Tirol hatten sogar die russische Gruppe des Armeeoberkommandos übergangen, um deren Widerspruch nicht noch stärker herauszufordern. Daß diese Truppenverschiebungen die

O. H. L. nichts mehr angingen, nachdem auf die Einheitlichkeit der Operationen verzichtet worden war, ist ein Trugschluß. Mißglückte die Offensive oder brach die Verteidigung zusammen, so mußte die O. H. L. helfen Der umgekehrte Fall, daß die O. H. L. österreichisch-ungarische Truppenhilfe in Anspruch nehmen würde, war bei dem beiderseitigen Kräfteverhältnis unwahrscheinlich.

Es war durchaus begreiflich, daß die O. H. L. beim ersten Hilferuf nicht sofort auf ihre eigenen Unternehmungen verzichtete, um erneut nach Galizien zu ziehen. Erst als bekannt wurde, daß die k. u. k. 4. Armee in zwölf Tagen 54, die 7. Armee sogar 57 v. H. ihres Bestandes eingebüßt hatte, als Nachrichten eingingen, daß die Widerstandskraft auf ein Minimum gesunken sei, und als der Russe seine ganze Kraft gegen die verbündete Front warf, konnte über den Ernst der Lage und die Notwendigkeit weitgehender Waffenhilfe kein Zweifel bestehen.

Die deutsche Truppenmacht, die schließlich im Osten stand, hätte bei einheitlicher offensiver Verwendung sicher einen Umschwung zu unseren Gunsten herbeigeführt. Gegen diesen naheliegenden Entschluß wirkte aber die Tatsache, daß die sich überstürzenden Ereignisse an der Front gar keine Zeit zu ruhigem Aufmarsch und zur Vorbereitung strategisch wirksam werdender Abwehr ließen. Kowel, Lemberg, das Ölquellengebiet und Ungarn lagen so dicht hinter der Front, die Not stieg an einzelnen Frontstellen derart rapid, daß nur raschefte — sozusagen brutalste — taktische Hilfe übrig blieb. Die überall wankende und weichende Front verschlang so eine Division nach der anderen. Verschiedene Pläne einer großzügigeren Gegenwirkung wurden dadurch undurchführbar.

Charakteristisch hierfür ist die Geschichte der k. u. k. 12. Armee. Ihr Stab bildete sich Anfang Juli in Chodorow hinter der Stanislaufront. Oberbefehlshaber war der spätere Kaiser Karl; seine Verwendung als Korpsführer gegen Italien hatte ihr Ende gefunden, er sollte nunmehr mit einer Armee an der Ostfront siegen helfen. Es wäre seine Aufgabe gewesen, durch eine Offensive aus Südostgalizien gegen die Bukowina den russischen Südflügel in Flanke und Rücken zu fassen und den Rumänen die Unterlegenheit der Russen vor Augen zu führen. Sein Generalstabschef war General v. Seeckt, dessen erster Mitarbeiter der Oberst v. Waldstätten. Tatsächlich ist diese Armee niemals im beabsichtigten Umfange zustande gekommen; die für sie bestimmten Verbände waren an anderen Frontstellen eingesetzt und wurden dort durch die Ereignisse festgehalten. Das Oberkommando Chodorow trat nur insofern in die Erscheinung, als ihm der Oberbefehl über den ganzen Südflügel (Süd-, 3. und 7. Armee) anvertraut wurde. So stark hemmte damals die Unsicherheit an der Front die Durchführung größerer Entschlüsse, und so ist es gekommen, daß die

starke deutsche Unterstützung wohl die Lage rettete, aber den Pendel des Erfolges nicht wieder zurückschwingen lassen konnte.

Conrad hatte die Abwehr an der russischen Front für ausreichend gehalten, denn „es standen 38½ eigene gegen 40 bis 41 russische Divisionen" Diese Begründung ist nicht ganz zutreffend, weil sich die Widerstandsfähigkeit der Front nicht durch einfache Gegenüberstellung von Zahlen werten ließ. Im Osten war uns der Feind um mehr als das Doppelte überlegen. Den Ausgleich schuf die Güte unserer Truppen, deren ausgiebige Ausstattung mit Artillerie und die Überlegenheit der Führung. Die Schwächung der österreichisch-ungarischen Ostfront zugunsten der Offensive gegen Italien beschränkte sich nicht auf das Abziehen geschlossener Divisionen und zahlreicher einzelner Bataillone, auch die Artillerie — besonders die schwere — wurde verringert, ebenso der bereitgestellte Ersatz an Truppen und Munition. Außerdem aber hatte Italien auch bei der Auswahl der Truppen nach ihrer Güte und Zuverlässigkeit den Vorrang. Nicht jede der im Osten verbliebenen Divisionen hatte den Kampfwert einer solchen. Die Divisionen besaßen ferner nicht die entsprechende Artillerie, und hinter ihnen stand nicht der genügende Ersatz. Während die ausgezeichneten schweren Geschütze der Österreicher in Tirol Triumphe feierten, zerschlug die überlegene russische Artillerie die Schützengräben der Ostfront. Während die russischen Divisionen sich durch überreichlichen Ersatz verdoppelten und verdreifachten, zehrten sich die eigenen in wenigen Kampftagen auf und sanken auf die Gefechtskraft schwacher Regimenter. Es haben gerade die Faktoren gefehlt, die im Kampf der Zahlen den Ausgleich schaffen mußten. Conrad hat dies übersehen oder übersehen wollen. Bei dem „Russenschreck", der sonst in der k. u. k. Armee herrschte, war das verwunderlich und bewies nur, wie sehr ihm die italienische Offensive am Herzen lag.

Im Armeeoberkommando waren die Ansichten über die Widerstandskraft im Osten sehr geteilt. Die Bearbeiter des italienischen Kriegsschauplatzes erklärten jede Besorgnis für Gespensterfurcht, die russische Gruppe, d. h. die eigentlichen Sachverständigen, warnten und sagten böse Dinge voraus.

Das Armeeoberkommando fragte auch die Führer an der Front. Die Antworten lauteten zuversichtlich. Im allgemeinen schafft eine derartige Anfrage nur Mitschuldige, ohne die eigene Verantwortung herabzumindern. Zudem ändert sich die Lage an der Front derart schnell, daß eine auf den Zustand von heute gegründete Antwort schon morgen nicht mehr zutreffend sein kann. Und die italienische Offensive beanspruchte — Wochen!

Es war zudem kaum anzunehmen, daß die Entente den italienischen Bundesgenossen in seiner zu erwartenden Not allein lassen würde. Zu

ihren Gegenmaßregeln gehörte in erster Linie eine russische Offensive gegen die österreichisch-ungarische Front.

Conrad stand mit seinem ganzen Herzen auf Seiten der Offensive aus Tirol. Er hatte ein williges Ohr für die Zustimmung als für die Bedenken. Er wollte Italien angreifen und schob bei Seite, was ihn daran hindern konnte. Darum auch die Heimlichkeiten der Vorbereitung. Es wäre trotzdem falsch, ihm allein die Verantwortung für Luzk aufzubürden. Die Hauptschuld trägt das Zerwürfnis zwischen den beiden Generalstabschefs, dessen Ursachen im Kapitel „Serbien" geschildert wurden. Ihm entsprang die Zersplitterung der Kräfte und das Fehlen gemeinsam durchzuführender Operationen unter Berücksichtigung der Lage an allen Fronten.

Die Ereignisse in Tirol und im Osten hatten für Conrad auch persönliche Folgen. Sie untergruben ihm Stellung und Ruf, eine herbe Kritik setzte ein und richtete sich ausgesprochen gegen ihn und das Armeeoberkommando.

„Die Übelstände haben mit wenigen Ausnahmen in der Führung ihre Wurzel" — so lautete das Leitmotiv scharfer Angriffe im ungarischen Parlament. Auch in Wien wurde man nachdenklich. Der Minister des Äußeren bekundete plötzlich ein derart reges Interesse an militärischen Dingen, daß Zweifel und Bedenken deutlich zwischen den Zeilen zu lesen waren. Der Ministerrat beschäftigte sich mit gleichen Fragen und verlangte in aller Form die Vereinheitlichung der Kommandoführung an der Ostfront. In der Umgebung des Armee-Oberkommandanten regten sich Widerstände gegen den Generalstabschef, dessen große Selbständigkeit durch die letzten Ereignisse als nicht mehr berechtigt erwiesen wäre. Auch der Kaiser änderte sein Verhalten, und von der Militärkanzlei erschien der erste „Questenberg" in Teschen.

Zu dieser Kritik der Führung gesellte sich die Kritik über private Angelegenheiten; Conrad hatte zum zweiten Male geheiratet und die Baronin nach Teschen ziehen lassen. Streng kirchlich gesinnte Kreise sahen die Ehe mit einer geschiedenen Frau als ungültig an; allgemein aber hielt man sich darüber auf, daß sich der Generalstabschef durch Familienrücksichten von seinen Berufspflichten ablenken ließe.

Jede Würde hat ihre Bürde! In einer Zeit, in der auf allen Gebieten Mars die Stunde regiert und jeden einzelnen so oder so vor persönliche Opfer stellt, hätte das Armeeoberkommando kein Sonderrecht für sich in Anspruch nehmen sollen. Die Heirat als solche steht als rein private Angelegenheit außerhalb jeder Kritik, die Übertragung des Familienlebens in den Standort des Armeeoberkommandos war zu vermeiden. Ob dadurch dienstliche Interessen geschädigt wurden oder nicht, ist gar nicht das Ausschlaggebende; ungleich nachteiliger war, daß das Armeeoberkommando

überhaupt Gelegenheit gab, in den Mund der Leute zu kommen und sein sonst so streng gehütetes Prestige Witzen und hämischen Bemerkungen auszusetzen.

Ich habe von alledem, was über Teschen bewußt und unbewußt geklatscht wurde, nichts bemerkt und kann die meisten Geschichten als erweislich unwahr bezeichnen. Ich bedaure aber — gerade im Interesse des Armeeoberkommandos — auf das lebhafteste den Entschluß, der den Offiziersdamen den Aufenthalt in Teschen erlaubte, und habe es stets als peinliche Situation empfunden, wenn ich mit einer dienstlichen Anfrage in einen Familienkreis eindringen mußte.

Conrad hat sehr wohl gemerkt, daß er nicht mehr ganz fest im Sattel saß; er hatte auch eingesehen, daß die Führung an der Front vielfach nicht dem Ernst der Lage entsprach und „allen Kommandanten den schweren Ernst der Verantwortung vor Augen gehalten, welche sie durch leichtfertige Gefechtsführung auf sich lüden"; er war auch unterrichtet, daß Truppenteile versagt hatten, „die moralische Qualität, der Wille zum Siege, das Pflichtgefühl und die Zähigkeit des Gegners haben uns besiegt"; er war endlich nicht im Zweifel darüber, daß die Lage im Osten nur durch deutsche Waffenhilfe und auf Kosten der Westfront gehalten worden war.

Es mag schließlich angehen, wenn innerhalb eines Abschnittes ein in Reserve stehender Verband sich die Bezeichnung „Feuerwehr" erwirbt, weil er immer dort eingesetzt wird, wo ein Unglück geschehen ist; hat er die Sache ausgeglichen, dann geht er wieder in sein Reserveverhältnis zurück. Diese Feuerwehrtätigkeit auf das deutsche Heer zu übertragen, war auf die Dauer unmöglich; es mußte an der gemeinsamen Front unbedingt eine Lage geschaffen werden, die die Feuersgefahr an sich herabminderte.

Die O. H. L. und mit ihr große Teile des k. u. k. Heeres sahen den sichersten Weg hierzu in der Vereinheitlichung der Führung und in der Verwendung deutscher Truppen und deutscher Truppenführer an allen Teilen der breiten Front.

Bevor es aber dazu kam, waren sehr erhebliche Widerstände zu überwinden, und erst ganz allmählich wurde das Ziel erreicht.

Der Kampf um den Oberbefehl.

Sommer 1916.

Im Juni 1916 wurde von der O. H. L. der Vorschlag gemacht, Mackensen als Oberbefehlshaber der österreichisch-ungarischen Südostfront einzusetzen. Das Armeeoberkommando in Teschen lehnte den Generalfeld-

marschall v. Mackensen nicht ab, wollte ihm aber nur die beiden Armeen des rechten Flügels (Pflanzer und Bothmer) unterstellen unter der Voraussetzung, daß sie durch deutsche Truppen verstärkt würden. Mit dieser Teillösung war aber die O. H. L. nicht einverstanden; für eine derart eingeschränkte Verwendung könnte man den Feldmarschall nicht vom Balkan abberufen.

Nach kurzer Zeit wurde der deutsche Vorschlag wiederholt. Conrad war diesmal bereit, auf ihn einzugehen, forderte aber als Gegenleistung erneut die bestimmte Zusicherung deutscher Verstärkungen. Die Entgegnung Falkenhayns, „er könnte nicht zugeben, daß an die Ernennung Mackensens Bedingungen geknüpft würden", machte weiteren Erörterungen ein Ende.

Anfang Juli wurde deutscherseits beantragt, Linsingen der deutschen Nordostfront anzugliedern. Das Armeeoberkommando lehnte mit der Begründung ab, daß angesichts der gespannten Lage „Varianten in den Befehlsverhältnissen bedeutungslos" wären; das gemeinsame Ziel könnte allein durch Einsatz entsprechender Truppenmengen erreicht werden. Linsingen hätte zudem ungleich mehr mit den Ereignissen südlich als nördlich der Sumpfzone zu tun und müßte daher nach Süden an das Armeeoberkommando und nicht nach Norden an die O. H. L. angeschlossen werden. Diese Begründung war zutreffend; man ließ den Vorschlag fallen.

Ihm folgte sehr bald die deutsche Anregung, den Oberbefehl zwischen Pripet und Dnjestr mit den Armeen Linsingen, Böhm-Ermolli und Bothmer dem Feldmarschall Hindenburg zu übertragen; er würde dem Armeeoberkommando unterstehen, das sich hinsichtlich aller Weisungen mit der O. H. L. ins Einvernehmen zu setzen hätte. Beide Heeresleitungen würden bereit sein, den bewährten Rat Hindenburgs für die Operationen der Gesamt-Ostfront in Anspruch zu nehmen.

Conrad betonte zwar erneut seinen Standpunkt, daß Gott mit den stärkeren Bataillonen wäre, erklärte sich aber einverstanden und erwirkte auch die Genehmigung seines Kaisers.

Hindenburg selbst war nicht bereit, freiwillig auf diese Lösung einzugehen; dem Befehle seines Obersten Kriegsherrn würde er sich fügen.

Es ist nicht ganz leicht, diesen immerhin eigenartigen Vorschlag zu erklären. Falkenhayn berief sich auf die „überragende militärische Kraft Hindenburgs" und auf den „Zauber, der seinen Namen umstrahlt". Diese moralischen Werte müßten ausgenutzt werden. Daß man dem Feldmarschall zu diesem Zweck einen kleineren Wirkungskreis, und zwar außerhalb des deutschen Befehlsbereiches zuweisen mußte, ist nicht recht einzusehen. Die Mehrheit des deutschen Volkes wünschte den Sieger von Tannenberg an leitende Stelle und hätte seine Verwendung als Heeres-

gruppenführer in Galizien nicht verstanden. Es wäre bestimmt nicht ausgeblieben, daß man hinter dieser Maßregel persönliche Gründe gesucht und sie als bewußte Kaltstellung gedeutet hätte.

Es war daher sehr gut und nützlich, daß sich dieser Plan zerschlug und durch den Vorschlag abgelöst wurde, dem Feldmarschall Hindenburg die ganze Ostfront zu unterstellen. Die O. H. L. würde seine vorgesetzte Dienststelle bleiben, ihrerseits aber verpflichtet sein, keine entscheidenden Weisungen ohne zustimmende Kenntnis des Armeeoberkommandos ergehen zu lassen.

In einer Unterredung der beiden Generalstabschefs vom 26. Juli wurde dieser Vorschlag besprochen. Conrad lehnte ihn für seine Person ab. Die bisherige Art der Befehlsführung durch die beiden Heeresleitungen hätte sich durchaus bewährt. Bei aller Verehrung für Hindenburg würde seine Ernennung doch im k. u. k. Heere als erneute starke Bevormundung beurteilt werden und an Stelle der erhofften Begeisterung Mißmut und Unbehagen erwecken. Vor allem würden die slawischen Nationalitäten sich dagegen wenden und ihre Behauptung, der ganze Krieg wäre nur ein Kampf zwischen Slawen- und Deutschtum, in schädlich gesteigerter Form wiederholen. Er persönlich wäre in keiner Weise gekränkt, als Generalstabschef aber verpflichtet, sich für das Prestige der Monarchie, der Armee und des Armeeoberkommandos unbedingt einzusetzen.

Auch dieser Vorschlag charakterisiert drastisch den Eiertanz um den einheitlichen Oberbefehl. Statt klar und offen über diese eine große Frage zu verhandeln, beschritt man den Umweg über Teillösungen. Der Oberbefehl Hindenburgs hätte das Armeeoberkommando Teschen in einem Umfange ausgeschaltet, der bei einheitlichem Oberbefehl gar nicht in Frage gekommen wäre. Für die Ostfront wäre Teschen eine tatsächlich nur beratende Stelle geworden; die Ausführung aller Entschlüsse hätte bei Hindenburg gelegen. Es ist begreiflich, daß Conrad seinen Kaiser dazu veranlaßte, dieses Anerbieten abzulehnen.

Nicht zu begreifen und in hohem Maße verwunderlich war aber, was sonst österreichischerseits noch an Gegengründen laut wurde. Man erblickte in der deutschen „Hegemonie an der Ostfront" die Gefahr, daß das Reich sich den Besitz des von ihm eroberten russischen Bodens als wertvolles Tauschobjekt für Friedensverhandlungen auch dann sichern würde, wenn österreichisch-ungarische Landesteile infolge dadurch bedingter unzureichender Verteidigung in russische Hände fielen.

Diese Verdächtigung war durch nichts begründet. Im Gegenteil, das deutsche Heer hatte zu wiederholten Malen galizischen Boden vom Feind befreit und Ungarn geschützt. Es war daher völlig willkürlich, ihm für die Zukunft eine andere Haltung zuzutrauen.

Noch sehr viel merkwürdiger war die Begründung, Deutschland würde — ebenso wie an Italien — auch an Rumänien nicht Krieg erklären, falls letzteres gegen die Monarchie losschlagen sollte. Österreich-Ungarn würde dann ohne Unterstützung bleiben und nicht einmal über seine eigenen Truppen frei verfügen können. Es wäre sogar denkbar, daß Deutschland bei ungünstigem Kriegsausgang sich dadurch leichtere Bedingungen erkaufen würde, daß es nicht nur Italien und Rumänien, sondern auch Rußland sich an Österreich-Ungarn schadlos halten ließe.

Wohin sich auch kluge Leute verirren können!

Warum Deutschland an Italien nicht den Krieg erklärt hatte, wußte Conrad. Gegen Rumänien hat Deutschland niemals nur Zuschauer bleiben wollen. Daß es die Donaumonarchie unter Umständen fallen lassen würde, war eine ganz willkürliche Annahme; sehr viel eher konnte der umgekehrte Fall angenommen werden.

Die Begründung hinterläßt den wenig angenehmen Eindruck, daß ein Vorschlag, der die Befehlsgewalt des Armeeoberkommandos bedrohte, unter allen Umständen aus der Welt geschafft werden sollte.

Kaiser Franz Joseph hatte damals sehr viel größer und freier gedacht als sein Generalstabschef; er ließ ihm die Weisung zugehen, das Wohl der gemeinsamen Sache über jede Prestigefrage zu stellen.

Die Erkenntnis, daß mit dem Armeeoberkommando eine Einigung über die Kommandoverhältnisse nicht zu erreichen war, führte schließlich zu der Erwägung, ob die ganze Frage nicht am zweckmäßigsten und schnellsten durch unmittelbare Vereinbarung zwischen den beiden Kaisern geregelt würde. Ein derartiger Schritt konnte die Enthebung Conrads oder dessen freiwilligen Rücktritt zur Folge haben. Allein aus d i e s e m Grunde ist er unterblieben. Das verbündete Heer sollte in seiner ohnehin recht schwierigen Lage nicht durch das Ausscheiden seines Generalstabschefs vor neue Erschütterungen gestellt werden.

Bei aller Rücksicht auf Conrad mußte die Befehlsfrage aber doch geklärt werden. Kaiser Wilhelm übernahm diese Aufgabe. Bei einer Besprechung in Pleß, an der Erzherzog Friedrich, Conrad und Hindenburg teilnahmen, wurde eine Einigung erzielt. Mit dem 28. Juli übernahm Hindenburg den Oberbefehl über die Nordostfront bis einschließlich der k. u. k. 2. Armee Böhm-Ermolli; er unterstand der O. H. L., die für das Gebiet südlich des Pripet vorherige Vereinbarung mit dem Armeeoberkommando zusicherte. Die Armeen des Südflügels wurden die „Heeresgruppe Erzherzog Thronfolger".

Niemand wird des Glaubens sein, daß der Name Hindenburg allein die Lage im Osten ändern konnte. Jedem wird es aber einleuchten, daß der Feldmarschall mit dem Kommando auch die Verantwortung übernahm

und dadurch der ganzen Front näherrückte. Ohne zeitraubende Umwege über zwei Heeresleitungen und ohne täglichen Kampf mit persönlichen Empfindlichkeiten konnte er nunmehr an *seiner* Front Ordnung halten. Mit seiner Befehlsübernahme begann das systematische Einschieben deutscher Verbände in die Front des Verbündeten und ein weitgehender Offizieraustausch. Die Heere lernten sich gegenseitig kennen, sie gewannen Einblick in ihre Eigenart, das wechselseitige Interesse stieg und abgesehen von einzelnen Unentwegten und einzelnen Entgleisungen, hat die Sache dabei unendlich viel gewonnen. Mir ist von sehr vielen alten und jungen österreichisch-ungarischen Offizieren mit überzeugender Offenheit erzählt worden, daß sie das Zusammenarbeiten mit deutschen Truppen und die Tätigkeit unter deutschem Kommando schon lange gewünscht und durch die Erfahrungen keinerlei Enttäuschung erlitten hätten. Im Soldatenmund hießen die in die Front eingeschobenen deutschen Verbände die „Korsettstangen". Die Bezeichnung mag nicht gerade geschmackvoll sein, das Bild an sich war richtig.

Die Regelung der Befehlsverhältnisse im Osten war aber dennoch nur eine Teillösung; der *einheitliche Oberbefehl* blieb weiter unentschieden. Der Antrieb, nunmehr auch diese Frage zu lösen, ging von ganz verschiedenen Richtungen aus. Enver Pascha und der König von Bulgarien beantragten die Übernahme des Oberbefehls durch den Deutschen Kaiser. Gleiches erstrebte — völlig unabhängig davon — der Vorschlag mehrerer Offiziere aus der Umgebung des k. u. k. Armee-Oberkommandanten. Für alle war die Überzeugung maßgebend, daß der Ernst der Stunde das Zusammenfassen aller Kräfte gebieterisch verlangte und auf persönliche Sonderwünsche nicht mehr Rücksicht genommen werden durfte. Die Frage mußte gegebenenfalls auch ohne Conrad gelöst werden.

So kam es, daß ich nach Pleß berufen und mit einem Auftrag betraut wurde, den ich selbst dort anzuregen beabsichtigt hatte.

Erzherzog Friedrich stimmte dem Oberbefehl des Deutschen Kaisers zu; es war ihm aber deutlich anzumerken, wie groß seine Besorgnis vor dem Widerstand seines Generalstabschefs war; er bat mich, den Vorschlag Conrad gegenüber selbst zu vertreten. Dieser lehnte rundweg und in entschiedenster Form ab und erbat noch am gleichen Tage telegraphisch seine Enthebung!

Der Vorschlag, gegen den Conrad sofort das schwerste Geschütz auffahren ließ, ging dahin: der Deutsche Kaiser übernimmt „die einheitliche Führung der gemeinsamen Angelegenheiten der Kriegführung". Sein Organ ist der Chef des deutschen Generalstabes.

Die Selbständigkeit der Heeresleitungen wird nur soweit als unbedingt notwendig berührt werden. Vorherige Verständigung wird die Regel

bilden. Sind aber einmal Befehle ergangen, so sind sie unter allen Umständen bindend.

Conrad sah in dieser Lösung keine Sicherung des Gesamterfolges und keine genügende Wahrung der militärischen Interessen der Monarchie. Deutschland stände mit Italien noch gar nicht im Kriege, das A. O. K. würde wahrscheinlich sehr bald zwischen der Gehorsamspflicht gegen Kaiser Wilhelm und der Verantwortungspflicht gegen Kaiser Franz Joseph zu wählen haben. Bei inneren Gegensätzen würde die bewußte Nichtbefolgung ergangener Befehle zwingende Notwendigkeit werden; Einwendungen wären dann zwecklos oder kämen zu spät. Wenn Österreich-Ungarn seine Großmachtstellung und seine zukünftige Selbständigkeit wahren wollte, müßte es den deutschen Vorschlag ablehnen.

Diese Gegengründe versteckten hinter großen Worten das einfache Nichtwollen. Conrad wußte ganz genau, daß Deutschland zur Kriegserklärung an Italien bereit war, falls die militärischen Umstände es notwendig machten; er wußte, daß die Großmachtstellung Österreich-Ungarns soeben erst mit knapper Not und nur mit deutscher Waffenhilfe dem tödlichen Schlage entgangen war; er hatte nicht die geringsten Beweise dafür, daß der Deutsche Kaiser rücksichtslos über österreichische Interessen hinweggehen würde. Er kämpfte in diesem Augenblick nicht mehr für sein Land, sondern nur noch um seinen eigenen Einfluß.

Kaiser Franz Joseph lehnte das Abschiedsgesuch des Generalstabschefs ab und befahl die Weiterführung der Verhandlungen durch Vorlage eines Gegenvorschlages, der „seine Hoheitsrechte, die Würde der Wehrmacht und den Wirkungskreis des A. O. K. wahrte".

Ein wesentliches Verdienst an dieser Entscheidung hatte der kluge und erfahrene Generaladjutant und Chef der Militärkanzlei Generaloberst Freiherr v. Bolfras. Es mag ihm als alten k. u. k. Offizier und Zeugen besserer Zeiten seiner Armee gewiß nicht leicht gefallen sein, sich der preußischen Vormacht zu beugen, aber Liebe zum Vaterland und die Überzeugung, seinem Kaiser und seinem Volke auf diese Weise am besten zu dienen, ließ ihn die Prestigerücksichten zurückstellen.

Freilich entsprach der gemachte Gegenvorschlag nicht ganz den Erwartungen, er forderte die Verpflichtung des Einvernehmens

bei grundlegenden Beschlüssen,

bei der Festsetzung der zu ihrer Durchführung notwendigen Truppenmacht und

bei der Regelung des Oberbefehls im Falle gemeinsamer Unternehmungen.

Jede der Heeresleitungen konnte Anregungen geben, über die dann unter Vorsitz der Obersten Heeresleitung verhandelt werden würde. Die

Weisungen für gemeinsame Operationen sollten von dem Generalstabschef ausgehen, dessen Heer den Befehlshaber stellte. Eisenbahn und Versorgung blieben Sondergebiete. Jede Heeresleitung sollte außerdem das Recht haben, ihre Truppen nach einem andern Kriegsschauplatz zu verschieben, falls dies zur Sicherung der Verteidigung unerläßlich wäre.

Sollte über die grundlegenden Entschlüsse, Truppenmacht und Führerwahl keine Einigung zustande kommen, so entscheiden Deutschland und Österreich-Ungarn allein.

Mit andern Worten ein Kriegsrat und kein Oberbefehl. Man kann sich einigen, aber schließlich kann jeder machen, was er will.

Bevor dieser Gegenvorschlag beantwortet war, machte Falkenhayn dem Feldmarschall Hindenburg Platz. Conrad hat aus tiefster Seele aufgeatmet. Er hielt die Oberbefehlsfrage für abgetan. Es kam aber anders!

Hindenburg und Ludendorff waren erst kurze Zeit am Ruder, als sie am 2. September die Frage des deutschen Oberbefehls mit folgendem Vorschlag wieder aufgriffen: der Deutsche Kaiser hat den Oberbefehl, die Hoheitsrechte der Verbündeten werden davon hinsichtlich ihrer eigenen Streitkräfte nicht berührt. Die deutsche Oberleitung erstreckt sich auf die einheitliche, der Gesamtlage entsprechende Anlage und Durchführung der Operationen im großen, insbesondere auf die gemeinsamen Ziele, die Stärke der zu verwendenden Kräfte und die Regelung der Befehlsverhältnisse.

Zur Ausübung der Oberleitung stehen dem Deutschen Kaiser die einzelnen Heeresleitungen zur Verfügung; sie sind vor jeder wichtigen Entscheidung zu hören, wobei ein völliges Einvernehmen anzustreben ist. Alle daraufhin getroffenen Anordnungen sind bindend.

Anregungen können von jeder Seite ausgehen; die Verhandlungen darüber leitet die deutsche O. H. L.

Die Weisungen des Deutschen Kaisers ergehen „für die Oberste Kriegsleitung" durch den Chef des deutschen Generalstabes des Feldheeres.

Eisenbahnen und Versorgung bleiben Sondergebiete der Verbündeten.

Das A. O. K. und der Minister des Äußeren erklärten sich mit dieser Fassung einverstanden. Schon am 6. September wurde das Abkommen von Hindenburg und Conrad im Auftrage ihrer Herrscher unterschrieben. Bulgarien und die Türkei folgten bald darauf.

Zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn wurde auf Conrads Betreiben noch folgender Geheim-Zusatz vereinbart:

> Der Deutsche Kaiser übernimmt die Verpflichtung, sich bei der Führung der Operationen wie bei allen die Kriegführung betreffenden Verhandlungen von dem Grundsatz leiten zu lassen, den Schutz und die Integrität Österreich-Ungarns jener des Deutschen Reiches

gleichzuachten. Falls das A. O. K. den Vorschlägen der Obersten Kriegsleitung nicht zustimmen kann, wird Kaiser Wilhelm sich unmittelbar mit Kaiser Franz Joseph ins Einvernehmen setzen.

Dieser Zusatz blieb den andern Verbündeten gegenüber geheim, damit nicht auch von ihrer Seite ähnliche Wünsche geäußert würden.

Im dritten Kriegsjahr war endlich erreicht, was die Grundlage der ganzen Kriegführung hätte sein sollen: der einheitliche Befehl.

Rumänien.

August bis Dezember 1916.

Auch Rumänien hatte seine „unerlösten Provinzen"; aus dem Besitze Österreich-Ungarns erstrebte es Siebenbürgen und die Bukowina, von Rußland wollte es Beßarabien. Siebenbürgen aber war das ersehnteste dieser Ziele. Im Gegensatz zu Italien griffen die nationalen Aspirationen Rumäniens nach Landesteilen beider Mächtegruppen; es hatte keine Aussicht, die Erfüllung seiner Wünsche durch Neutralität zu erkaufen. Keine der Mächte hätte für die Neutralität allein den geforderten Preis gezahlt.

Nur aktives Eingreifen auf der einen oder andern Seite konnte den Rumänien diesen oder jenen Teil ihrer vermeintlichen Ansprüche sichern. Es zog sie zweifellos zur Entente, weil nur sie ihnen Siebenbürgen zu geben vermochte. Vielleicht zerfiel die Donaumonarchie bei unglücklichem Kriegsausgang ganz; nichtdeutsche Untertanen der Habsburger predigten diese Möglichkeit im Ausland auf allen Gassen. Dann bot sich Gelegenheit, die von der Entente zugesicherte Belohnung erheblich zu erweitern; Großrumänien blieb dann kein Traum mehr, sondern wurde Wirklichkeit. Es schien demnach lohnender, auf den Sieg der Entente zu warten.

Im Sommer 1915 hätte Rumänien nach unseren Erfolgen über Rußland an unserer Seite selbst mit einem unfertigen Heer Beßarabien erobern können. Es blieb neutral. So sicher war die Überlegenheit der Mittelmächte noch nicht, daß man die Hoffnung auf einen Ententesieg und damit auf Siebenbürgen bereits zu Grabe tragen mußte.

Im Jahre 1916 schien sich der Sieg im Osten der Entente zuzuneigen. Seit Anfang Juni kämpften die Russen in Galizien und der Bukowina mit großem Erfolg. Das deutsche Heer schien derart in Anspruch genommen, daß es nicht auch noch gegen Rumänien einzugreifen vermochte. Die siebenbürgische Beute lag fast unverteidigt da, man konnte sie wahr-

scheinlich ohne große Opfer holen. Ernsthaft kämpfen wollte man nicht, auch nicht für die Entente.

Die Werbungen der Ententegesandten in Bukarest fanden daher im Sommer 1916 williges Gehör. Hätte man sich in Bukarest bei dem eigentlichen Geschäftsabschluß mehr beeilt, so wäre die Rechnung möglicherweise aufgegangen. Man hat aber zu lange gefeilscht und sich dadurch um den leichten Erfolg gebracht.

Rumänien brauchte Munition und Kriegsgerät. Frankreich wollte liefern, die Transporte mußten von Archangelsk her ganz Rußland durchqueren. Es war keineswegs ausgeschlossen, daß sich Munitionszüge aus Versehen in ein russisches Depot verirrten. Bevor Frankreich und Rußland nicht die regelmäßige Versorgung und den ungestörten Durchtransport garantierten, wollte Bratianu nicht verhandeln.

Rumänien hatte ferner schwere Sorgen bezüglich der Bulgaren, die ihre Rechnung vom Balkankriege her vorlegen konnten. Es glaubte sich nur dann einigermaßen gesichert, wenn die Entente durch eine Offensive an der Salonikifront das bulgarische Heer derart beschäftigte, daß es gegen die Dobrudscha nichts Sonderliches unternehmen konnte. Für eine Saloniki-Offensive war aber England zunächst nicht zu haben; es trug Bedenken, die Sarrail-Armee durch Truppen aus Ägypten zu verstärken; es mangelte auch an schwerer Artillerie. Kut-el-Amara und Gallipoli waren noch nicht vergessen, ein Mißerfolg auch bei Saloniki konnte das englische Prestige zu schwer schädigen. Darum wollte man sich an keinen Termin binden. Auch Italien zeigte wenig Neigung, für Saloniki mehr Truppen herzugeben, als zur Vertretung seiner Flagge unbedingt notwendig waren. Bratianu aber gab nicht nach und bestand hartnäckig darauf, daß Sarrail *vor* der rumänischen Kriegserklärung angreifen müßte.

Es lag ferner im Plane der Entente — vor allem Rußlands — mit russisch-rumänischen Kräften aus der Dobrudscha heraus in Bulgarien einzufallen. Bratianu war dagegen; er brauchte seine Truppen für den Raubzug nach Siebenbürgen, wollte sich gegen Bulgarien mit russischer Unterstützung defensiv verhalten und an dieser Front keinen Streit vom Zaune brechen. Darum bestand er auch darauf, daß Rumänien lediglich an Österreich-Ungarn den Krieg zu erklären hätte und sich sonst auf den Abbruch aller Beziehungen beschränkte. Er ist mit dieser Forderung auch durchgedrungen und hat sich lediglich bereit erklärt, den Russen für eine Offensive gegen Bulgarien die Wege durch die Dobrudscha und die rumänischen Häfen zu öffnen.

Über die territorialen Zugeständnisse an Rumänien einigte man sich rascher, denn sie gingen einseitig auf Kosten der Donaumonarchie. Auseinandersetzungen gab es über den Umfang der Garantien seitens der

Entente. Bratianu verlangte, daß diese erst Frieden schließen dürfte, wenn die rumänischen Aspirationen restlos erfüllt wären; die Entente meinte, das rumänische Heer könnte sich die erstrebten Gebiete selbst holen. Schließlich wurde Rumänien die Annektierung auch der nicht mit Waffengewalt eroberten Gebietsteile zugesichert, falls der allgemeine Ausgang des Krieges dies zuließe.

Auch die spätere Teilnahme Rumäniens an den Friedensverhandlungen verursachte Auseinandersetzungen; Bratianu forderte gleiches Recht mit den Großmächten, die Entente wollte darauf nicht eingehen, willigte aber schließlich ein, daß Rumänien bei allen Friedensfragen, zu deren Beratung es überhaupt zugelassen werden würde, mit den Großmächten gleichgestellt sein sollte.

Während der Verhandlungen verlor Rußland wiederholt die Geduld und drohte sogar damit, seine Offensive in Galizien und der Bukowina einzustellen, falls Bratianu nicht endlich bindende Verpflichtungen einginge. Unter diesem Druck wurde die Kriegserklärung an Österreich-Ungarn auf Ende August festgesetzt. Eine Militärkonvention mit Rußland vereinbarte russische Waffenhilfe in der Dobrudscha, rumänische gegen den Südflügel der Armee Pflanzer-Baltin.

Die Verhandlungen mit Rumänien wurden von einem Versuch begleitet, Bulgarien von den Mittelmächten abzuziehen; König Ferdinand sollte abdanken und das Land verlassen; nach endgültiger Besiegung der Türkei würde den Bulgaren die Grenze Enos—Midia zugestanden werden. Italien war an diesen Verhandlungen besonders interessiert; es hoffte Serbien von der Adria und dem jugoslawischen Problem abzulenken und an innerbalkanische Fragen zu binden.

Bulgarien blieb den Mittelmächten treu; es griff an der Salonikifront selbst an und eroberte Monastir. Bratianu hat offenbar geglaubt, daß dadurch die Gefahr für die Dobrudscha ebenso abgeschwächt würde wie durch eine Offensive der Sarrail-Armee. Er hat jedenfalls nicht gezögert, zum vereinbarten Termin den Krieg an Österreich-Ungarn zu erklären und den Einmarsch in Siebenbürgen beginnen zu lassen.

Man hat in Deutschland nicht in vollem Umfange gewußt, wie tiefgehend der nationale Haß zwischen Rumänen und Magyaren war; andernfalls hätte man kaum mit der Möglichkeit gerechnet, Rumänen und Magyaren auf einer Seite kämpfen zu sehen. Selbst König Carol hätte seinem Lande diesen Entschluß nur abgerungen, wenn der sicher bevorstehende Sieg der Mittelmächte keine andere Wahl ließ. Nach der erfolgreichen Offensive gegen Serbien wurde der Gedanke angeregt, die Rumänen vor einen Entschluß zu stellen und das Prävenire zu spielen. Deutsche Divisionen standen damals in Südungarn in Ruhe. Der Gedanke kam

nicht zur Ausführung, andere Pläne und Notwendigkeiten schoben sich in den Vordergrund. Die Überzeugung, daß ein Hohenzoller den Mittelmächten nicht in den Rücken fallen würde, ließ die rumänische Frage zurücktreten.

Die Vertretungen der Mittelmächte in Bukarest schwankten in ihrem Urteil. Graf Czernin war an sich wohl davon überzeugt, daß Rumänien auf die Dauer nicht neutral bleiben und sich dem voraussichtlichen Sieger zuwenden würde, berichtete aber noch am 25. August, daß für Besorgnisse zur Zeit kein Grund vorläge. Der deutsche Gesandte meldete durchaus optimistisch.

Das A. O. K. war über Rumänien außerordentlich gut unterrichtet und gab sich keinen Illusionen hin. Der deutschen O. H. L. waren diese Auffassung und ihre Grundlagen durchaus bekannt; sie war aber nicht geneigt, sich ihnen anzuschließen. Im besonderen glaubte Falkenhayn bis zum letzten Augenblick nicht an ein Eingreifen Rumäniens. Keine noch so zuverlässige Nachricht konnte ihn von dieser Überzeugung abbringen.

Als ich ihm am 27. August die Kriegserklärung der Rumänen am Fernsprecher meldete, wollte er sie anfänglich nicht glauben; ich mußte die Verantwortung dafür übernehmen, bevor er die Meldung an den Kaiser weitergab. Auch auf den Kaiser wirkte diese Nachricht wie ein Blitz aus heiterem Himmel; er hatte sich in der Beurteilung der rumänischen Frage auf Falkenhayn verlassen. Feldmarschall v. Hindenburg wurde nach Pleß berufen, um an einer Besprechung der veränderten Lage teilzunehmen. Sollte Falkenhayn darin einen Beweis schwankend gewordenen Vertrauens sehen, so war man bereit, die Folgerungen zu ziehen und die O. H. L. an Hindenburg und Ludendorff übergehen zu lassen. Falkenhayn erbat tatsächlich seine Enthebung; als Hindenburg in Pleß eintraf, war er bereits der Chef des Generalstabes des Feldheeres und Ludendorff unter Beförderung zum General d. I. sein erster Berater.

Über Exzellenz v. Falkenhayn wird sehr verschieden geurteilt werden. Seine überragenden, geistigen Qualitäten und seine ausgesprochene politische Begabung wird dabei von niemandem in Zweifel gezogen werden. Wohl aber wird bisweilen der Eindruck aufkommen, als hätte Falkenhayn die Gegengründe anderer Dienststellen nicht als sachliche Erwiderung, sondern als persönlichen Widerspruch aufgefaßt und behandelt. Dies führte dann zu der Auffassung, daß er sich auch dort durchzusetzen bestrebte, wo er — rein sachlich genommen — nicht unbestritten im Recht war. Man darf dabei nicht vergessen, daß Falkenhayns Ernennung zum Chef des Generalstabes seinerzeit überrascht hatte; andere Namen lagen dem allgemeinen Empfinden näher. Falkenhayn hatte erst noch zu beweisen, ob die Wahl tatsächlich auf den richtigen Mann gefallen war, und diesen Be-

weis zu führen, war ihm offenbar Herzenssache. Gorlice war geschlagen; das Verdienst deutscher Truppen und deutscher Führung war unbestritten, nicht unbestritten aber der Anteil der beiden Generalstabschefs an dem Entschluß und der Anlage der siegreichen Operation. Kaiser Wilhelm erkannte seinen Generalstabschef ausdrücklich an; Conrad wollte sich nicht in den Schatten stellen lassen und ließ sich von seinem obersten Kriegsherrn sein Anrecht bestätigen.

Und auch weiterhin waren im Osten und auf dem Balkan immer zwei gleichzeitig da: Conrad und Falkenhayn. Beide mit ausgesprochenem Bewußtsein für die Macht ihrer Stellung; Conrad ängstlich bemüht um das Prestige seines Landes als Schutz für die Unabhängigkeit auch seiner Person, Falkenhayn fest überzeugt von der Überlegenheit Deutschlands und dessen Recht auf die Führung im Kriege. Mit der Zeit empfand einer den anderen als Last und Hemmnis. Sie standen einander im Wege und suchten beide jeder für sich den Weg zum Erfolg — über Asiago der eine, der andere über Verdun. Und sie trafen sich — bei Luzk!

Beide taten unrecht. Conrad widersetzte sich der klarsten Form der Gemeinsamkeit, dem einheitlichen deutschen Oberbefehl; Hoheitsrechte, Prestige und immer wieder das Prestige. Falkenhayn strebte dem richtigen Ziele zu, ging aber der klaren Lösung aus dem Wege und verfiel auf Aushilfen, die falscher Deutung ausgesetzt waren.

Falkenhayn wurde durch die Kriegserklärung Rumäniens zu Fall gebracht. Sie gab den Ausschlag, war aber nicht der alleinige Grund. Falkenhayn hatte nach Ansicht vieler zu große Arbeit auf die eigenen Schultern geladen. Unendlich vieles erledigte er selbst. Dabei wurde er über Gebühr auch in Details verstrickt, engagierte sich persönlich zu stark für Dinge, die es gar nicht wert waren, und empfand als Kritik seiner selbst, was ebenso gut zwischen nachgeordneten Stellen hätte erledigt werden können. Auch die größte Spannkraft ist einer dauernden Überlastung nicht gewachsen. Hätte die Stimmung im Volk und Heer ausgesprochener hinter ihm gestanden, so wäre er vielleicht auf seinem Posten verblieben. Wie die Dinge lagen, mußte er den Männern Platz machen, die man allgemein an die leitende Stelle wünschte. Was er in Zeiten schwerster Not für das Vaterland geleistet hat, darf ihm niemals vergessen werden.

Nach kurzer Ruhepause ist Falkenhayn als Oberbefehlshaber der 9. Armee gegen Rumänien ins Feld gezogen.

Für das A. O. K. Teschen war das Eingreifen Rumäniens — wie gesagt — keine Überraschung; trotzdem war die Wirkung außerordentlich tiefgehend. Man wußte nur zu gut, wie lächerlich gering die Kräfte waren, die zur Abwehr zur Verfügung standen, und wie aussichtslos die Aufgabe war, mit 25 000 Mann einen zehnfach überlegenen Feind vom

eigenen Lande fernzuhalten. Ohne deutsche Hilfe war Siebenbürgen verloren!

Es ist hier vielleicht die geeignete Stelle, um darauf hinzuweisen, wie außerordentlich stark Deutschland von seinem Verbündeten rein militärisch in Anspruch genommen wurde. In den meisten Fällen blieb gar keine andere Wahl. Mochten eigene Pläne und Absichten noch so sehr darunter leiden, und die Truppe redlich verdienter Ruhe verlustig gehen, Deutschland mußte helfen, um unabsehbares Unheil abzuwenden.

Die deutsche Waffenhilfe ist in dem Umfange, in dem sie tatsächlich notwendig wurde, bestimmt nicht vorhergesehen worden. Man hat in Deutschland nicht gewußt, wie groß bei allen Nachbarstaaten der Donaumonarchie die Hoffnung auf deren völligen Zusammenbruch war, und daß diese Hoffnung verlockender wirkte als jede Beteiligung am Siege der Mittelmächte. Man hat nicht gewußt, mit welchem Haß und mit welcher Energie auf diesen Zusammenbruch — zum Teil im Lande selbst — hingearbeitet wurde; man hat auch nicht gewußt, daß die militärische Leistungsfähigkeit des Verbündeten dieser Gefahr nur gewachsen war, wenn sie durch raschen Sieg beschworen werden konnte. Dazu reichte aber die Kraftentfaltung bei Kriegsbeginn nicht aus.

Man konnte in Österreich-Ungarn oft die Meinung äußern hören, das Bündnis mit Deutschland hätte die Monarchie in den Kampf fast gegen die ganze Welt hineingerissen; Deutschland hätte daher einfach die Pflicht, überall dort auszuhelfen, wo die eigene Kraft nicht mehr ausreichte.

Die Meinung ist falsch: der Haß der ganzen Welt gegen alles Deutsche ist ein Märchen, das die Entente sich selbst und andern zielbewußt vorerzählt hat; er war für sie ein Kampfmittel wie Handgranaten und giftige Gase. Wir haben sogar selbst an ihn geglaubt, uns mit deutscher Gründlichkeit seine Berechtigung nachgewiesen und damit bewußt oder unbewußt dem Feinde genutzt. Italien und Rumänien sind nicht durch den Haß gegen alles Deutsche in den Krieg getrieben worden; sie haben mit kühlem Herzen und kühlem Kopf die innere Schwäche der Donaumonarchie in Rechnung gestellt. Österreich-Ungarn hat Belgrad, Rom und Bukarest gegen uns geführt.

Es war keineswegs einfache Pflichterfüllung, wenn das deutsche Heer an allen Fronten helfend eingriff. Es war ein ihm auferlegter Zwang und die Folge der Fehler anderer. „Daß wir in einem Krieg gegen drei Fronten gegen Rumänien nicht genügend eigene Kräfte haben, liegt in der Schwäche unserer seit Jahrzehnten — insbesondere von der ungarischen Regierung — vernachlässigten Armee. Wir sind daher auf deutsche Hilfe angewiesen" (Denkschrift des Armeeoberkommandos vom Sommer 1916). Deutschlands Bundestreue hat in Stunden der Not niemals versagt —

„die Stellungnahme Deutschlands kann nur die sein, daß es sich mit Rumänien im Kriege befindlich betrachtet" (O. H. L. vom Sommer 1916). In Zeiten der Gefahr hat man diese Bundestreue auch rückhaltlos anerkannt. „Deutschland ist loyal, aufrichtig und tatkräftig bemüht, uns Hilfe zu bringen" (Armeeoberkommando vom Sommer 1916). War die Not beschworen, dann setzte freilich nur zu schnell wieder die Kritik ein, die Sorge um eine Schädigung des Prestiges und die Besorgnis, daß Deutschland aus seiner Waffenhilfe unerwünschte Ansprüche ableiten könnte.

Die Beratungen zwischen den Heeresleitungen, was bei einem Eingreifen Rumäniens zu geschehen hätte, reichten bis in den Frühsommer 1916 zurück. Ihr Ergebnis war mannigfachem Wechsel unterworfen, weil die Gesamtlage sich dauernd änderte und die gegen Rumänien tatsächlich verfügbare Truppenmacht nie sicher festgelegt werden konnte. Das Gegebene war, daß die in Siebenbürgen und in Nordbulgarien verfügbaren Truppen offensiv zusammenwirkten. Auf diese Weise konnte bulgarischer Boden mit Sicherheit, siebenbürgisches Land mit einiger Wahrscheinlichkeit vor rumänischem Einbruch bewahrt bleiben. Dementsprechend einigte man sich im Juli dahin, daß Truppen der Mittelmächte gegen die rumänische Nordfront demonstrieren sollten, während die Bulgaren mit ihrer Hauptmacht bei Sviştov über die Donau auf Bukarest, mit Nebenkräften zum Flankenschutz gegen die Dobrudscha in Richtung Silistria—Tutrakan vorstießen. Eine rein defensive Sicherung der Dobrudscha-Grenze — wie sie Conrad vorschlug — wurde von dem bulgarischen Generalstabschef nicht für ausreichend gehalten. Österreich-Ungarn stellte seine Donauflottille und Brückenmaterial zur Verfügung, Deutschland sicherte eine Verstärkung der bulgarischen Truppen durch eine Division zu, ferner Artillerie und sonstiges Kriegsgerät, die Türkei verpflichtete sich, bei Adrianopel Truppen bereitzustellen.

Je kritischer sich die Lage an der russischen Front nach dem Durchbruch bei Luzk gestaltete, desto geringer wurde die Aussicht, von Siebenbürgen aus — wenn auch nur demonstrativ — angreifen zu können. Es wurde immer wahrscheinlicher, daß man nicht einmal für genügende Abwehr würde sorgen können, falls die Rumänen noch vor sicherer Wiederherstellung der Lage im Osten losschlagen sollten.

Im August gingen Nachrichten ein, daß Rußland den Rumänen für die Dobrudscha wesentliche Unterstützung zugesichert hätte. Damit wuchs die Flankenbedrohung für Bulgarien, falls es seine Hauptkräfte über die Donau ansetzte. Zudem stellte sich heraus, daß die für die Erzwingung des Donauüberganges notwendige schwere Artillerie den Bulgaren nicht mehr unbedingt rechtzeitig zugeschoben werden konnte. Feldmarschall Mackensen, der den Oberbefehl über die bulgarischen Truppen übernommen hatte, war

daher der Ansicht, daß die ihm unterstellten Kräfte in die Dobrudscha einbrechen müßten, um zunächst die sehr viel schmalere Sperrlinie Silistria—Schwarzes Meer zu erreichen; währenddessen könnte der Donauübergang bei Svistov vorbereitet werden. Conrad wandte dagegen ein, daß der Vorstoß in die Dobrudscha die Lage in Siebenbürgen kaum beeinflussen würde; außerdem würden die Bulgaren als Angreifer auf russisch-serbische Kräfte stoßen, was sie gern vermieden hätten. Feldmarschall Hindenburg schloß sich der Ansicht Mackensens an; er hielt den Donauübergang erst dann für zweckmäßig, wenn die Mittelmächte auch in Siebenbürgen offensiv werden könnten; vor Mitte September war aber davon gar keine Rede. Mackensen erhielt die Weisung: „Seine Majestät befehlen, es ist vorläufig von der Ausführung des Donauüberganges Abstand zu nehmen. Es wird vielmehr Aufgabe der Heeresgruppe sein, unter Sicherung der Donaulinie durch Einbruch in die Dobrudscha feindliche Kräfte auf sich zu ziehen und zu schlagen."

Der maßgebende Absatz des Vertrages mit Bulgarien lautete: „Wenn Österreich-Ungarn ohne jede Provokation seinerseits von einem an Bulgarien grenzenden Staat angegriffen wird, verpflichtet sich letzteres, seine militärischen Kräfte gegen diesen Staat in Aktion zu setzen, sobald die Anforderung hierzu erfolgt." Wenn man wollte, konnte man unter „in Aktion setzen" auch eine defensive Grenzsicherung verstehen, die erst durch einen Angriff der Rumänen oder Russen zum Kriegszustand geführt hätte. Der bulgarische Generalstabschef Jostof hätte das Verhältnis zu Rumänien tatsächlich gern möglichst lange in der Schwebe gehalten, einen Kampf gegen russische Truppen gern vermieden oder zum mindesten letzteren die Rolle des Angreifers zugeschoben. Es spielten damals — wie bereits erwähnt — unter der Oberfläche allerlei Verhandlungen mit der Entente, um Bulgarien gegen Rumänien zu neutralisieren. Die maßgebenden Persönlichkeiten schienen daran unbeteiligt zu sein; immerhin regten sich beim Armeeoberkommando in Teschen mancherlei Besorgnisse, die erst durch die am 1. September erfolgte Kriegserklärung Bulgariens an Rumänien ganz beseitigt wurden.

In Siebenbürgen stand seit Mitte August die k. u. k. 1. Armee unter dem General der Infanterie Arz v. Straußenburg, dem späteren Generalstabschef. Als bewährtem Truppenführer und geborenem Siebenbürger hatte man ihm die Verteidigung seiner Heimat anvertraut. Es war ganz ausgeschlossen, daß er seine Aufgabe lösen konnte; dazu reichten die ihm unterstellten Kräfte — rund 25 000 Mann — nicht aus. Er hatte daher auch die Weisung, hinter die Maros auszuweichen, deren Abschnitt zur Verteidigung eingerichtet war. Der deutsche Vorschlag, die 1. Armee dem Feldmarschall Mackensen mit zu unterstellen, war abgelehnt und dafür der

Oberbefehl des Erzherzog Thronfolgers auf die Kräfte in Siebenbürgen ausgedehnt worden.

In der Dobrudscha entschied sich die Lage anfangs sehr rasch zu unseren Gunsten. Am 2. September wurde die Grenze überschritten, bereits am 5. war Tutrakan, am 9. Silistria in unserer Hand. Angriff und Abwehr hielten sich dann für längere Zeit die Wage. Anfang Oktober stießen zwei rumänische Divisionen zwischen Tutrakan und Ruscuk im Rücken der Armee Mackensen über die Donau vor. Der Angriff hätte sehr wirksam sein können, wurde aber mit unzureichenden Kräften unternommen und endete unter wackerer Mithilfe der k. u. k. Donauflottille mit einer vernichtenden Niederlage. Mitte Oktober setzte nach dem Eintreffen von Verstärkungen die eigene Offensive wieder ein; am 23. wurde Constanza, am 25. Cernavoda genommen. Bukarest war von seiner Bahnverbindung mit dem Meer abgeschnitten. Auf ein Vorgehen in die Nord-Dobrudscha wurde verzichtet, weil die Entscheidung in Richtung Bukarest gesucht werden sollte.

In Siebenbürgen war der Feind zunächst nicht aufzuhalten. Warum die Rumänen trotz ihrer Überlegenheit nicht herzhafter zugriffen, blieb unverständlich. Mängel in der Organisation des Nachschubes und in der Ausrüstung der Trainformationen sollen der Grund gewesen sein.

Eines haben die Rumänen erreicht: Ungarn begehrte auf; auf seinem heiligen Boden stand der Feind, die Bevölkerung lernte den Krieg kennen und flüchtete in wilder Hast. Die Transportmittel reichten nicht aus, für den Abschub der Flüchtenden war keine Vorsorge getroffen — an allem war das k. u. k. Armeeoberkommando schuld! Es gab nichts, was derart unfähig war, wie diese Behörde! Die Empörung richtete sich an die falsche Adresse. Das Magyarentum mit seiner Unduldsamkeit in allen nationalen Fragen hatte den Gegensatz zu Rumänien sich zu einer Gefahr auswachsen lassen; die ungarischen Bahnverhältnisse waren derart elende, daß ein geregelter Abschub der Bevölkerung auch im tiefen Frieden eine Preisfrage gewesen wäre; die Vorbereitung der Einwohnerschaft auf ein Eingreifen Rumäniens und die Räumung der Grenzgebiete war vom Armeeoberkommando angeregt, von den politischen Behörden aber abgelehnt worden.

Magyarische Agrarpolitik hat Serbiens Feindschaft, Magyarisierungswut — Rumäniens Haß, Ungarns wirtschaftliche Abschließung — Österreichs Notlage zur Folge gehabt, von den Sünden nicht bewilligter Heeresforderungen gar nicht zu reden. Budapest hat aber niemals die Schuld bei sich selbst gesucht und ist immer empört gewesen, wenn auch ihm einmal die Folgen eigener Unterlassungen fühlbar wurden. Es hat es glänzend verstanden, den über manche Tatsachen schlecht unterrichteten Deutschen die Überzeugung beizubringen, daß alle Schuld bei Wien lag. Es war System in dem Verhalten, der gemeinsamen Sache hat es nicht genutzt.

Inzwischen rollten deutsche und k. u. k. Truppen nach Siebenbürgen. Ihre Aufgabe war eine doppelte: die Bedrohung der Südflanke der Front gegen die Russen mußte beseitigt und der über die Südgrenze Siebenbürgens vorgedrungene Feind wieder über die Berge zurückgeworfen werden. Es stellte sich sehr bald heraus, daß zu einer offensiven Lösung der ersten Aufgabe die Gefechtskraft einzelner Verbände der 1. Armee nicht ausreichte. Man blieb daher an der siebenbürgischen Ostfront zunächst im wesentlichen defensiv und beschränkte die Offensive auf den Süden. General v. Arz führte die Ostfront, im Süden übernahm das Armeekommando 9 unter Falkenhayn die Führung. Das erste Angriffsziel war der Feind südlich Hermannstadt. Zur Sicherung gegen Petroseny und um die Aufmerksamkeit der rumänischen Heeresleitung dorthin abzulenken, wurde die Zeit bis zum vollzogenen Aufmarsch der 9. Armee zu einem kurzen Vorstoß dorthin benutzt. Die Rumänen wurden über den Grenzkamm zurückgeworfen und schoben Verstärkungen dorthin. Der eigene Zweck war erreicht; die Truppen wurden größtenteils wieder an die Armee herangezogen und kämpften bei Hermannstadt mit.

Die rückwärtige Verbindung der Rumänen bei Hermannstadt lief über den Rotenturm-Paß. Unterstützung konnte ihnen nur von dort oder nördlich des Gebirges von Kronstadt her kommen. Um sie vernichtend zu treffen, besetzte das Alpenkorps in ihrem Rücken den Rotenturm-Paß, während Kavallerie das Alt-Tal in Richtung Kronstadt zu sperren hatte. Die Rumänen erlitten am 27. September eine schwere Niederlage; vor völliger Vernichtung bewahrte sie der Umstand, daß in den Bergen der Ring nicht völlig hatte geschlossen werden können und östlich des Passes eine Lücke geblieben war.

Die 9. Armee setzte mit den Hauptkräften ohne Aufenthalt das Vorgehen nördlich des Gebirges fort. Westlich des Geisterwaldes geschlagen, gingen die Rumänen auf Törzburg und Kronstadt zurück; auch ein Gegenangriff aus nordöstlicher Richtung brachte ihnen keine Rettung. Sie verloren Kronstadt und mußten auf die Gebirgspässe zurück, die sie vor wenigen Wochen siegesgewiß durchschritten hatten.

Bevor noch die 9. Armee sich nordwärts gegen Flanke und Rücken der Rumänen vor der k. u. k. 1. Armee wenden konnte, begann der Feind dort freiwillig zurückzugehen. Erst an den Pässen der Moldau-Grenze kam er wieder zum Stehen. Abgesehen von unbedeutenden Grenzstreifen war Siebenbürgen befreit und die Gefahr für die Südflanke der Front gegen die Russen gebannt.

Rumänien, das der Entente Hilfe bringen sollte, bedurfte nun selbst der Unterstützung. Bratianu jammerte in allen Tönen. Rußland war der Nächste zum Helfen. Es sandte Verstärkungen in die Dobrudscha und

übernahm zunächst den Nordflügel, dann den größten Teil der rumänischen Moldau-Front. Zudem versuchte es im Oktober, durch eine Offensive in den Karpathen eine Entlastung zu bringen. Der russische Angriff gewann an einzelnen Stellen Boden, änderte aber nichts an der großen Lage.

Der kürzeste Weg nach Bukarest führte über die Pässe bei Kronstadt; auf diesem Wege lagen auch die kostbaren Ölfelder. Darum konzentrierte sich dort der feindliche Widerstand. Im Bewegungskrieg nördlich des Gebirges waren die rumänische Führung und die rumänische Truppe der sehr viel besseren Schulung und Erfahrung hilflos erlegen. Im Stellungskampf glich sich der Unterschied etwas aus; zudem war die Gunst des Geländes ausgesprochen auf seiten des Verteidigers, dessen bereits im Frieden

Skizze 4. **Rumänien.**

ausgebaute Stellungen auch von der besten Infanterie erst nach Überwindung großer Schwierigkeiten gestürmt werden konnten.

In dieser Lage entschied sich Falkenhayn im Gegensatz zum Armeeoberkommando Teschen, aber in Übereinstimmung mit der deutschen O. H. L., den Durchbruch nicht an der Stelle des stärksten Widerstandes mit unverhältnismäßig großen Opfern zu erzwingen, sondern am Szurduk-Paß südlich Petroseny durchzustoßen. General v. Kühne übernahm dort den Befehl; er hatte nach Überwindung des Gebirges nach Süden vorzugehen, dann ostwärts einzuschwenken und die Richtung auf Bukarest zu nehmen. Sein südlicher Flügel hatte mit der Armee Mackensen Fühlung zu gewinnen, die nunmehr mit Teilen bei Svistov über die Donau gehen sollte. Der Angriff

begann am 11. November. Der Austritt aus dem Gebirge wurde erzwungen, die Rumänen unterlagen in der Schlacht bei Targu Jiu, das Kavalleriekorps Schmettow wurde durchgezogen und überschritt bereits am 23. den Alt-Fluß. Die Rumänen wichen ostwärts zurück und gaben nach und nach den Rotenturm-Paß und die Gebirgsstraßen auf Campolung frei. Am 23. November überschritten Teile der Armee Mackensen unter General v. Kosch die Donau und gewannen Fühlung mit der 9. Armee, die mit dem 30. November unter den Oberbefehl Mackensens trat. Der Kampf um die Hauptstadt des Landes näherte sich der Entscheidung. Die rumänische Heeresleitung setzte, um das Schicksal in letzter Stunde zu wenden, alle verfügbaren Kräfte zum Gegenangriff südwestlich Bukarest an gegen die inneren Flügel der Armee Falkenhayn und Kosch. Der Stoß hatte zunächst Erfolg, endete aber durch das Eingreifen von Truppen zweiter Linie mit einer vernichtenden Niederlage der Stoßgruppe. Damit verlor die rumänische Heeresleitung ihre letzte nennenswerte Reserve; sie gab die Landeshauptstadt auf und ordnete den Rückzug in die östliche Walachei an. Auch die Pässe südlich und südöstlich von Kronstadt wurden damit unhaltbar. Das wertvolle Erdölgebiet kam in unseren Besitz, wenn auch von Entente-Ingenieuren kunstgerecht und rücksichtslos zerstört. In nicht ganz vier Wochen hatte der Durchbruch beim Szurduk-Paß die gesamte rumänische Gebirgsfront aufgerollt und die Westwalachei mit der Hauptstadt in unsere Hand gebracht. Die Truppen hatten in dieser Zeit Hervorragendes an Ausdauer und Angriffslust geleistet und die Führung zielbewußt und einheitlich den Weg zum Sieg verfolgt. Im Bewegungskrieg war keine andere Truppe und keine andere Führung ihnen gewachsen. Schützengraben und Technik, zahlenmäßige Überlegenheit und Masseneinsatz von Maschinen waren der allein rettende Ausgleich.

Hinter der Angriffsfront irrte die rumänische Orsova-Abteilung, von jeder Verbindung abgeschnitten, im Lande umher; erst Anfang Dezember ergab sie sich. Die Waffenehre hat sie gewahrt.

Die Verfolgung der geschlagenen Rumänen stieß zunächst auf nur schwachen Widerstand, bis russische Verstärkungen in den Kampf eingriffen. Am Buzeu-Abschnitt und in der Weihnachtsschlacht von Rimnicul-Sarat wurde hart gerungen. Der Feind ging in die Brückenköpfe von Braila, Namoloasa und Focsani zurück. Der erste wurde Anfang Januar 1917 im Zusammenwirken mit der Dobrudscha-Armee, die sich dem allgemeinen Vorgehen angeschlossen hatte, gestürmt. Bis zum 19. desselben Monats war der Feind überall über den Sereth zurückgeworfen. Um die Rumänen zu entlasten, hatte der Russe im November an der Moldau-Front beiderseits des Bekas-Passes und später in den Karpathen und an der Moldau-Front bis herunter zum Ojtoz-Paß angegriffen. Auch diesmal hatte er

nichts Wesentliches erreicht. Der k. u. k. 1. Armee halfen bei der Abwehr bayerische Truppen.

Die rumänische Armee war durch den Feldzug derart mitgenommen, daß sie aus der Front gezogen und durch Russen ersetzt wurde. Unter der Leitung französischer Offiziere wurde sie reorganisiert und nach und nach wieder an die Front geschoben.

Der Tod des Kaisers Franz Joseph.

21. November 1916.

Das Ende des Jahres 1916 näherte sich und mit ihm die Stunde, wo Atropos den Lebensfaden des greisen Beherrschers der Donaumonarchie zu durchschneiden gedachte.

Kaiser Wilhelm hatte mich, um das Verhältnis zwischen den beiden obersten Kriegsherren noch inniger zu gestalten, der Person des Kaisers Franz Joseph attachiert mit der Maßgabe, daß ich meine Tätigkeit im k. u. k. Hauptquartier beibehalten sollte.

Am 1. November meldete ich mich bei Seiner Apostolischen Majestät und konnte bei dieser Privataudienz, die unter vier Augen stattfand, feststellen, daß der Allerhöchste Herr sich des besten Wohlseins erfreute und für sein hohes Alter erstaunlich rüstig und frisch war.

Alle Gerüchte, die ihn als trottelhaften Greis bezeichneten, sind unbedingt in das Gebiet der Fabel zu verweisen. Der Kaiser zeigte sich über alles orientiert, und seine vielseitigen an mich gerichteten Fragen zeugten für das lebhafte Interesse und das klare Verständnis, das er für alle Gebiete der Kriegführung wie der Politik sich bewahrt hatte.

Ich schied von dieser Audienz mit den besten Eindrücken und ahnte nicht, daß drei Wochen darauf das greise Haupt sich zum ewigen Schlummer neigen sollte. Eine starke Erkältung führte zu Erkrankungen der Luftwege, die bei dem Alter des hohen Patienten verhängnisvoll wurden, und am 21. November entschlief Franz Joseph I. zu einem besseren Leben.

An Kaiser Wilhelm, der während der Erkrankung seines väterlichen Freundes täglich Erkundigungen nach dessen Befinden eingezogen hatte, meldete ich das erfolgte Ableben. Er war tief erschüttert und entschloß sich, sofort nach Wien zu reisen. In seiner ritterlichen Art verstand er es ja immer so besonders gut, den zarten und schönen Regungen seines Herzens Ausdruck zu geben, und so war er der erste, der bei dem neuen Träger der Krone erschien, um ihm sein tiefinnigstes Beileid auszudrücken.

Ich wurde zum General à la suite Kaiser Wilhelms ernannt, auch wiederum der Person des jungen Kaisers Karl attachiert und erhielt den Befehl, mich gleichfalls zu den Beisetzungsfeierlichkeiten nach Wien zu begeben.

Die Eindrücke in Wien werden mir unvergeßlich sein. Die beiden Kaiser in der Kapelle der Hofburg an dem Sarge des alten hochseligen Kaisers in stillem Gebet knieend, die Kaiserlichen Leib- und Trabanten-Garden in ihren historischen Uniformen und würdevoller Haltung den Dienst an der kaiserlichen Leiche verrichtend, die Priester in feierlichem Zeremoniell für die Seele des hohen Entschlafenen betend, dies alles wirkte in hohem Maße ergreifend und zu Herzen gehend. Man hätte, auch ohne es zu wissen, das Gefühl gehabt, daß hier kein gewöhnlicher Sterblicher zum letzten Schlummer dahingesunken war.

Wieviel Weltgeschichte entrollte sich da vor unseren Augen und wieviel Neues bahnte sich an!

Das ganze Hofzeremoniell zu schildern, das sich auch am nächsten Tage bei der Beisetzung selbst entfaltete, würde zu weit führen. Die alte spanische Hofetikette trat in das volle Licht ihrer ganzen Pracht und ihres vollen Pompes, und der alte Stephansdom wurde Zeuge unbeschreiblich feierlicher Handlungen, denen beizuwohnen eine auserlesene Versammlung von Fürsten und Würdenträgern der ganzen Welt erschienen war, soweit sie nicht zu unseren Feinden zählte. In der Kapuzinergruft, wo so viele der österreichischen Kaiser schon schlummern, wurde Franz Joseph I. zur letzten Ruhe beigesetzt.

Auch über diesem Sterblichen hatte sich die Gruft geschlossen und unter den Eindrücken des Krieges, im besonderen des Feldzuges gegen Rumänien, übte das Hinscheiden des greisen Herrschers anscheinend keine sehr tiefgehende Wirkung aus. Der alte Herr hatte zurückgezogen in Schönbrunn gelebt und im Laufe der Jahre etwas Unpersönliches bekommen.

Seine unendlich große Bedeutung merkte man erst nach seinem Hinscheiden und rückblickend kommt man zu der Überzeugung, daß für die Mittelmächte sein Tod neben der Marneschlacht vielleicht das schwerwiegendste Ereignis war: Österreich-Ungarn hörte auf, im vollsten Sinne des Wortes bundestreu zu sein.

Der hervorstechendste Zug im Wesen des alten Kaisers war das starke Bewußtsein seiner kaiserlichen Würde; er war in allem und jedem der Kaiser. Gründe und Überlegungen, die für andere maßgebend und verlockend sein konnten, kamen für ihn — den Kaiser — nicht in Frage und glitten an seiner kaiserlichen Würde wirkungslos ab. Das Bündnis mit Deutschland war eine durch kaiserliches Wort besiegelte Verpflichtung. Es durfte nicht gebrochen werden, weil ein Kaiser sein Wort nicht bricht.

Kaiser Franz Joseph hatte den Kampf um Deutschlands Einheit und

um die Vorherrschaft in Deutschland miterlebt; er war ein überzeugter Anhänger des großdeutschen Gedankens gewesen, der von einer Führung durch Preußen nichts wissen wollte. Die Erinnerung an 1866 war bei ihm keineswegs verblaßt, er hatte auch nicht vergessen, daß Österreich durch Preußen ausgeschaltet worden war. Ob er die wahrhaft freundschaftlichen Empfindungen, die Kaiser Wilhelm für ihn hegte, ebenso warm erwiderte, will mir zweifelhaft erscheinen. Man hat mir wenigstens versichert, daß er unserem Kaiser nicht mit uneingeschränkter Sympathie gegenüberstand; er war ihm als Monarch zu „modern", trat zu häufig aus der Zurückgezogenheit kaiserlicher Würde heraus und zog den Kreis seines persönlichen Umganges zu weit. Trotz alledem hat Kaiser Franz Joseph nicht für einer Stunde Dauer dem Gedanken Raum gegeben, er könnte seines Reiches Schicksal losgelöst von Deutschland zu bestimmen trachten.

So fremd der alte Kaiser einem großen Teil der Bevölkerung auch geworden sein mochte, er blieb doch für jeden einzelnen der Herrscher, der seit Jahren die Krone trug, Glück und Unglück mit seinem Reiche geteilt hatte und über menschliches Maß hinaus von persönlichen Schicksalsschlägen getroffen war. Er bedeutete in seiner Person ein die Länder zusammenhaltendes Moment; auch die Anhänger gewaltsamer Lösungen machten vor ihm halt.

Der innere Zerfall der Donaumonarchie hätte sich bei Lebzeiten des Kaisers Franz Joseph sicherlich nicht derart rapid vollzogen wie unter dem Nachfolger, und es ist völlig ausgeschlossen, daß der alte Kaiser dem Auseinandergehen selbst Tor und Tür geöffnet hätte, wie Kaiser Karl es — wenn auch ungewollt — getan hat.

Das starke Bewußtsein kaiserlicher Würde machte den alten Kaiser unabhängig vom Rate anderer und frei von der Besorgnis um sein persönliches Ergehen. So wenig er Nebeneinflüssen und Einflüsterungen auch seitens kirchlicher Würdenträger zugänglich war, ebensowenig ließ er sich durch Rücksichten auf seine eigene Person bestimmen. Das zunehmende Alter hat daran nichts geändert; wohl aber hat es seine Entschlußkraft an und für sich beeinträchtigt und ihn manches hinausschieben lassen, was tunlichst rasch hätte erledigt werden müssen. Über die militärische Lage war der Kaiser dauernd genau unterrichtet. Entscheidungen, die er als Oberster Kriegsherr des k. u. k. Heeres zu fällen hatte, trugen stets der Notwendigkeit Rechnung, die siegreiche Beendigung des Krieges über alle anderen Interessen zu stellen. Er stand — wie sein langjähriger Chef der Militärkanzlei, Generaloberst v. Bolfras, sich ausdrückte, „erhabenen Sinnes" über den Kleinlichkeiten im wechselseitigen Verhältnis der Bundesgenossen und war dem Oberbefehl des Deutschen Kaisers über die Gesamtstreitkräfte keineswegs entgegen.

Es mag wohl zutreffen, daß der alte Kaiser im Laufe der Jahre in der Liebe seiner Völker gesunken ist, die Achtung blieb ihm erhalten. Das schlechthin Kaiserliche im Wesen, Haltung und Tun übte diese Wirkung.

Das Geschick hat es mit den Mittelmächten auch insofern nicht gut gemeint, als es Herrscher und Staatsmänner sterben ließ, die mit Überzeugung auf unserer Seite standen. Auch Kaiser Franz Joseph ist zu früh gestorben.

Kaiser Karl.

Das Erbe, das der junge Kaiser antrat, war gewiß kein leichtes. Nach mehr als zweijährigem Kriege begannen die Hilfsquellen des Landes zu versiegen, Verpflegung und Kohlenversorgung lagen sehr im argen, und überall im Reiche regten sich Elemente, die aus seinem Bestande fort und nationaler Selbständigkeit zustrebten.

Die Regierung des Kaisers Franz Joseph hatte die großen innerpolitischen Fragen nicht zu lösen vermocht. Fast schien es so, als hätte der alte Kaiser sein Leben im alten Österreich beschließen und den Aufbau des neuen Staates seinem Nachfolger überlassen wollen. Die Frage, ob dieser Neuaufbau überhaupt noch möglich war, nachdem im Jahre 1915 der Sieg über Rußland, den Schutzpatron der Slawen, nicht ausgenutzt worden war, bleibt dabei offen.

Im Streite der Nationalitäten waren die Tschechen die gefährlichsten. Obwohl gewisse Kreise schon damals Landesverrat trieben und die wehrfähigen Männer systematisch verhetzten, war die tschechische Bevölkerung doch noch nicht rettungslos der Entente verfallen und die Haltung des Landes noch nicht ausschließlich von den im Auslande tätigen Politikern abhängig. Ein Teil der fähigsten Führer im Kampfe gegen Wien war zudem durch den Kramarsch-Prozeß außer Gefecht gesetzt.

Für die Polen und die Ukrainer waren die Mittelmächte damals noch die Beschützer gegen das zaristische Rußland, und die südslawische Frage richtete ihre Spitze derart ausgesprochen gegen die Magyaren, daß die Treue zum Reich und zum Hause Habsburg noch nicht ins Wanken geraten war. Der Versuch, die innerpolitischen Fragen zu lösen, hätte nach den Siegen über Rußland und dem damit verbundenen Aufschwung der allgemeinen Stimmung Aussicht auf Erfolg gehabt; wahrscheinlich war dieser Zeitpunkt aber überhaupt der letzte.

Erzherzog Franz Ferdinand hatte die Aufgabe, die seiner harrte, in ihrer ganzen Schwere erkannt, sich jahrelang darauf vorbereitet und die Regierung mit einem fest umrissenen Programm zu übernehmen

gedacht; aus der Doppelmonarchie sollte ein Bund selbständiger Staaten werden; die Krönung in Prag und Agram lag im Rahmen dieses Programms. In Serajewo fiel nicht nur der Thronfolger den Mördern zum Opfer, sondern mit ihm ein Stück willensstarker Zukunft.

Erzherzog Karl, nach der Bluttat von Serajewo der nächste zum Thron, hatte politisch völlig im Hintergrunde gestanden und war auf sein schweres Herrscheramt in keiner Weise vorbereitet. Seiner neuen Würde folgte zudem fast unmittelbar der Krieg.

Erzherzog Karl war zunächst längere Zeit in Teschen; er trat dort recht wenig in die Erscheinung, nahm zwar an den Vorträgen des Generalstabschefs beim Armeeoberkommandanten teil, zeigte aber darüber hinaus kein lebhafteres Interesse. Ob er absichtlich ferngehalten wurde oder freiwillig auf Betätigung verzichtete, weiß ich nicht. Er machte im allgemeinen den Eindruck eines sympathischen jungen Herrn, der mit sich selbst noch nichts Rechtes anzufangen wußte und die Rolle eines fünften Rades nicht sonderlich abzuschwächen versuchte.

Und doch hat der Teschener Aufenthalt nachhaltige Eindrücke hinterlassen. Der künftige Kaiser sah, daß der Generalstabschef die Operationen fast völlig selbständig leitete, daß der Armeeoberkommandant neben ihm kaum in die Erscheinung trat, und daß auch der Kaiser nur selten um seine Entscheidung gebeten wurde. Er sah ferner, daß Conrad sich den sonst im Verkehr mit Mitgliedern des Erzhauses üblichen Formen nicht immer fügte, sein sehr bestimmtes eigenes Urteil hatte und kein unbedingt bequemer Untergebener war. Er hörte schließlich mancherlei Unerfreuliches über die Lebensführung der Offiziere, über die sogenannte „Teschener Weiberwirtschaft", über geringe Achtung vor den Vorschriften der Kirche und was sonst noch erzählt und geklatscht wurde. Die Verheiratung des Generalstabschefs mit einer geschiedenen Frau fand bei ihm, dem strenggläubigen Katholiken, keine Billigung; er stand vielmehr auf der Seite derer, die dessen Ehe überhaupt nicht als solche anerkannten.

Die Teschener Eindrücke sprachen in ihrer Mehrheit gegen das A. O. K. Einen wirklich maßgebenden Einblick in den Betrieb und die Leistungen dieser Dienststelle hatte der Thronfolger freilich nicht gewonnen, sondern lediglich die Fassade gesehen.

Im Anschluß an Teschen ging Erzherzog Karl für einige Zeit nach Wien und übernahm dann im Sommer 1916 für die Offensive gegen Italien das Kommando über das XX. Korps. Maßgebend hierfür war die Überzeugung, daß der künftige Kaiser den Krieg nicht nur im Hinterland verlebt haben dürfte, mit seiner Wehrmacht innigere Fühlung gewinnen müßte und als siegreicher Führer im Kampf gegen den meistgehaßten Feind dem ganzen Volk nähergebracht werden würde.

Das Korps, das der Erzherzog übernahm, bestand aus alpenländischen Deutschen, war als Truppe ausgezeichnet, artilleristisch und auch sonst vorzüglich ausgerüstet. Generalstabschef war der als besonders tüchtig anerkannte Oberst v. Waldstätten. Die Offensive hatte zunächst großen Erfolg, der Thronfolger stand im Mittelpunkt des allgemeinen Jubels, und überall nannte man seinen Namen.

Da kam — Luzk! Die Siegesfreude verrauschte, die Offensive gegen Italien wurde eingestellt —, und wieder sprachen die Umstände g e g e n das A. O. K. und den Generalstabschef. Die Teschener Eindrücke waren also doch richtige gewesen. Teschen war wirklich das Capua für den österreichischen Generalstab, und das Oberkommando konnte wirklich nichts, sonst hätte es den Sieg gegen Italien nicht durch mangelhafte Sicherung gegen Rußland verdorben!

Der künftige Kaiser sollte sich den Ruhm nunmehr gegen die Russen erkämpfen — als Befehlshaber der k. u. k. 12. Armee. Warum diese Armee überhaupt nicht nennenswert in die Erscheinung trat, wurde bereits dargelegt*); der erwartete Ruhm blieb aus, und wieder hätte das A. O. K. dies voraussehen müssen und den Thronfolger nicht auf ein totes Gleis schieben dürfen.

Im Einvernehmen mit der deutschen O. H. L. war dem Kommando der 12. Armee General v. Seeckt als Generalstabschef beigegeben worden, dazu mehrere deutsche Generalstabsoffiziere. Oberst v. Waldstätten wurde als nächster Berater des Generalstabschefs von Italien mit nach Galizien genommen.

Die durchaus gute Absicht, den künftigen Kaiser und Träger des Bündnisses an die Spitze auch deutscher Truppen zu stellen und ihn an deutschen Generalstabsoffizieren die militärische Denkweise des Verbündeten erkennen zu lassen, schlug fehl; die Doppelbesetzung Seeckt—Waldstätten bewährte sich nicht, letzterer schied sehr bald aus und ging zur k. u. k. 7. Armee. Auch sonst verlief nicht alles nach Wunsch; es ist zweifellos erwiesen, daß dem Thronfolger die Wesensart der deutschen Offiziere zu kühl und innerlich ablehnend, ihre Haltung zu selbstbewußt und nicht devot genug und ihr Übergreifen auf die verschiedenen Arbeitsgebiete zu weitgehend und anmaßend erschienen ist. Die Gemeinsamkeit schien ihm in den meisten Fällen ein Nachgeben zu bedeuten, und der zukünftige Kaiser stand nicht genügend im Mittelpunkt.

Es ist bezeichnend, daß der Thronfolger nach außen hin den Eindruck aufrecht erhielt, als wäre er mit allem durchaus zufrieden. Erst später wurde bekannt, wie empört er über das A. O. K. gewesen ist, das ihm

*) Siehe Seite 63.

keinen österreichischen Generalstabschef zu geben vermocht und dadurch die Überlegenheit des deutschen Generalstabes offiziell zugegeben hätte.

Das Kommando über die 12. Armee erweiterte sich dann zum Oberbefehl über die Heeresgruppe Erzherzog Thronfolger und umfaßte den Südflügel der russisch-rumänischen Front. Auch in dieser Stellung gab es keine Gelegenheit zu besonders ruhmreicher, entscheidender Tat. Dagegen wurde der Thronfolger Zeuge, mit welcher Begeisterung die deutschen Truppen in Siebenbürgen als Befreier begrüßt und gefeiert wurden. Als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe wurde der Thronfolger Kaiser.

Eine seiner ersten Handlungen richtete sich gegen das A. O. K., er übernahm selbst den Oberbefehl über die gesamte bewaffnete Macht, schob den Erzherzog Friedrich in die bedeutungslose Stellung eines stellvertretenden Armeeoberkommandanten und verlegte den Standort des A. O. K. nach Baden bei Wien. Conrad hat sich sowohl gegen den Oberbefehl wie gegen die Verlegung nach Kräften gewehrt; beides richtete sich ja auch gegen ihn und bedeutete den Anfang vom Ende.

Bezüglich des Oberbefehls wurde Conrad vorher gefragt; er wendete unter anderem dagegen ein, daß die eben erst zustandegekommene Vereinbarung über die „Oberste Kriegsleitung"*) ungünstig beeinflußt werden würde. Der Einwand war sachlich zutreffend, aber wohl nicht ganz aufrichtig. An der Obersten Kriegsleitung hatte Conrad bisher herzlich wenig gelegen; erst als Stütze seiner eigenen Selbständigkeit gewann sie für ihn Bedeutung.

Die Absicht einer Standortverlegung erfuhr Conrad auf Umwegen; der Kaiser hatte den Chef des Telegraphenwesens über die Umlegung der Verbindungen nach Baden befragt. Conrad hat sich dann mit tausend Gründen gegen die Verlegung ausgesprochen und unter anderem auch darauf verwiesen, daß die Nähe von Teschen zu Pleß den Verkehr erleichterte und die Übersiedlung nach Baden möglicherweise den deutschen Kaiser verstimmen würde. Ich wurde beauftragt, in dieser Richtung zu sondieren, konnte aber die Befürchtungen Conrads nicht bestätigen. Kaiser Karl befahl daraufhin kurzerhand die Verlegung und verbot gleichzeitig für den neuen Standort den dauernden Aufenthalt der Offiziersfamilien.

Dieses Eingreifen machte einen durchaus günstigen Eindruck. Daß der junge Herrscher auch den Oberbefehl über sein Heer übernahm, war an sich verständlich, daß er ihn tatsächlich — auch in allen Nebendingen — auszuüben gewillt war, konnte man damals noch nicht voraussehen. Auch gegen die Verlegung nach Baden ließ sich wenig einwenden; es war begreiflich, daß der Kaiser die militärischen und politischen Zentralstellen

*) Siehe Seite 72/73.

möglichst nahe beieinander haben wollte. Zudem lag Baden dem italienischen Kriegsschauplatz, d. h. dem eigentlich österreichisch-ungarischen, wesentlich näher als Teschen.

Als Folge der Übernahme des Oberbefehls durch den Kaiser wurde die Vereinbarung über die oberste Kriegsleitung abgeändert: der deutsche Generalstabschef hatte die gemeinsamen Operationen mit dem österreichisch-ungarischen zu vereinbaren; kam eine Einigung nicht zustande, so entschieden die beiden Kriegsherren; konnten auch sie zu keiner Übereinstimmung gelangen, so galt die Entschließung des deutschen Kaisers. Das Bedenkliche dieser Vereinbarung lag darin, daß sie kein Befehlsrecht über die gemeinsamen Kräfte schuf, sondern sich wiederum auf Verhandlungen festlegte.

Um die weitere Entwicklung der Dinge verständlicher zu machen, möchte ich hier folgendes einschalten: Kaiser Karl stand unter doppeltem Einfluß; es wirkten auf ihn die von Erzherzog Franz Ferdinand überkommenen Ansichten und die Frauen seiner nächsten Familie.

Erzherzog Franz Ferdinand war seiner ganzen Wesensart nach ein Autokrat gewesen; persönliche, bittere Erfahrungen hatten ihn zum Menschenfeind gemacht. Als er schwer krank für den Thron nicht mehr in Frage zu kommen schien, hatte er die nur auf eigenen Vorteil bedachte Gesinnung vieler Leute bei Hofe kennengelernt und später als Gemahl einer nicht ebenbürtigen Frau manche geheime und offene Demütigung erfahren. Er verachtete die Welt, hatte dabei ein ausgesprochenes Bewußtsein für seine Macht und schob beiseite, was ihm im Wege stond.

Die Mutter des jungen Kaisers, eine Schwester des letzten Sachsenkönigs, eines der treuesten deutschen Bundesfürsten, war streng katholisch und dem protestantischen Preußen wie den Hohenzollern wenig günstig gesinnt. Die Kaiserin Zita und deren Mutter waren nach Geburt und Erziehung keine Deutschen. Durch die Heirat des Kaisers zur Macht gelangt, dachten sie in erster Linie an das Wohl ihres eigenen Hauses. Frankreich hatte unter Umständen einen Thron an die Bourbonen zu vergeben. Auch die anderen Mächte der Entente standen ihnen innerlich sehr viel näher als das verbündete Deutschland.

Eine wesentliche Rolle spielte gerade bei den Frauen und auf dem Umweg über sie auch beim Kaiser die nach Rom orientierte Geistlichkeit und ihr unglückseliger Gegensatz gegen alles, was protestantisch und in diesem Sinne deutsch ist.

Zwischen diesen Einflüssen stand der junge Kaiser — weltfremd, in sich nicht gefestigt und aus nur zu weichem Holze geschnitzt; dabei äußerlich außerordentlich strenggläubig und seiner Gemahlin aufrichtig zugetan. Er

nahm von beiden Seiten, was ihm im Augenblick gelegen kam, und unterlag dann mehr und mehr dem Einfluß der Fraue... Seine Energie reichte nicht dazu aus, um Schwierigkeiten zu überwinden; er begnügte sich damit, die Persönlichkeiten zu beseitigen, die ihm Schwierigkeiten machten.

Man hat in Deutschland vielfach beim Hause Habsburg die Bündnistreue als etwas Selbstverständliches vorausgesetzt und den Kaiser von Österreich wie einen deutschen Bundesfürsten in die deutsche Gemeinschaft einbezogen. So klar lagen die Verhältnisse nicht; Österreich-Ungarn war kein deutscher, sondern ein Nationalitäten-Staat, dem die deutsche Herkunft des Herrscherhauses, historische Vergangenheit und die kulturelle Überlegenheit des deutschen Elements nach außen hin wohl den deutschen Stempel aufdrückten. Die Bundestreue dieses Staates aber war ohne jede Einschränkung eigentlich nur für das Drei-Kaiser-Bündnis gegeben, weil durch die Teilnahme Rußlands auch die slawischen Bestandteile mitgezogen wurden. In einem Kriege gegen Rußland gingen die Interessen im Reiche selbst nicht den gleichen Weg. Ein rascher Sieg überbrückte diesen Zwiespalt, eine Niederlage mußte den Zerfall bringen. Darum konnte bei lange unentschiedenem Kriegsverlauf die Frage auftauchen, ob man sich nicht auf die Seite der Entente schlagen und im Anschluß an Rußland und den Balkan die slawische Seite der Medaille nach vorn kehren müßte.

Kaiser Karl war nicht in dem Umfang bündnistreu wie sein Vorgänger; seine Bundestreue war keine unumstößliche Tatsache, sondern eine Bindung auf Zeit und Zweckmäßigkeit.

Der junge Kaiser wurde von der Bevölkerung mit großen Hoffnungen begrüßt. Man erwartete von ihm ganz allgemein, daß er die Zügel der Regierung straffer anziehen und die verschiedenen, mehr oder minder selbständig nebeneinanderher arbeitenden Faktoren einheitlicher zusammenfassen würde. Seine Haltung gegenüber dem A. O. K. fand — auch im Heere — volle Billigung; man war beruhigt, daß der Kaiser die tatsächlichen und vermeintlichen Mängel erkannt zu haben und Wandel zu schaffen gewillt schien. Auch das persönliche Eingreifen in Fragen der Verpflegung und Versorgung erwarb ihm viele Anhänger. In Wien freute man sich darüber, daß man wieder ein junges Kaiserpaar hatte, dessen Leben sich nicht mehr in der Einsamkeit des Schlosses Schönbrunn, sondern allen sichtbar abspielte.

Der Welt den Frieden zu bringen, war ganz gewiß eine lockende Aufgabe für einen Herrscher, der erst nach Kriegsausbruch den Thron bestiegen hatte. Der Frieden konnte militärisch erzwungen oder durch Verzicht erkauft werden; ersteres schien damals noch möglich, letzteres kam daher nicht in Frage. Die dritte Möglichkeit — die gütliche Einigung auf

halbem Wege — wurde von den Mittelmächten im Dezember 1916 den Feinden vorgeschlagen.

Ich bin im einzelnen nicht unterrichtet, wessen Anregung der Friedensschritt sein Entstehen verdankt. Ich weiß nur, daß es in dieser Frage keine Gegensätze innerhalb der Verbündeten zu überwinden gab. Wohl aber waren die Ansichten darüber geteilt, ob das Angebot überhaupt auf Erfolg rechnen könnte oder nicht. Daß es unsere Bedingungen im einzelnen nicht bekanntgab, wurde allgemein gebilligt; man konnte nicht ganz einseitig und möglicherweise ergebnislos seine Karten aufdecken. Es wurde auch ganz allgemein damit gerechnet, daß eine Ablehnung des Angebots die Energie der Kriegführung steigern und rücksichtslos alle Kampfmittel zur Anwendung bringen würde. Die Entente lehnte das Angebot ab; ihre Antwort bewies, daß der Frieden nur um den Preis von Zugeständnissen unserseits zu haben war, die dem Bekenntnis der Niederlage gleichkamen.

Kaiser Karl gehörte zu denen, die durch das Scheitern des Friedensschrittes außerordentlich schwer enttäuscht wurden. Es zeigte sich dabei, daß er den Frieden weniger als Erfüllung ehrlich erkämpfter Ansprüche, wie als Beendigung des Krieges überhaupt anstrebte; der Krieg war ihm nicht die ultima ratio im Ringen der Völker, sondern verletzte sein ganzes Empfinden durch die Schrecken, die unabwendbar mit ihm verbunden sind. Er glaubte zudem, daß der Friedensschluß alle die Schwierigkeiten, vor die sich die Monarchie gestellt sah, und vor allen Dingen das Anschwellen revolutionärer Ideen mit einem Schlage beseitigen würde. So frisch und kraftbewußt das erste Auftreten des jungen Kaisers erschienen war, so stark von Gefühlen beherrscht und durch Sorge vor Konflikten beeinflußt zeigte er sich nunmehr. Zwei Tatsachen mögen dies beweisen: Unser Friedensangebot war noch nicht beantwortet, wir wußten aber bereits, daß die Antwort schroff ablehnend ausfallen würde. In dieser Lage entsandte mich Kaiser Karl nach Pleß, um Kaiser Wilhelm ein Telegramm zu überbringen, das einen erneuten Friedensvorschlag anregte. Kaiser Wilhelm empfing mich am Schreibtisch. Ich überreichte ihm das Telegramm; der Kaiser las es aufmerksam durch, ab und zu entfuhr ihm dabei eine Bemerkung, wie „unmöglich" u. dgl., dann sah er mich an und fragte: „Nun, Cramon, was sagen Sie dazu?" Meine Antwort lautete: „Ich halte ein Friedensangebot, bevor das erste entschieden, für ausgeschlossen. Es muß unter allen Umständen den Eindruck hervorrufen, als seien wir nur durch möglichst raschen Friedensschluß zu retten, und wird nach den bisherigen Erfahrungen das Gegenteil von dem erreichen, was es anstrebt. Feldmarschall v. Hindenburg und Exzellenz Ludendorff sind derselben Ansicht." Kaiser Wilhelm ließ mich dann in einem längeren Gespräch einen tiefen Einblick tun in sein Gottvertrauen

und in seine Auffassungen über Herrscherpflichten. Ich kann allen denen, die das Gegenteil behaupten, weil sie den Kaiser gar nicht kennen, nur versichern, daß der Wunsch nach einem baldigen Frieden durch keinerlei Eroberungsgelüste und Machtgedanken abgeschwächt wurde; wohl aber rechnete Kaiser Wilhelm bestimmt mit dem Nichtwollen der Entente.

Das Telegramm des Kaisers Karl schloß mit den Worten: „Ich bete zu Gott, daß er uns den Frieden geben und unsere Völker von dem Grauen des Krieges befreien möge." Kaiser Wilhelm bemerkte dazu: „Für den Frieden b e t e n wir alle, um den Frieden bei unseren Feinden zu b i t t e n, dazu gebe ich mich nicht her."

Das Telegramm des Kaisers Karl wurde ablehnend beantwortet und dabei besonders betont, daß alle weiteren Friedensversuche augenblicklich nur die Widerstandskraft der Entente durch die Überzeugung stärken würden, wir wären bereits dem Ende nahe.

Es ist mir unverständlich, wie Graf Czernin, der an Stelle des Barons Burian Minister des Auswärtigen geworden war, dem Telegramm an Kaiser Wilhelm hat zustimmen können. Ich habe mich nicht des Eindrucks erwehren können, als würde Czernin von der Sorge um revolutionäre Bewegungen im Lande derart stark beeinflußt, daß er sie auf den Kaiser übertrug und ihn in seiner Friedenssehnsucht bestärkte. Ist mein Eindruck zutreffend — und ich habe gewichtige Gründe, dies anzunehmen —, so trägt Graf Czernin mit daran die Schuld, daß der junge Kaiser dem Frieden auch auf Wegen nachging, die besser überhaupt nicht oder zum mindesten in anderer Form hätten betreten werden dürfen.

Die zweite Tatsache ist das vom Kaiser erlassene Verbot, ohne seine ausdrückliche Zustimmung Fliegerbomben hinter der feindlichen Front abzuwerfen, Gas abzublasen und bei der Bekämpfung feindlicher Flieger Brandmunition zu verwenden. Die deutsche O. H. L. legte für die gemeinsamen Fronten gegen das Verbot Verwahrung ein und setzte die Aufhebung durch. Für die italienische Front hat es lange Zeit gegolten trotz aller Gegenvorstellungen. Es ergab sich daraus die unverständliche Tatsache, daß dem Italiener auch bezüglich der Kampf m i t t e l freiwillig eine Überlegenheit eingeräumt wurde, die er hinsichtlich der Zahl bereits besaß; k. u. k. Flieger wurden mit Brandmunition abgeschossen und eigene Ortschaften und Kirchen durch Fliegerbomben beschädigt, der Italiener blieb verschont. Die Erregung in der Truppe stieg schließlich derart, daß sich das Verbot nicht aufrechterhalten ließ. Es konnte nicht ausbleiben, daß hinter ihm der unmittelbare Einfluß der Kaiserin vermutet wurde und jener Geistlichen, denen eine Kirche auf italienischem Boden unter allen Umständen mehr wert ist als ein Gotteshaus auf deutschem. Der Kaiser hätte trotz aller Einwirkungen das Widersinnige und dabei Un-

geschickte eines besonderen Schutzbriefes gerade für Italien einsehen müssen. Es hat ihm viel geschadet, daß seine Abhängigkeit von Frauen und Geistlichen nicht nur behauptet, sondern auch geglaubt wurde. Die Kaiserin erwarb sich damals den Beinamen „die Italienerin".

Kurze Zeit nach dem Friedensschritt der Mittelmächte gab Präsident Wilson seine Note bekannt. Das zeitliche Zusammenfallen war den Amerikanern unbequem; sie beeilten sich, bei der Entente zu betonen, daß kein innerer Zusammenhang bestünde, und daß seitens der Vereinigten Staaten keinesfalls ein Vermittlungsversuch beabsichtigt wäre; ihre Note wäre „allein humanitären Erwägungen und dem Interesse der Neutralen entsprungen".

Der Entente, die den Frieden nicht wollte, kam die Wilson-Note sehr ungelegen. In Rußland erinnerte man sich an das amerikanische Eingreifen im Jahre 1905, das „den Zaren bewog, sich in vorzeitige Friedensverhandlungen einzulassen". Das Angebot der Mittelmächte wäre „ein Beweis ihrer Schwäche und ein Schritt, der nicht auf einen praktisch möglichen Erfolg gerichtet wäre, sondern lediglich darauf, die Verantwortung für den Krieg und dessen Fortsetzung von sich abzuwälzen". Die amerikanische Note wäre gerade in diesem Zeitpunkt „sehr störend". In London empfand man die Erklärung Wilsons als „einen verhängnisvollen Schritt" und ein „ungelegenes Ereignis", das den Alliierten Verlegenheiten bereitete. In Paris sagte man geradezu, daß „Wilson lediglich seiner bekannten Eitelkeit nachgegeben hätte"; die Antwort der Entente müßte unter allen Umständen vermeiden, „die Empfindlichkeit Wilsons zu verletzen". Das alles*) klingt wesentlich anders als die Töne, die man damals nach außen hin anschlug.

Gleichzeitig mit der Antwort der Mittelmächte auf die Wilson-Note wurde den Vereinigten Staaten von unserer Absicht Kenntnis gegeben, den uneingeschränkten U-Bootkrieg beginnen zu lassen.

Die Besprechungen hierüber gingen bis in den Winter 1916 zurück. Kaiser Karl und Graf Czernin waren dagegen, Conrad und Großadmiral Haus**) dafür. Ich war der Überzeugung, daß die Zweckmäßigkeit des U-Bootkrieges nur von Sachverständigen, d. h. vom Admiralstab, zu beurteilen war; war er dafür und zudem imstande, seine Ansicht mit beweiskräftigen Daten zu belegen, so mußte ein derart wirksames Kampfmittel auch ausgenutzt werden. Darum schlug ich vor, dem Kaiser Karl von einem Vertreter des Admiralstabes Vortrag halten zu lassen; diese Aufgabe wurde daraufhin dem Admiral v. Holtzendorf übertragen.

*) Die zwischen Anführungsstrichen wiedergegebenen Sätze entstammen einwandfrei zuverlässigen Quellen.

**) Flottenchef der k. u. k. Marine.

Kaiser Karl konnte sich auch nach dem Vortrag nicht dazu entschließen, eine Entscheidung zu fällen; er hielt die Unterlagen des Admiralstabes mehr oder minder doch für Annahmen, die zwar sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich hätten, aber keinen Anspruch auf unbedingte Richtigkeit erheben könnten. Hiervon aber hinge alles ab; träfen die Voraussetzungen nicht zu, so würde England nicht nur nicht niedergezwungen, sondern wahrscheinlich durch Amerika und andere Neutrale verstärkt.

Die Entscheidung fiel dann in einem Kronrat. Conrad und Hauß sprachen sich erneut für den U-Bootkrieg aus; sollte der Kaiser seine Zustimmung dazu versagen, so müßte er auch bereit sein, die Verantwortung für die Folgen der Unterlassung zu übernehmen. Unter dem Eindruck dieser Erklärungen gaben der Kaiser und Czernin nach.

Die Ereignisse haben dem Kaiser Karl insofern rechtgegeben, als der U-Bootkrieg an sich wohl Hervorragendes leistete, aber doch nicht imstande war, England lahmzulegen. Die Möglichkeit der Neubauten und der Beschlagnahme neutralen Schiffsraums war anscheinend nicht genügend in Rechnung gestellt worden. Daß Amerika den U-Bootkrieg als Anlaß benutzte, um uns den Krieg zu erklären, ist Tatsache. Daß es ohne ihn dem Kriege ferngeblieben wäre, ist unrichtig. Es stand mit seinen Sympathien und noch mehr mit seinen Geschäftsinteressen derart auf seiten der Entente, daß es — wenn nicht den U-Bootkrieg — irgendeinen anderen Anlaß gefunden hätte, um aktiv gegen uns einzugreifen. Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg.

Die Verantwortung für den U-Bootkrieg und seine Folgen ist im Laufe der Zeit ganz einseitig auf die Soldaten abgewälzt worden. Meiner Ansicht nach mit Unrecht. Traute man ihren Beweisgründen nicht, so hätte man ihn ablehnen sollen. Über die politischen Folgen hatten die Soldaten nicht zu entscheiden, sondern allein über die unmittelbare Rückwirkung auf die Kriegführung. Daß die Generalstabschefs mit beiden Händen nach einem Kampfmittel griffen, das ihnen eine Entlastung an der Kampffront bringen konnte, war selbstverständlich. Ob ihnen die große Politik dieses Mittel tatsächlich zugestehen konnte, hatten andere zu entscheiden.

Wie die militärischen Stellen über den U-Bootkrieg dachten, wußten der Kaiser und Czernin schon vor dem Kronrat. Es kam eigentlich nur noch auf eine Kraftprobe an zwischen den politischen und militärischen Vertretern. Wir Soldaten sind dahin erzogen, unsere Ansicht zu sagen, gegebene Befehle auszuführen, auch wenn sie dieser Ansicht widersprechen, oder um andere Verwendung zu bitten, wenn Befehl und eigene Überzeugung in zu großem Gegensatz zueinander stehen. Im Frieden ließ man uns gehen, im Kriege gab man uns vielfach nach — nicht weil die

militärisch begründete Ansicht auch die politisch zutreffende war, sondern weil man nicht die Energie aufbrachte, um nein zu sagen.

Auch im Jahre 1866 und 1870/71 hat militärisches Kraftbewußtsein bisweilen im Gegensatz gestanden zu politischen Rücksichten. Die Krone schuf damals den Ausgleich, und die Politik war durch einen Mann vertreten. Im Weltkriege war sie es nicht. Niemand wäre einem starken und zielbewußten Lenker unserer Politik williger gefolgt als das Heer.

Conrads Enthebung.

Februar 1917.

Der junge Kaiser verfiel sehr bald in einen Fehler, vor dem ihn seine Umgebung hätte bewahren müssen. In dem Wunsche, zu regieren, verirrte er sich in eine vielseitige Geschäftigkeit, die auch das Kleinste umfassen wollte und darum für das Große weder Zeit noch innere Ruhe übrig hatte. Der Tätigkeitsdrang zersplitterte sich hemmungslos nach allen möglichen Richtungen, griff überall ein, blieb überall an der Oberfläche und erzeugte Verwirrung, Unsicherheit und Unlust.

Nach der Übersiedlung in das Badener Kaiserhaus begann der Kaiser den Oberbefehl tatsächlich auszuüben. Überall sonst hat der Generalstabschef zu bestimmten Stunden Vortrag bei seinem Obersten Kriegsherrn, um die wichtigsten Fragen seiner Entscheidung zu unterbreiten. Der umfangreiche Befehls- und Verwaltungsapparat einer Heeresleitung läuft davon unabhängig weiter; er muß eine fast maschinengleiche Regelmäßigkeit einhalten, sonst gerät er unheilbar in Unordnung. Der junge Kaiser fügte sich dieser Regelmäßigkeit nicht, hielt keine bestimmten Vortragsstunden ein und bekümmerte sich um Dinge, die für seine kostbare Zeit viel zu geringfügig und nebensächlich waren. Der ganze große Apparat aber wartete auf ihn; er lief nicht mehr gleichmäßig und ruhig, sondern stockte heute, um morgen überhetzt zu arbeiten.

Es war vorauszusehen, daß sich ein derart an Selbständigkeit gewöhnter Generalstabschef wie Conrad diesem neuen Zuschnitt auf die Dauer nicht würde fügen können. Fast täglich kam es zu Reibungen und Meinungsverschiedenheiten — bisweilen über ganz gleichgültige Dinge. Die Umgebung des jungen Kaisers — unter anderen auch der neuernannte Chef der Militärkanzlei, Exzellenz v. Marterer, — wußte zudem dem Kaiser die Überzeugung beizubringen, daß er an Fronterfahrung und Verständnis für den modernen Krieg dem frontfremden A. O. K. weit

überlegen wäre. Daß ein junger Herrscher dergleichen gerne hört, ist begreiflich; daß man ihn absichtlich zu diesem Glauben erzog, war unverantwortlich. Die Folge war, daß der Kaiser das A. O. K. in einzelnen Fragen überhaupt überging. Als Conrad sich pflichtschuldigst bei der Militärkanzlei dagegen verwahrte, wurde dem Kaiser eingeredet, daß das A. O. K. sich immer noch erfahrener und klüger dünkte als der Oberste Kriegsherr. Da der Kaiser das A. O. K. an sich schon nicht sonderlich liebte, kam die Hintertreppe damals glänzend auf ihre Kosten.

Als erster wurde der Erzherzog Friedrich ausgeschaltet. Ohne jede Vorbereitung wurde ihm eines schönen Tages durch einen Offizier des kaiserlichen Hofstaates die Weisung ins Haus geschickt, er möchte sich entscheiden, ob er verabschiedet oder zur Disposition gestellt werden wollte. Gegen den Entschluß an sich ist nicht allzuviel zu sagen, denn der Erzherzog war tatsächlich entbehrlich geworden. Die Form dagegen war zum mindesten eigenartig und sah absichtlicher Kränkung sehr ähnlich. Exzellenz v. Marterer hat mir später erzählt, die Kaiserin Zita hätte dabei eine Rolle gespielt; sie hätte genau gewußt, wie wenig freundlich der Erzherzog und seine Familie über sie urteilten. Der Erzherzog wurde dann nach kurzem Urlaub durch Handschreiben vom 11. Februar mit Wohnsitz in Wien zur Disposition des kaiserlichen Oberbefehls gestellt. Geschäftige Leute haben aus dem Erzherzog Friedrich einen Feldherrn, mißgünstige Spötter eine Art Sereniſſimus gemacht; er war beides nicht. Über seiner Erscheinung und seinem Wesen lag ein starker Hauch bürgerlicher Gemütlichkeit; das Zwanglose und Einfache stand ihm sehr viel besser als die feierliche Repräsentation; er wirkte viel stärker im Rahmen seiner ihm vertrauten nächsten Umgebung, denn als Mittelpunkt zeremoniell aufgemachter Veranstaltungen; er fand im Kreise ihm bekannter Personen kluge und verständnisvolle Worte und quälte sich bei Empfängen mühsam von Redensart zu Redensart.

Das Urteil Fernstehender hat sich mit mehr oder minder harmlosem Spott nur an die Äußerlichkeiten gehalten und ist dem Erzherzog darum nie gerecht geworden. Er war sich voll bewußt, daß er seine Stellung als Armeeoberkommandant seiner hohen Geburt und dem Umstande verdankte, daß der alte Kaiser den Stellvertreter im Amte des Obersten Kriegsherrn unter den Mitgliedern des Erzhauses wählen wollte. Es wäre nun gewiß nicht das erste Mal gewesen, daß ein derart zur Macht gelangter Fürst die Grenzen seiner Begabung übersieht und sich der besseren Einsicht seiner sachverständigen Ratgeber entzieht. Diese Probe hat Erzherzog Friedrich durchaus bestanden. Man hat dann mit Schwäche, Unfähigkeit und Tatenlosigkeit erklärt, was tatsächlich bewußter Verzicht und Verständnis für die Situation war. In der selbst auferlegten Be-

schränkung lag mehr Verdienst als in dem gewaltsamen Hinausstreben über die Grenzen der eigenen Begabung.

Noch etwas darf dem Erzherzog nicht vergessen werden: er hielt in unerschütterlicher Treue zum Bündnis und war für die Schauergeschichten von preußischen Machtgelüsten und deutscher Herrschbegier unempfänglich. Auch der einheitliche Oberbefehl fand in ihm stets einen überzeugten Anhänger.

Erzherzog Friedrich sagte einmal zu einem Journalisten: „Heben Sie mich nicht in den Himmel und machen Sie nichts Besonderes aus mir; Sie wissen, ich bin ein schlichter und bescheidener Mann!" Das war nicht Pose, die das Gegenteil erreichen will, sondern aufrichtige Wahrheit. Der Erzherzog war gewiß kein Feldherr, aber ein braver Soldat; er hat den Platz, auf den ihn sein Kaiser gestellt hatte, nach besten Kräften auszufüllen getrachtet und nicht nach Sternen gegriffen, die ihm unerreichbar waren.

Wir Offiziere der deutschen Mission beim k. u. k. Armeekommando werden mit großer Verehrung an den Erzherzog und die erzherzogliche Familie zurückdenken; wir haben in ihnen aufrichtige Freunde Deutschlands, herzensgute Menschen und ehrliche Überzeugung gefunden.

Dem früheren Armeeoberkommandanten folgte sehr bald sein Generalstabschef. In Gegenwart des Chefs der Militärkanzlei teilte mir Kaiser Karl eines Tages mit, daß er sich entschlossen hätte, sich von Conrad zu trennen; er wäre zu bockbeinig, widersprüche zuviel, seine strategischen Künste wären auch nicht die allerbesten, mit den Zivilbehörden könnte er sich nicht stellen, die „Weiberwirtschaft in Teschen" käme auch auf sein Konto — kurzum, es wäre besser, Schluß zu machen. Ich sollte Kaiser Wilhelm hiervon in Kenntnis setzen, damit er nicht auf anderem Wege davon erführe.

Ich bin persönlich stets der Ansicht gewesen, daß Conrad trotz einiger Schattenseiten der geeignete Mann für seine Stellung war, und daß gerade ein so junger Kaiser ihn nicht hätte gehen lassen sollen. Ein Mann, der wie Conrad rückhaltlos die Wahrheit sagte und auch seinem Kaiser nicht nach dem Munde redete, war unendlich viel wert. Es kam hinzu, daß bei seiner Enthebung keineswegs nur militärische Gründe ausschlaggebend waren, sondern in großem Umfange persönliche; sie sind auch nicht vom Kaiser allein ausgegangen, sondern zum wesentlichen Teil von seiner Umgebung. Conrad war vielen Leuten, die ihre Stunde gekommen glaubten, unbequem; er war den Damen des Hofes und der Geistlichkeit ein abtrünniger Sohn der Kirche, der auch vor einem hohen kirchlichen Würdenträger nicht haltmachte, wenn er ihn für schädlich hielt, und auch kaiserliche Fürsprache ablehnte, wenn er sie für unberechtigt erachtete. Er stand

dem jungen kaiserlichen Armeeoberkommandanten im Wege, dessen besondere Befähigung zum Feldherrn von gefälligen Journalisten des Hofstaates unter Aufsicht der Kaiserin auch schriftlich festgelegt wurde — kurzum, er paßte nicht mehr recht in einen Rahmen, in den sich immer sichtbarer Frauen, Pazifisten, Klerikale und gehorsame Diener hineinschoben. Es regierte sich leichter ohne ihn. Erzherzog Friedrich wurde beauftragt, dem Feldmarschall die kaiserliche Entschließung mitzuteilen; sie kam für Conrad nicht überraschend.

Was den Soldaten Conrad anbetrifft, so hatte er bei der Truppenausbildung den Drill durch weniger äußerliche Erziehungsmethoden ersetzen wollen. Er hat später eingesehen, daß in schweren Stunden nur die Disziplin der Gesamtheit die Truppe zusammenhält. Die Überzeugung kam zu spät; die an und für sich sehr gute österreichisch-ungarische Truppe hätte noch viel besser sein können.

Als Führer gehörte Conrad zu jenen Naturen, die im Entwerfen stärker sind als in der Durchführung. Es liegt gewiß ein unendlich großer Reiz in der stillen Arbeit, die aus der Gesamtlage heraus neuen Möglichkeiten nachspürt, das Für und Wider abwägt und sich schließlich zum Entschluß verdichtet. Wer dabei aber nicht mit beiden Füßen im praktischen Leben steht, läuft Gefahr, um einer verlockenden Idee willen die Mittel zu ihrer Durchführung nicht mehr streng sachlich in Rechnung zu stellen. Die ganze Anlage irrt über den Bereich des Möglichen hinaus und muß — mag sie noch so genial sein — scheitern.

Es ist charakteristisch, daß Conrad und die deutsche O. H. L. wiederholt über die Reichweite einer Operation verschiedener Ansicht waren; Conrad strebte über alle dazwischen liegenden Hindernisse hinweg in weite Fernen, die O. H. L. zog ihre Kreise enger und setzte sich dadurch sogar dem Vorwurf des Zögerns aus. Mancher weitgesteckte Plan Conrads ist dann über den engsten Raum nicht hinausgekommen; das geniale Ausgreifen scheiterte an der rauhen Wirklichkeit.

Conrad war der rapiden Entwicklung der Kampftechnik und ihrer Rückwirkung auf die große Führung nicht in vollem Umfange gefolgt. Sie hatte an der Westfront ihre sprunghafteste Steigerung erfahren. Der Russe blieb auch hierin zunächst rückständig, und der Italiener trotz aller Technik ein schlechter Soldat. Zwischen der Westfront und Conrad bestand aber ein nur loser Zusammenhang; er wurde durch Berichte, nicht durch persönliche Erfahrung vermittelt. So mag es gekommen sein, daß Conrad bisweilen mit Kampfmöglichkeiten rechnete, die überlebt waren.

Conrad kam selten an die Front; er gehörte ganz gewiß nicht dauernd dorthin; wohl aber hätte er zur Stelle sein müssen, um vor großen Entscheidungen mit der Truppe und den Führern an der Front zu reden.

Die Front weiß oft sehr viel mehr als die klügsten Leute im Oberkommando, und der einfache Soldat kann oft sehr viel besser über den Zustand der Truppe, den Stand der Verpflegung usw. Auskunft geben als der schönste Bericht. In einem so langen Kriege rosten einzelne Räder der großen Maschine ein; sie arbeiten auf dem Papier nach wie vor glänzend weiter, stehen aber tatsächlich still oder funktionieren schlecht. Wenn aber nicht alles bis ins kleinste hinein ineinandergreift, scheitert die beste Idee eben an einer Kleinigkeit. Zudem wird es immer und überall Dienststellen geben, die zu ihrem eigenen Ruhme an der Wahrheit vorbeigehen und ein sehr feines Gefühl dafür haben, welche Stellungnahme zu einer Anfrage des Oberkommandos „oben" erwünscht ist oder nicht. Auf papierne Fragen bekommt man halt papierne Antworten; ein einwandfrei richtiges Bild schafft nur der eigene Augenschein.

Die Mittelmächte kämpften an vielen Fronten; jede wollte zu ihrem Recht kommen, und jede bildete sich zeitweise ein, die wichtigste zu sein. Den Ausgleich hatte der Generalstabschef zu schaffen; er allein konnte die Kräfte richtig verteilen zu sicherer Abwehr an der einen und zu größtmöglicher Stoßkraft an der anderen Stelle. Irrte er sich, so scheiterte die Offensive oder die Abwehr brach zusammen. Conrad haßte Italien. In tiefinnerster Seele beschäftigte ihn der Kampf gegen diesen Feind. Darüber verlor er die nüchterne Sachlichkeit. Er wurde vor Luzk gewarnt und ging doch nach Asiago. Jeder Feldherr darf und soll etwas wagen. Aber auch der Wagemut hat seine Grenzen, wenn er statt mit Tagen, mit Wochen rechnen muß. Das Wagnis von Tannenberg war berechtigt, Asiago war es nicht.

Conrads Verhältnis zur deutschen O. H. L. hängt wesentlich mit der Frage des Oberbefehls zusammen.

Mit dem Treubruch Italiens standen die beiden Kaiserreiche allein; sie wußten, wie schwer die Aufgabe war, die das Geschick ihnen auferlegt hatte, und mußten einsehen, daß sie nur durch rücksichtslose Einheitlichkeit der militärischen, politischen und wirtschaftlichen Maßnahmen gelöst werden konnte. Es geschah aber lange Zeit nichts in dieser Richtung.

Im Deutschen Reich befanden sich bei Kriegsbeginn die stärksten Führerenergien nicht an leitender Stelle. Der Generalstabschef war wohl um des Namens Moltke willen an die Spitze der Heeresleitung gelangt. Er wußte selbst, daß die Last für seine Schultern zu schwer war; er glaubte nicht an den Sieg und hat ihm nicht mit jenem heißen, unerschütterlichen und rücksichtslosen Bemühen nachgestrebt, das alle Hindernisse sachlicher und persönlicher Art zu überwinden weiß. Sich in den Vordergrund zu schieben, lag ihm fern; es trieb ihn nichts, den Kreis seiner Verantwortlichkeiten auf den Bundesgenossen auszudehnen und der Gesamtfüh-

rung seinen Stempel aufzuprägen. Man kann ihm keinen Vorwurf daraus machen, daß er an eine Stelle berufen wurde, die über den ganzen Zuschnitt seiner Person hinausging. Daß sein Gehorsam stärker war als seine Bescheidenheit, seine soldatische Pflichtauffassung stärker als die Erkenntnis für den furchtbaren Ernst der Stunde, hat ihn um das geschichtliche Verdienst gebracht, durch rechtzeitigen Verzicht die Bahn für einen Stärkeren, Größeren und Willensmächtigeren freigemacht zu haben. Auch der Chef der Operationsabteilung, Oberst Tappen, war nicht der Mann, um einen großen Krieg auch wirklich groß führen zu helfen.

Daß Deutschland die oberste Führung für die Operationen beider verbündeter Heere für sich in Anspruch nehmen würde, war unter diesen Umständen ausgeschlossen. Leider war es auch ausgeschlossen, daß der Bundesgenosse sie ihm freiwillig anbot.

Conrad war ein zu guter Soldat, um sich nicht zu sagen, daß die Einheitlichkeit zwingende Voraussetzung für den Erfolg war. Militärische Erwägungen können ihn nicht abgehalten haben, um so weniger, als sehr bald weite Kreise im k. u. k. Heere für die deutsche Führung eintraten. Er selbst hat seine Gegnerschaft gegen einen deutschen Oberbefehl wiederholt mit dem Hinweis auf das „Prestige" und mit der Behauptung erklärt, eine deutsche Führung würde auf die slawischen Nationalitäten ungünstig rückwirken. Für die allererste Kriegszeit mag man diese Behauptung allenfalls gelten lassen, später war sie unbedingt nicht zutreffend. Das „Prestige" litt unter dem Fall von Przemysl und stieg mit Gorlice; es knüpft sich allein an den Sieg und fragt nicht lange, wem dieser Sieg im einzelnen zu verdanken ist. Den unzuverlässigen Elementen im Heere war die Führung letzten Endes gleichgültig; nicht sie, sondern die Verhetzung der Ersatzformationen im Hinterland entschied über die Haltung an der Front. Daß sich ein so kluger Mann, wie Conrad, in diesen Punkten geirrt haben sollte, ist nicht anzunehmen. Es bleiben somit nur persönliche Gründe übrig, um seine Abneigung gegen einen deutschen Oberbefehl zu erklären. Sich in seiner Macht eingeschränkt zu sehen, ist ganz gewiß nicht leicht. Auch hat die den Österreichern manchmal schroff und wenig einladend erscheinende Art der Deutschen das Einlenken und Nachgeben gehemmt und erschwert. Trotzdem bleibt es zu bedauern, daß Conrad nicht früher nachgab. Er hat schließlich eingelenkt, weil er einer Energie begegnete, die stärker war als die seinige. Aus einem menschlich großen Entschluß wurde auf diese Weise ein verärgertes Ja des Zwanges.

Aus vorstehendem ist unschwer zu erklären, wie Conrad sich zu der O. H. L. stellte: Moltkes weiche und vornehm zurückhaltende Art gab keinen Anlaß zu Reibungen. Falkenhayn griff schon kräftiger zu, war

ehrgeiziger und dem A. O. K. weniger sympathisch; mit ihm begann der zwecklose Kampf um eingebildete Augenblickswerte, während sich die Dinge draußen im Raum bereits hart zu stoßen anfingen. Ludendorff ließ sich durch nichts und niemand von dem Wege abbringen, den er vor seinem Pflichtgefühl zu gehen entschlossen war — und dieser Energie wich Conrad.

Conrads Name darf nicht darunter leiden, daß ihm jener schwer in Worte zu fassende Rest fehlte, der aus einem Mann den Helden seiner Zeit macht. Österreich-Ungarn und Deutschland sind ihm zu vielem Dank und Anerkennung verpflichtet.

Das A. O. K. unter Conrad vereinte fraglos eine Fülle redlichsten Willens, angestrengtesten Fleißes und hoher, militärischer Befähigung. Feldmarschall-Leutnant Metzger, der Chef der Operationsabteilung, war Conrads rechte Hand. Ich habe ihn aufrichtig schätzen gelernt. Auf allen Gebieten des Generalstabsdienstes außerordentlich erfahren, hat er mit eisernem Fleiß und nie versagenden Nerven sein verantwortungsvolles Amt verwaltet — pflichttreu, aufrichtig und wortkarg. Deutschland, seinem Heere und dem Bündnisgedanken treu ergeben, hat er mir oft dabei geholfen, Reibungen und Gegensätze aus dem Wege zu räumen. Als Führer der 1. Division hat er später in Italien und an der Westfront in vollstem Umfange seinen Mann gestanden.

Oberst Slameczka, der stellvertretende Chef der Operationsabteilung, war ein Meister der Feder, wobei er die in der k. u. k. Armee so besonders hochgeachtete äußere Form mit allen ihren Finessen und Schönheiten vorbildlich zu beachten verstand. Er war hervorragend dazu geeignet, den Gedanken anderer schriftlichen Ausdruck zu geben, wäre aber im übrigen kaum besonders hervorgetreten, wenn er es nicht mit einer an Kunst grenzenden Gewandtheit verstanden hätte, in den Schriftverkehr mit der deutschen O. H. L. jene Spitzen hineinzuschmuggeln, die, in gleichem Tone erwidert, vergiftend wirkten. Ich habe wiederholt mit Staunen gesehen, wie er in rein sachlich gehaltene Darlegungen Conrads eine kurze Bemerkung einzufügen verstand, die diese bedauerlichen Folgen zeitigte.

Oberst Kundmann war persönlicher Adjutant Conrads, klug, witzig, zielbewußt und skrupellos. Was ihn veranlaßt hat, von Conrad abzurücken und sich in die neue Ära herüberzuretten, weiß ich nicht. Persönlich habe ich mit ihm stets sehr gut arbeiten können und viel Verständnis für meine Aufgaben bei ihm gefunden.

Oberst v. Hranilovic, der Chef der Nachrichtenabteilung, trat besonders hervor. Sein scharfer Verstand, seine große weltmännische Gewandtheit und sein lebhaftes Temperament verhalfen ihm zu einer hervorragenden Stellung. Ich bin mir nicht ganz klar darüber, ob seine in bestechender Form und mit großer Redebegabung vorgetragenen Ansichten

immer streng sachlich blieben und nicht bisweilen den realen Boden verließen. In der Beurteilung der polnischen Frage hat er fraglos geirrt und durch seine optimistischen Schilderungen der Lage wesentlich dazu beigetragen, daß die Mittelmächte an die Bereitwilligkeit der Polen glaubten, sich an dem Kampf gegen Rußland aktiv zu beteiligen.

Auf die anderen Offiziere des A. O. K. kann ich im einzelnen nicht eingehen. Ich will hier nur mit Dankbarkeit feststellen, daß sie meinen Herren und mir Vertrauen, Offenheit und kameradschaftliches Entgegenkommen zeigten und uns die Arbeit erleichterten. Das gilt besonders für die Obersten Pflug, v. Brosch und Ronge, sowie für die Oberstleutnants Buzek und Schneller und die Majore v. Glaise, v. Lauer und v. Balvanyi.

Die Offiziere des A. O. K. — im besonderen der Operationsabteilung — waren durch jahrelange gemeinsame Arbeit aufeinander eingespielt und als Ganzes vollkommen auf Conrad eingestellt. Reibungen innerhalb des Kreises waren selten. Conrad wurde von allen ohne Ausnahme derart verehrt und anerkannt, daß sich seine alles beherrschende Stellung ganz von selbst ergab. Nur unter den jüngeren Offizieren regte sich bisweilen die Kritik.

Auf Grund meiner Tätigkeit muß ich das A. O. K. gegen alle die Vorwürfe in Schutz nehmen, die sich gegen seine Befähigung und seine ehrliche, rastlose Arbeit richten. Anderseits muß ich zugeben, daß die Fühlung mit der Front zu lose war, daß offenkundige Versager mit einer an Fatalismus grenzenden Ruhe hingenommen wurden, und daß im Verkehr mit den Führern an der Front nicht immer der Ernst der Lage hinreichend zum Ausdruck kam. Die Mängel lagen keineswegs auf dem Gebiet des Intellekts, sondern ganz einseitig auf dem des Willens. Das war aber mehr oder weniger ein Mangel der ganzen k. u. k. Armee.

Bei der Erziehung der Offiziere wurde die Ausbildung des Willens vernachlässigt; Kenntnisse und Wissen standen höher im Preis. Man erzog eher pflichttreue Untergebene, als selbständige, kraftbewußte Vorgesetzte; man gewöhnte die Offiziere systematisch daran, abhängig zu sein und geleitet zu werden. Auch beim Generalstab entschied zuerst das Wissen; er beherrschte die Formen der Truppenführung und Befehlsgebung ganz ausgezeichnet, lernte aber das Instrument, mit dessen Hilfe er das Wissen verwerten sollte, nur ungenügend kennen.

Im Frieden traten diese Mängel nicht in die Erscheinung; erst der Krieg deckte sie auf. An der Front fehlten selbständige Führer; bei den Stäben standen Entschluß und Befehl vielfach im Gegensatz zur Leistungsmöglichkeit der Truppe.

Bei den Kommandostellen an der Front setzte sich die Kriegserfahrung schneller durch und verstärkte — zumal den Russen gegenüber — die

an sich schon vorhandene Scheu vor selbständigem Handeln. Das A. O. K. blieb eine Welt für sich und übersah weiter das Mißverhältnis zwischen Wollen und Können. Nur so sind die verschiedenen Operationen zu erklären, die, an und für sich glänzend angelegt, an der falschen Einschätzung der vorhandenen Kampfmittel scheiterten.

In den ersten Kriegsmonaten griff das A. O. K. sehr weitgehend mit Befehlen in die Führung an der Front ein. Später verfiel es in das Gegenteil und vertrat den an sich richtigen Standpunkt, daß der Führer an der Front die nötige Freiheit behalten müßte. Diese Auffassung blieb auch dann bestehen, wenn die Führung an der Front falsch verfuhr. Die Folge war, daß offensichtlich ungeschickte Maßnahmen nicht schnell genug gebremst wurden, und daß die Front sich dem A. O. K. gegenüber nicht genügend verantwortlich fühlte. Es wurden bei unglücklich verlaufenen Operationen wohl hinterher Berichte eingefordert, aber äußerst selten sofort mit energischen Maßregeln durchgegriffen. Außerdem geschah es wiederholt, daß gemaßregelte Führer sich persönlich rechtfertigen kamen und ihre erneute Verwendung an der Front durchzusetzen wußten. In der deutschen Armee wurde die persönliche Verantwortlichkeit der Führer aller Grade sehr viel schärfer betont. Diese Art ist fraglos die richtigere, mag sie auch in einzelnen Fällen Unschuldige getroffen haben.

Außer Conrad schieden zahlreiche andere Offiziere aus dem A. O. K. aus. Feldmarschall-Leutnant Metzger wurde durch den Oberst v. Waldstätten, Oberst Slameczka durch Oberst Beyer ersetzt.

Auch der äußere Zuschnitt des A. O. K. änderte sich in vieler Beziehung. Conrad war keine gesellige Natur; er liebte es, stundenlang allein spazieren zu gehen; zu den Mahlzeiten, die er mit den Stabsoffizieren der Operationsabteilung und den deutschen Offizieren gemeinsam einnahm, erschien er fast regelmäßig mit starker Verspätung, aß schnell und ohne Genuß, sprach wenig, trank fast gar nichts und rauchte überhaupt nicht. Es war selten, daß sich bei Tisch oder im Anschluß daran eine allgemeine Unterhaltung entwickelte. Der Raum, in dem wir aßen, war denkbar unbehaglich und derart eng, daß die Knöpfe auf der Rückseite der Röcke der bedienenden Ordonnanzen mit der Zeit tiefe Rillen in die getünchten, schmucklosen Wände gezogen hatten. Nebenräume, in denen man nach Tisch noch etwas hätte zusammen sein können, gab es nicht. Man kam, aß und ging wieder. Die Verpflegung war gut, ohne jemals in Üppigkeit auszuarten.

In Baden erlaubten zahlreiche Hotels und Mietwohnungen eine sehr viel bequemere Unterbringung als in Teschen. Das A. O. K. speiste in einem am Kurgarten schön gelegenen Kurhaus. Außer dem Eßzimmer, das groß, freundlich und gut eingerichtet war, gab es Nebenräume. Ex-

zellenz v. Arz liebte die Geselligkeit und war in der Unterhaltung lebhaft, ungezwungen und voll geistreichen Witzes. Die gemeinsamen Mahlzeiten, die von allen pünktlich eingehalten werden mußten, verloren den Charakter einer dienstlichen Verrichtung und wurden zu Stunden anregenden, kameradschaftlichen Beisammenseins. Soweit meine eigenen Erfahrungen in Betracht kommen, war das A. O. K. in Baden sehr viel angenehmer untergebracht als in Teschen. Die Nähe von Wien hatte für mich den Vorteil, daß ich enge Fühlung mit der deutschen Botschaft halten konnte. Ich habe bei dem Grafen Wedel und den anderen Herren stets volles Verständnis und offenes Entgegenkommen gefunden.

Nach seiner Enthebung von der Stellung eines Generalstabschefs übernahm Conrad das Kommando in Tirol; er brachte damit ein Opfer und erklärte sich erst dazu bereit, als der Kaiser ihn schriftlich darum bat.

Neue Leute und die Amnestie.

Als Nachfolger Conrads kamen General Alfred Kraus und Arz v. Straußenburg in Frage. Ersterer schied ungeachtet seiner allgemein anerkannten militärischen Begabung aus, weil seine selbständige und etwas scharfe Art dem Kaiser auf die Dauer doch nicht genehm gewesen wäre.

General v. Arz war Siebenbürger Sachse, hatte mit großem Erfolg an der Front geführt, galt als glückhafter Soldat, war dem Kaiser als Oberbefehlshaber der k. u. k. 1. Armee in Siebenbürgen näher bekanntgeworden und stand in dem Rufe großer, mit Liebenswürdigkeit gepaarter Gewandtheit. Er ist mir vom ersten Augenblick an mit offenem Vertrauen entgegengekommen und hat mir erklärt, daß er deutsche Art im Kriege schätzen gelernt hätte und sich der obersten Kriegsleitung durch Hindenburg und Ludendorff gern und ohne Widerwillen unterordnen würde. Er versprach, mich über alles offen zu unterrichten, um das Verhältnis zur deutschen O. H. L. vor jeder Trübung zu bewahren. Er hat dieses Versprechen — soweit es von ihm selbst abhing — getreulich erfüllt.

Arz beschränkte sich mit voller Absicht auf das rein militärische Gebiet und hielt sich von jeder Politik fern. Ich konnte diesen Standpunkt nicht teilen. Es kämpften nicht die Heere, sondern die ganzen Völker gegeneinander; jedes Gebiet des öffentlichen Lebens — mochte es an und für

sich dem Heere noch so fern liegen — gewann dadurch Beziehungen auch zur Kriegführung. Arz wußte zudem, daß der Kaiser über die Friedensfrage und die Stellung zum Deutschen Reich seine besonderen Ansichten hatte. Man konnte aber unmöglich an der Front Krieg führen und dem Hinterlande den Frieden predigen, mit der deutschen O. H. L. gemeinsame Operationen vereinbaren und politisch von Berlin abrücken, die unzuverlässigen Elemente in der Truppe verfolgen und in Wien und Baden mit den für die Verhetzung verantwortlichen Parteiführern Kuhhandel treiben. Der Riß zwischen Heer und Heimat, der immer deutlicher sichtbar wurde, mußte sich erweitern, wenn der Generalstabschef außerhalb jeder Politik blieb und immer nur vor Tatsachen gestellt wurde. Arz hat sich fraglos viel harte und undankbare Arbeit dadurch erspart und ist dem Kaiser und Czernin sehr viel bequemer gewesen als Conrad. Ich habe es aber sehr bedauert, daß er sich selbst derart ausschaltete.

Denn auch auf politischem Gebiet machte sich der Thronwechsel sehr bald bemerkbar. Exzellenz v. Koerber, den der Kaiser Karl als Ministerpräsidenten übernahm, hatte beim Ausgleich mit Ungarn die österreichischen Interessen schärfer betonen und auf dem Gebiet der inneren Politik die wesentlichsten Wünsche der Nationalitäten durch Oktroi befriedigen sollen. In der ersten Frage geriet er hart mit dem Grafen Tisza aneinander, in der letzteren entstanden insofern Schwierigkeiten, als man den jungen Herrscher nicht sofort mit dem Odium des § 14*) belasten, sondern zunächst den parlamentarischen Weg einschlagen wollte. Auch Koerber riet aus dynastischen Gründen hierzu. Er hätte sich dieser Aufgabe auch selbst unterzogen, wenn er nicht hätte befürchten müssen, durch eigenwillige kaiserliche Entschließungen und Verhandlungen hinter dem Rücken der verantwortlichen Minister in seiner Arbeit gestört zu werden. Da er bestimmte Garantien in dieser Richtung nicht erreichen konnte, ging er. Sein Ausscheiden war sehr zu bedauern; mir ist Exzellenz v. Koerber wiederholt und von ganz verschiedenen Seiten als der einzige Mann bezeichnet worden, der in die innerpolitische Wirrnis hätte Ordnung bringen können. Tatsache ist jedenfalls, daß mit seinem Weggang ein sprunghafter Dilettantismus begann, der sich zu keinem Entschluß durchringen konnte und sich schließlich von den Ereignissen treiben ließ. Exzellenz v. Spitzmüller, der zunächst mit der Kabinettsbildung betraut wurde, kam zu keinem Ergebnis. Graf Clam Martinitz übernahm die Regierungsgeschäfte und berief das Parlament ein.

Ob diese Einberufung klug war oder nicht, ist sehr schwer zu ent-

*) § 14 trat in Kraft, wenn Regierung und Parlament zu keiner gedeihlichen Zusammenarbeit gelangen konnten.

scheiden. Es bedeutete fraglos ein Schwächemoment und wurde auch vom Auslande so gedeutet, daß Österreich im Kriege ohne Parlament regiert wurde. Auf der anderen Seite drohte bei der Einberufung des Parlaments die Gefahr, daß die schwierige innere Lage der Monarchie vor aller Augen bestätigt und dem Kampfwillen unserer Feinde neue Kräftigung zugeführt werden würde. Unterlassungen der Vergangenheit rächten sich jetzt. Im Jahre 1915 hätte der Stimmungsaufschwung unter dem Eindruck der Siege über Rußland und Serbien vermutlich auch auf das Parlament übergegriffen; im Jahre 1917 drückten wirtschaftliche Sorgen schon recht bedenklich auf die Begeisterung, und die Wühlarbeit staatsfeindlicher Elemente hatte stark an Boden gewonnen.

Vielleicht wäre es aber auch zu diesem Zeitpunkte noch gelungen, das Parlament zu nützlicher Arbeit mitzureißen, wenn man gleichzeitig in Wien und Budapest ein klares Programm vorgelegt hätte, das die innerpolitische Entwirrung nicht durch allgemeine Redensarten, sondern durch bestimmte Vorschläge anstrebte. Das geschah aber nicht.

So kam es, daß die Einberufung des Parlaments zwar allgemein als hochherziger Entschluß des jungen Herrschers gefeiert, tatsächlich aber nur erreicht wurde, daß die Regierung in Abhängigkeit vom Parlament geriet, mit nationalen Wünschen als Preis für die Budgetbewilligung Handel treiben und sich mit Parteimännern herumschlagen mußte, denen die innere Geschlossenheit des Reiches nicht nur gleichgültig, sondern unerwünscht war. Und das Ausland war dankbarer Zuschauer!

Graf Clam Martinitz wurde der Schwierigkeiten im Parlament nicht Herr und schied bald wieder aus. Sein Nachfolger, Exzellenz v. Seidler, hatte ursprünglich nur ein Übergangsministerium bilden sollen, verblieb aber dann endgültig im Amte. In der Richtung mangelnder Energie und mangelnden Zielbewußtseins bedeutete er fraglos einen Fortschritt.

Im Mai 1917 fiel dann auch die letzte selbständige Persönlichkeit — der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza. Der junge Kaiser hatte bei Antritt seiner Regierung auf die Freundschaft der Magyaren großen Wert gelegt; er sah in dem Lande der heiligen Stefanskrone einen sicheren Hort gegen den zunehmenden Sozialismus und eine Stütze für die Dynastie der Habsburger. Aus diesem Grunde, und weil die Krönung in den ersten sechs Monaten nach erfolgter Thronbesteigung vollzogen sein muß, hatte er dieselbe in Budapest eifrig betrieben und sie noch im Dezember 1916 stattfinden lassen. Ich habe ihr als Gast des Königs beigewohnt.

Kaiser Karl hatte gewünscht, daß Erzherzog Joseph die Krönung vollzöge und nicht Graf Tisza. Es war nicht klug von dem Grafen, diesen Wunsch zu übersehen. Er war Kalviner und als wenig botmäßig und

gefügig hinreichend bekannt. Der junge Habsburger nahm die Krone ungern gerade aus seiner Hand entgegen.

Graf Tisza machte sich auch weiterhin mißliebig; er dachte zu selbständig und wurde unbequem, wie Conrad unbequem gewesen war. Die Opposition in Ungarn wußte das und brachte in einer Audienz beim Kaiser den Wunsch des Landes nach einem Konzentrations-Ministerium und nach einem erweiterten Wahlrecht zur Sprache. An diese Audienz knüpfte sich ein wenig erfreulicher Redestreit zwischen Tisza und der Opposition; er sprach von „einem System heimlicher Halblügen, die die Audienz umrankt hätten". Die Gegenpartei zog geschickt die Person des Königs in die Debatte und spielte ihn gegen den Ministerpräsidenten aus. Das vom Grafen Tisza vorgeschlagene Wahlrecht fand dann nicht die Zustimmung des Königs, der Graf zog die Konsequenzen und ging. In einer Abschiedsrede brachte er klar zum Ausdruck, daß das Aufwerfen der Wahlrechtsänderung mitten im Kriege lediglich ein gegen seine Person gerichtetes Parteimanöver gewesen wäre.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der magyarische Chauvinismus sich auch während des Krieges auf Kosten der anderen Reichshälfte über Gebühr breit machte. Er setzte sich durch, weil ihm die größere Energie innewohnte. Die Entlassung des Grafen Tisza wäre durchaus zu begreifen gewesen, wenn sie den ausgesprochenen Zweck verfolgt hätte, Ungarn an seine Pflichten der gemeinsamen Sache gegenüber zu erinnern, den Träger des Hauptwiderstandes zu entfernen und damit die Lösung vieler schwebender Fragen — darunter auch der südslawischen — zu ermöglichen. Das war aber *nicht* der Fall, denn Ungarn blieb, was es unter Tisza gewesen war.

In verhältnismäßig kurzer Zeit waren aus der Umgebung des Kaisers und den leitenden Stellen die wirklich selbständigen Charaktere entfernt. Mit Ausnahme des Grafen Czernin verfügte der Kaiser über Mitarbeiter und Helfer, die sich ihm in allem freiwillig fügten. Über den Kreis der verantwortlichen Minister hinaus verkehrte er mit einer Menge von Leuten, deren Ratschläge das an sich schon wirre Bild noch mehr verwirrten. Auch Graf *Czernin* war nicht der zielbewußte Mann, der er vielen zu sein schien; dazu war er viel zu abhängig von seinen Nerven und viel zu unruhig in seinem ganzen Wesen. Ich glaube wohl, daß er das Zeug zu einem wirklichen Staatsmann hatte; ihm fehlte aber die Kraft, seinen Gedanken auch die Durchführung zu sichern. Sein sprunghaftes Arbeiten und sein Experimentieren mit allen möglichen Lösungen hat ihm den Vorwurf der Unzuverlässigkeit eingetragen. Das geht zu weit; ich glaube aber, daß Graf Czernin auf der Suche nach Auswegen und Friedensmöglichkeiten die Rücksicht auf das verbündete

Deutsche Reich nicht derart hoch einstellte, daß sie ihn im entscheidenden Augenblick gehindert hätte, Sonderwege zu gehen. Es war das Ziel seines Ehrgeizes, die politische Führung nach Wien zu verlegen und zumal in der Friedensfrage die Hauptrolle zu spielen. In diesem Sinne war er unbedingt der geeignete Mann für Kaiser Karl.

Zwischen Kaiser Karl und Kaiser Wilhelm hatten verschiedentlich Zusammenkünfte stattgefunden. Es war offensichtlich, daß die Persönlichkeit des deutschen Kaisers eine starke Wirkung ausübte. Kaiser Karl hielt in seiner Gegenwart mit seinen Ansichten zurück, wagte sich nicht recht hervor und schien auch dann mit der deutschen Auffassung einverstanden, wenn das gerade Gegenteil der Fall war. Die Zusammenkünfte waren daher eigentlich ziemlich zwecklos.

Im April 1917 wurde eine erneute Zusammenkunft in Homburg verabredet; Graf Czernin und General v. Arz sollten den Kaiser begleiten. Über den eigentlichen Zweck der Reise wurde nichts bekannt. Ich konnte daher auf Anfragen der O. H. L. nur antworten, daß es sich voraussichtlich um eine Aussprache über Friedensmöglichkeiten handeln würde. Mir war nämlich bekanntgeworden, daß Prinz Sixtus Parma, ein Bruder der Kaiserin Zita, seinen kaiserlichen Schwager besuchte, obwohl er in der belgischen Armee diente. Er wurde von Feldkirch im Automobil abgeholt und gelangte auf diese Weise nach Wien. In diesem Zusammenhange munkelte man allerlei über die Aufgabe des Prinzen, durch Verhandlungen mit Herrn Poincaré einen Verständigungsfrieden anzubahnen. Ich habe der O. H. L. davon Meldung erstattet, aber hinzugefügt, daß ich einen bündigen Beweis nicht erbringen könnte. Heute weiß ich, daß Graf Czernin von diesen Besuchen unterrichtet war, und daß sie tatsächlich auf eine Verständigung mit der Entente abzielten. Die Anregung dazu war von der Mutter der Kaiserin ausgegangen. Damals ist auch der berühmt gewordene „Kaiserbrief“*) entstanden.

Auf der Fahrt nach Homburg befahl der Kaiser Exzellenz Arz zu sich und unterrichtete ihn über den Zweck der Reise; sie galt tatsächlich einem neuen Friedensangebot. Arz erhielt den Auftrag, die Lage der k. u. k. Armee als derart schwierig zu schildern, daß mit ihrem Durchhalten nicht mehr gerechnet werden könnte. Arz machte mir von diesem Auftrag Mitteilung, hat ihn aber nicht im gewünschten Umfange ausgeführt; er erklärte einen baldigen Friedensschluß zwar für unbedingt erwünscht und betonte auch, daß die militärischen Kräfte der Monarchie über den Winter hinaus kaum ausreichen würden, hat aber nicht derart schwarz gemalt, wie sein kaiserlicher Herr es wollte. Ich habe später erfahren, daß Graf

*) Siehe Seite 151

Czernin den gleichen Auftrag hatte; er ist ihm in vollem Umfange nachgekommen und hat die Lage in denkbar düsteren Farben geschildert. Er schlug vor, Elsaß-Lothringen an Frankreich zu geben; Österreich würde als Gegenleistung Galizien zu Polen schlagen und dessen Anschluß an Deutschland nicht im Wege stehen. Die Friedensaktion des Prinzen Parma wurde dabei mit keinem Worte erwähnt; es blieb daher auch völlig im unklaren, ob Frankreich auf das Anerbieten einzugehen Neigung zeigen würde oder nicht.

Ohne einen bestimmt erkennbaren Weg zum Frieden lag im Frühjahr 1917 keine Veranlassung vor, mit neuen Angeboten an die Entente heranzutreten. Der Plan wurde daher auch fallengelassen, und als Kaiser Wilhelm fragte, ob Graf Czernin die Lage nicht doch zu düster gemalt hätte, antwortete Kaiser Karl: „Graf Czernin übertreibt immer!"

Man hat Deutschland später oft den Vorwurf gemacht, es hätte die Lage bei seinem Verbündeten trotz dauernder Warnungen nicht als bedrohlich anerkennen wollen. Das ist nicht richtig. Die Österreicher haben so oft geklagt und hinterher anstandslos geleistet, was sie sich angeblich gar nicht mehr zutrauen konnten, daß man in Deutschland mißtrauisch werden mußte. Sie haben dadurch selbst die Ansicht großgezogen, daß man auf ihre Klagen kein allzugroßes Gewicht zu legen hätte; die Klagen ertönten zudem dann am eindringlichsten, wenn auf irgendeinem Gebiet — sei es an der Front oder im Hinterland — deutsche Hilfe erbeten werden sollte. Weniger häufig vorgebracht, aber dafür mit größerer Energie vertreten, hätten die österreichischen Besorgnisse sicher Eindruck gemacht. Der oben geschilderte Verlauf des Homburger Besuches ist typisch: vorher die Weisung, möglichst schwarz in schwarz zu malen — nachher die kühl ablehnende Bemerkung: Graf Czernin übertreibt immer! Daß man auf diese Weise allenfalls einen schlechten Eindruck, aber keine Überzeugung hervorrufen kann, dürfte einleuchten. Und warum verschwieg man in Homburg die Möglichkeit einer Verständigung mit Frankreich?

Bald darauf machten Feldmarschall Hindenburg und Exzellenz Ludendorff ihren Besuch im k. u. k. Hauptquartier; sie wurden auf das herzlichste begrüßt und aufrichtig gefeiert. Daß Kaiser Karl diesen beiden Männern innerlich ablehnend gegenüberstand, wußte ich damals noch nicht. Daß er sie seiner ganzen Natur nach ablehnen mußte, ist mir heute nicht mehr zweifelhaft. Selbständige und in ihrer Überzeugungs- und Pflichttreue schroffe Menschen waren ihm lästig.

Kurz vor der Abreise der deutschen Heerführer gab Graf Czernin ein Essen in dem ihm eingeräumten kaiserlichen Palais in Hetzendorf. Wir waren in der besten Unterhaltung, als Graf Czernin an den Fernsprecher gerufen wurde und nach einiger Zeit sichtlich verstört zu uns zurückkehrte:

Kaiser Karl hatte einen Amnestie-Erlaß für politische Vergehen unterzeichnet, der auch die verurteilten Tschechenführer umfaßte.

Die Bestürzung war allgemein; man überlegte, wer den Kaiser dazu beredet haben könnte, riet auf Dr. v. Seidler und Polzer, den Kabinettschef des Kaisers, kam aber zu keinem Ergebnis.

Der Amnestie-Erlaß war ein Unglück; er gab den staatsfeindlichen tschechischen Elementen ihre Führer zurück, zerstörte die Autorität des Staates und untergrub die Disziplin in der Truppe; er war ein verblüffender Beweis von politischer Kurzsichtigkeit und mangelnder Kenntnis der Stimmung im Lande; er hat dem Kaiser mit einem Schlage die Sympathien geraubt, die er sich als Thronfolger durch die Offensive gegen Italien erworben hatte. Als er im Herbst desselben Jahres an der Tiroler Front nach dem Verrat von Carzano — übergelaufene Offiziere hatten die Italiener in die österreichischen Stellungen geführt — fragte, wie sich die Verräter wohl die Rückkehr in ihre Heimat dächten, erhielt er zur Antwort, „sie werden überzeugt sein, daß Euere Majestät sie amnestieren". Das war die ungeschminkt geäußerte Stimmung in der Armee.

Es hat sich bisher niemand zur Amnestie bekannt; Exzellenz v. Marterer ist tot, Polzer hat seine maßgebende Mitarbeit abgeleugnet, Seidler hat geschwiegen. Daß Czernin und Arz nichts von der Amnestie wußten, ist erwiesen. Der Kaiser hat später mit mir über die Amnestie gesprochen: die Verurteilung der tschechischen Führer hätte auf derart schwachen Füßen gestanden, daß eine Revision des Prozesses unfehlbar zu einem Freispruch führen mußte; er hätte sich zu der Amnestie entschlossen, um keine Märtyrer zu schaffen; in kurzer Zeit würde der Prozeß vergessen sein, und die Tschechen würden — ewig dankbare Untertanen werden. Zur selben Zeit zog Kramarsch in Prag ein und wurde als „König" begrüßt. Die Bahn war frei, sie führte die Tschechen als Sieger nach St. Germain.

Ich kann für die Amnestie keine andere Erklärung finden, als daß der Kaiser sich durch Redensarten von ewiger Dankbarkeit usw. dazu hat bereden lassen. Er liebte es, ohne Wissen seiner Minister und recht wahllos alle möglichen Leute zu empfangen; sein weicher Charakter ließ sich bei derartigen Gelegenheiten für kraftlose Lösungen einfangen, wenn sie ihm als moralisch hochstehend gepriesen wurden. Man bewunderte dann pflichtschuldigst den „hochherzigen" Entschluß, und die Geistlichkeit anerkannte die schrankenlose Nächstenliebe.

Kaiser Karl hat im Laufe der Zeit über die Amnestie anders denken gelernt. Wie ein Hohn auf seine entgegenkommende Güte wirkte das völlige Versagen der 19. Division bei der Kerenski-Offensive im Juli 1917; nach sorgfältigster Vereinbarung mit den Russen gab die Division ihre Stellungen preis und brachte ungarische Truppen in eine denkbar kritische

Lage. Man wurde sich damals darüber klar, daß tschechische Verbände an der Ostfront „nur noch zu Arbeitszwecken verwendet werden könnten". Das waren die „ewig dankbaren Untertanen", denen zuliebe sich der Kaiser die Herzen wirklich ergebener deutscher Männer entfremdet hatte! Es ist durchaus begreiflich, daß sich niemand als Ratgeber in der Amnestiefrage bekennen will.

Gelernt hat Kaiser Karl aus den Erfahrungen mit der Amnestie aber leider nichts. Er fuhr fort, durch Augenblicksentschlüsse sich selbst und seine verantwortlichen Minister in schwierige Lagen zu bringen und der gemeinsamen Sache gar nicht wieder gutzumachenden Schaden zuzufügen. Der eigenartigste Fall dieser Art ereignete sich im Herbst 1917; er ist durch Veröffentlichungen des früheren deutschen Botschafters in Wien, Grafen v. Wedel, zum Teil bereits bekannt geworden. Ich bin in der Lage, darüber Genaues zu berichten, weil der Kaiser mich auch in dieser Angelegenheit als Vermittler in Anspruch nahm. Er ließ mich eines schönen Tages nach Reichenau, seinem Schloß am Fuß des Semmerings, rufen und erzählte mir entrüstet folgendes: Er hätte vor einiger Zeit einen längeren Brief an Kaiser Wilhelm geschrieben, in dem er ihm die schwierige innere Lage der Monarchie klargelegt und sich über einzelne Nationalitäten nicht gerade günstig geäußert hätte. Dieser unbedingt vertrauliche Brief wäre durch grobe Indiskretion in die Hände des Abgeordneten Erzberger geraten, und letzterer hätte die Dreistigkeit gehabt, ihn in einer großen Versammlung vorzulesen. Er — der Kaiser — hätte den Abgeordneten Erzberger überhaupt nicht empfangen und wäre empört, daß mit seinem Handschreiben derart leichtfertig verfahren wäre. Eine strenge Untersuchung erschiene unbedingt notwendig.

Ich antwortete, daß ich unmöglich an eine Indiskretion der Umgebung des deutschen Kaisers glauben könnte; die Untersuchung würde Klarheit schaffen. Sie erbrachte dann — die Schuld des Kaisers Karl. Er oder auch die Damen Parma hatten den Abgeordneten Erzberger doch empfangen und ihm bei dieser Gelegenheit mehrere Schriftstücke übergeben, unter denen sich — angeblich aus Versehen — auch der Entwurf zum Schreiben an Kaiser Wilhelm befand. Erzberger, durch kein Schweigegebot gebunden, hatte von dem Schreiben Gebrauch gemacht.

Als ich Kaiser Karl von diesem Ergebnis der Untersuchung Meldung erstattete, ging er schnell darüber hinweg und bezeichnete die ganze Angelegenheit als „bedauerliches Mißverständnis". Bedauerlich war sie ganz gewiß!

Unter den Schriftstücken, die Kaiser Karl an Erzberger gegeben hatte, befand sich auch ein Immediatbericht des Grafen Czernin, der die Lage der Donaumonarchie in den düstersten Farben schilderte und zu schleu-

nigstem Friedensschluß riet. Dieser Bericht wurde der Entente zu einer Zeit bekannt, als ihre Siegeszuversicht durch den Zusammenbruch Rußlands und den uneingeschränkten U-Bootkrieg so tief gesunken war wie nie zuvor. Sie schöpfte aus dem Bericht die Kraft zu weiterem Widerstand und gab jeden Gedanken an einen Verständigungsfrieden auf. Wiederum hatten gerade die Männer, die den Frieden und nicht den Sieg suchten, ihr Volk und den Verbündeten um den Erfolg aller Anstrengungen gebracht. Geradezu eigenartig muß es wirken, wenn Graf Czernin sich rühmt, ein trauriges Ende vorhergesehen zu haben, an dem er und sein Kaiser wesentlich schuld sind.

Nach allem, was ich erfuhr und erlebte, mußte mich die Ära der neuen Leute mit schwerer Besorgnis für die Zukunft erfüllen. Gewiß war es früher manchmal schwer gewesen, mit Conrad zusammen zu arbeiten; es war aber doch ein großer Zug in allem, was er dachte und tat, und letzten Endes hatte Deutschland in ihm und dem alten Kaiser zuverlässige Helfer und ehrliche Mitarbeiter. Mit den neuen Leuten kam man äußerlich leichter zu einer Einigung, weil sie den Mut der Überzeugung weniger ausgeprägt besaßen, dafür wirkten sie unbelehrbar und skrupellos auf heimlichen Wegen gegen die ihnen bekannten Wünsche Deutschlands, oder fanden nicht die Kraft, diesem Wirken Einhalt zu tun. Der schwere Verlust, den das Bundesverhältnis durch den Tod des alten Kaisers erlitten hatte, mußte jedem, der die neue Richtung verfolgen konnte, klar und klarer werden.

Ich leugne keineswegs, daß ich anfänglich oft unter dem Charme des jungen Kaisers gestanden und ihn überzeugt gegen Vorwürfe in Schutz genommen habe, die gegen ihn laut wurden. Kaiser Karl war auch immer besonders gnädig zu mir und versicherte mich wiederholt seines Vertrauens. Um so weniger hatte er Veranlassung, mir gegenüber unaufrichtig zu sein. Auch verstehe ich nicht, wie er sich einbilden konnte, die Untersuchung des oben geschilderten Zwischenfalls würde seine Darstellung bestätigen. Er muß geradezu angenommen haben, es würden andere die Schuld auf sich laden, um ihn — den Kaiser — nicht Lügen zu strafen. Es fällt mir nicht leicht, diese Erinnerung niederzuschreiben; sie läßt aber eine Eigenschaft des jungen Kaisers erkennen, die sich künftighin noch stärker bemerkbar machen sollte: den Hang, auf verschwiegenen Wegen zu erreichen, was auf offenen nicht gelingen wollte. Stellten sich dann nachträglich Schwierigkeiten heraus, so sollte die einfache Ableugnung über alles hinweghelfen Die Parma-Briefaffäre ist der Höhepunkt dieser Taktik.

Rußlands Zusammenbruch.

Herbst 1917.

In militärischer Hinsicht verliefen die ersten Monate der neuen Regierung ohne schwerwiegende Entschlüsse. Gegen Italien beschränkte man sich auf die reine Abwehr, und im Osten trat nach dem rumänischen Feldzug verhältnismäßige Ruhe ein. Im Februar 1917 bot die deutsche O. H. L. eine Division zur Stützung der Isonzofront an; sie wurde mit der Begründung dankend abgelehnt, daß gerade diese Front eine „Herzenssache des k. u. k. Heeres" wäre, und der Stolz der in langem, zähem Widerstand bewährten k. u. k. Truppen durch das Zuschieben einer deutschen Division verletzt würde.

Im März brach in Rußland die zaristische Regierung zusammen; der lange und ohne Erfolg geführte Krieg hatte das russische Volk müde und die Regierung unter Stürmer friedensgeneigt gemacht. Rußland drohte auszuspringen; damit wären starke deutsche Kräfte für den Westen frei geworden. Das mußte verhindert werden! Rücksichtslos griff der englische Gesandte in Petersburg — Buchanan — zum Mittel der Revolution: der Sturz des Zarismus würde in weiten Kreisen des russischen Volkes als Erlösung begrüßt werden und diese Stimmung sich in neue Kriegsbegeisterung umsetzen lassen; Deutschland mußte nur als Feind auch der jungen russischen Freiheit und Träger der Reaktion hingestellt werden.

Bekanntlich hat die Entente mit d e n Behauptungen das meiste Glück gehabt, die der Wahrheit am wenigsten entsprachen. Man glaubte ihr auch diesmal. Rußland ist auf England hineingefallen, hat den Zaren geopfert und den Bolschewismus geerntet. Das unsagbare Elend, das über das Land gekommen ist, belastet das Schuldkonto der Entente.

Der Zar Nikolaus, dem die Entente das Vorrecht eingeräumt hatte, unser Friedensangebot vom Dezember 1916 als erster hohnlachend abzulehnen, ging elend zugrunde. Rücksichtslos ließ die Entente ihren „erhabenen Verbündeten" fallen; sie spielte kühl rechnend mit dem Schicksal von Völkern und Thronen, falls sie nur auf ihre Rechnung kam. Bei den Mittelmächten genügte das Stirnrunzeln irgendeines Parteigewaltigen, um notwendige Entschlüsse zu bremsen. England hat gesiegt, wir sind unterlegen.

Nach mancherlei Zwischenstadien kam in Rußland Kerenski ans Ruder; er verschrieb sich der Entente und predigte den Krieg bis zum Endsieg. Für alle Fälle sprang Amerika als Ersatz für den zweifelhaft gewordenen Russen ein. Die Entente durfte den Krieg nicht verlieren, man hätte sonst sehr viel Geld auf die falsche Karte gesetzt gehabt. Darum

entdeckten Amerika und sein scheinheiliger Präsident rechtzeitig ihr nur für Gerechtigkeit begeistertes Herz.

Die Revolution in Rußland bedeutete für uns zunächst eine wesentliche Entlastung, denn sie lähmte die Schlagkraft des russischen Heeres. Die Kriegserklärung Amerikas konnte militärisch wirksame Folgen erst nach Monaten zeitigen. In der Zwischenzeit mußten wir siegen.

An der russischen Front setzte unserseits eine lebhafte Propaganda für den Frieden ein. Die O. H. L. hatte ihr nur widerstrebend zugestimmt, weil die Rückwirkung auf die eigenen Truppen schwer einzuschätzen war. Auch das A. O. K. hatte Bedenken. Die Richtlinien für die Propaganda wurden zwischen den Heeresleitungen vereinbart, die Regierungen von allem unterrichtet gehalten. Die Durchführung an der Front erforderte großes Geschick und persönlichen Mut; sie hat verschiedentlich Opfer gekostet.

Der russische Soldat hatte den Krieg satt; er hielt den Frieden für nahe bevorstehend und wollte ihn ohne weitere Kämpfe im Schützengraben abwarten. Mit dieser Stimmung hatte unsere Propaganda zu rechnen, ebenso wie die von England geleitete Gegenaktion der russischen Regierung. Es kam demnach darauf an, welche Seite über die wirksameren Mittel verfügte. Die Entente verbreitete, wir würden das russische Volk durch Wiederherstellung des Zarentums der Freiheiten der Revolution berauben; es wurden dauernd deutsche Angriffsunternehmungen angekündigt, deren Erfolg gleichbedeutend sein würde mit einem Triumph der Reaktion. Von Österreich-Ungarn war dabei weniger die Rede, es wurde nur behauptet, daß zwischen den Mittelmächten tiefgehende Gegensätze bestünden. Unserseits wurde betont, daß uns jede Einmischung in die innere Politik Rußlands fern läge, und daß der Krieg im Osten nur um Englands willen weitergeführt würde. Die Entente arbeitete in Petersburg und verhinderte jede auch mittelbare Verbindung zwischen der russischen Regierung und uns. Unser Hauptangriffspunkt wurde dadurch immer mehr die russische Front; wir mußten versuchen, die Entscheidung über den Frieden von Petersburg fort in die Schützengräben zu verlegen. Zu diesem Zweck galt es, an die Stelle allgemein gehaltener Zusicherungen klar umrissene Friedensbedingungen zu setzen, die jedem einzelnen einleuchteten und auch den Führern an der Front das Mißtrauen gegen unsere Friedensbereitschaft nahmen.

Das A. O. K. Baden war seit den durchgreifenden Personaländerungen in allen großen Fragen so gut wie ausgeschaltet; die Leitung der Dinge lag bei Kaiser Karl und dem Grafen Czernin. Das Streben des jungen Monarchen ging dahin, die Bedeutung seiner Person und seines Thrones sowie deren Einfluß auf die große Lage stärker zu betonen, als es unter

Kaiser Franz Joseph der Fall gewesen war. Das entsprach durchaus der im Hochadel vielfach vertretenen Ansicht, daß das Haus Habsburg durch den steigenden Glanz der Hohenzollern unaufhaltsam in den Schatten gerückt und dadurch auch die Bedeutung des Reiches herabgemindert würde. Der sicherste Weg, um im eigenen Lande und in der Welt anerkannt zu werden, schien die Herbeiführung des Friedens durch Wien.

Man war ferner der Ansicht, daß die Mittelmächte der zur Zeit bestehenden Mächtegruppierung auf die Dauer nicht gewachsen waren. Eine der feindlichen Fronten mußte ausgeschaltet werden; Rußland schien die gegebene. Seine Abkehr von der Entente mußte nicht erst nach Friedensschluß angestrebt, sondern schon jetzt vorbereitet und eingeleitet werden. Andernfalls wäre es gewagt, das Bundesverhältnis zum Deutschen Reich durch langfristige Bindungen über den Frieden hinaus zu verlängern.

Diesen Erwägungen lag nicht die ausgesprochene Absicht zugrunde, unter allen Umständen von Deutschland loszukommen, wohl aber die rein österreichische Interessen verfolgende Überlegung, daß die Zukunft der Donaumonarchie nicht allein auf das Deutsche Reich gegründet werden durfte, sondern unter Umständen auch ohne Deutschland sicherzustellen war. Graf Czernin nannte dies „mehrere Eisen im Feuer haben". Er konnte sich mit Recht als bündnistreu bezeichnen; mit demselben Recht konnte man es bestreiten.

Es soll nicht geleugnet werden, daß Männer ohne tieferes deutsches Empfinden — wie Kaiser Karl es war — der Weg zum Erfolg auch unter Preisgabe des Verbündeten ohne allzu große Bedenken gangbar erscheinen mochte. Es muß aber hervorgehoben werden, daß ihre Energie immer nur für halbe Schritte ausreichte und zu ihren Plänen in einem Mißverhältnis stand, daß sie ihr Friedensverlangen allzu offen mit einer trostlosen Auffassung der eigenen Lage begründeten und dadurch den Wert eines österreichischen Treubruches für die Entente mit der Zeit herabminderten, und daß gerade sie dadurch bei unseren Feinden die Überzeugung großzogen, Deutschland und Österreich-Ungarn könnten auch gemeinsam niedergeworfen werden. Kaiser Karl, der bei unerschrockener Durchführung seiner Gedanken dem Lande vielleicht tatsächlich einen Dienst hätte erweisen können, hat auf diese Weise nur geschadet.

Wie lebhaft Kaiser Karl der Gedanke beschäftigte, Rußland durch Nachgeben von der Entente abzuziehen, konnte ich verschiedentlich feststellen. Bei einer Audienz am 26. April 1917 berührte er die Aussichten eines Sonderfriedens mit Rußland und fragte mich nach den deutschen Bedingungen. Da ich sie im einzelnen nicht kannte, gab ich allgemein der Überzeugung Ausdruck, daß Deutschland sich wohl mit einer Sicherung

seiner Grenzen zufrieden geben und an Rußland keine unbilligen Forderungen stellen würde. Kaiser Karl schloß aus meiner Antwort, Deutschland würde sich im wesentlichen mit dem status quo ante begnügen; er benachrichtigte Czernin, und dieser veranlaßte den österreichisch-ungarischen Botschafter in Berlin, sich sofort mit dem Auswärtigen Amt in Verbindung zu setzen. Dort war man sehr erstaunt und fragte bei der O. H. L. an, auf Grund welcher Vollmacht ich dem Kaiser eine derartige Auskunft gegeben hätte. Ich wurde zum Bericht aufgefordert und konnte die Angelegenheit unschwer als Mißverständnis aufklären. Kaiser Karl entschuldigte sich mir gegenüber mit der Bemerkung: „Czernin hat es immer so eilig!"

An der Ostfront selbst setzte die Entente mit Hilfe Kerenskis noch einmal ihren Willen durch; es gelang ihr, die russischen Truppen derart angriffslustig zu machen, daß wir auf eine Offensive vorbereitet sein mußten. Arz sah ihr im allgemeinen ohne große Besorgnis entgegen, hielt es aber nicht für ausgeschlossen, daß ein Massenangriff der Russen zu einem Erfolg führen könnte. Welchen Aufschwung dadurch die Stimmung im russischen Heer nehmen würde, ließ sich nicht voraussagen, mit der Möglichkeit nachhaltig auflodernder Kampfbegeisterung mußte man aber rechnen. Trotz der schweren Lage im Westen entschloß sich die deutsche O. H. L. im Juni im Einvernehmen mit dem Oberkommando Ost, für alle Fälle Truppen nach dem Osten zu verschieben. Man gedachte nötigenfalls in Gegend Zborow durchzustoßen, um den südlichen Teil der russischen Front von Norden her zu umfassen. Pläne, die im Jahre 1916 nicht zur Durchführung gekommen waren, wurden damit wieder aufgenommen. Ob unsere Offensive erst als Gegenzug gegen russische Angriffe oder unabhängig davon erfolgen sollte, blieb in der Schwebe.

Der Russe sprach das erste Wort; am 1. Juli begann seine Offensive, die sich in Teilunternehmungen gegen die Nordfront, mit den Hauptkräften gegen den Abschnitt Tarnopol—Stanislau richtete. Nördlich des Dnjestr wurde der Angriff teils abgeschlagen, teils aufgefangen; südlich des Dnjestr, gegen die k. u. k. 3. Armee, drang er durch und gelangte bis Kalusch und bis zur Lomnitza. Der „Russenschreck" war noch nicht überwunden. Es wiederholten sich Vorgänge wie bei Luzk im Jahre 1916; wiederum drohte die geringe Widerstandskraft österreichisch-ungarischer Verbände den einheitlichen Einsatz deutscher Truppen zum Gegenangriff zu verhindern. Deutsche Unterstützung und rasch schwindende Angriffslust der Russen beschworen aber die Gefahr. Am 19. Juli konnte der Gegenstoß in Richtung Tarnapol einsetzen; er hatte vollen Erfolg. Die künstlich aufgepeitschte Kampflust der Russen brach zusammen, die ganze Südfront geriet ins Wanken; Anfang August war Galizien und die Bukowina bis auf einen kleinen Teil befreit.

Tarnopol war von preußischer Garde wiedergenommen worden. Kaiser Wilhelm eilte hin, um den braven Truppen zu danken; er betrat die Stadt vor Kaiser Karl. Diese Tatsache erregte Mißstimmung; so rückhaltlos Kaiser Karl im Kreise Sachverständiger die Leistungen der deutschen Truppen anerkannte, so sehr verletzte ihn deren öffentliche Betonung bei Gelegenheit gemeinsamer Operationen. Aus diesem Grunde erhielt das k. u. k. Kriegspressequartier damals die Weisung, die Erfolge südlich des Dnjestr lediglich als österreichisch-ungarische Waffentaten zu schildern, obwohl mehrere deutsche Divisionen ausschlaggebend daran beteiligt gewesen waren. Aus dem gleichen Grunde entschloß sich Kaiser Karl zu umfangreichen Ordensverleihungen und Beförderungen österreichisch-ungarischer Generale.

Der unglückliche Ausgang der Kerenski-Offensive brachte die russische Regierung zu Fall und die Bolschewiki ans Ruder. Mit ihnen trat das Schlagwort „ohne Annexionen und Kontributionen" und vom „Selbstbestimmungsrecht der Völker" in den Vordergrund. Daß Wien auch auf diese Formel einzugehen bereit sein würde, ließ sich erwarten; die unveränderte Erhaltung der Ostgrenzen bedeutete für Österreich an und für sich einen recht günstigen Abschluß; war man innerlich doch schon entschlossen gewesen, Ostgalizien einem Frieden zu opfern.

Anders lagen die Verhältnisse für Deutschland und Preußen; sie standen am Ende eines siegreichen Kampfes und konnten nicht ohne weiteres auf Hoffnungen verzichten, die sich zudem mit den Wünschen der russischen Grenzbevölkerung deckten. Es gelang daher zunächst nicht, die Anerkennung der russischen Formel zu erreichen; die verschiedenen „Eisen" des Grafen Czernin kamen zu ihrem Recht.

Die polnische Frage.

Bei Kriegsbeginn hatte sich aus Freiwilligen eine „Polnische Legion" gebildet; sie bestand im wesentlichen aus Polen österreichischer Staatsangehörigkeit — der bei weitem kleinere Teil waren russische Untertanen — und erreichte einen Bestand von drei Brigaden. Eine dieser Brigaden führte Pilsudski, das Oberhaupt der gegen Rußland gerichteten geheimen polnischen Militärorganisation — eine ausgesprochene Verschwörernatur, ehrgeizig, undisziplinierk und unzuverlässig. Die Polenlegion kämpfte im Verbande des k. u. k. Heeres; hervorragende Leistungen standen neben glatten Versagern.

Nach der erfolgreichen Offensive im Sommer 1915 wurden im eroberten Polen aus zunächst rein militärischen Gründen zwei Generalgouvernements gebildet — ein deutsches in Warschau, ein österreichisches in Lublin. Die politische Zukunft des Landes blieb dabei in der Schwebe; es lag kein zwingender Grund vor, hierüber schon jetzt eine Entscheidung zu fällen.

Im Jahre 1916 wurden die Mittelmächte vor sehr harte Aufgaben gestellt. Die zahlenmäßige Überlegenheit der Entente wuchs beständig, während die Quellen im eigenen Lande begrenzt leistungsfähig blieben. Es lag daher sehr viel Verlockendes in dem Gedanken, das besetzte polnische Gebiet durch Aufstellung polnischer Truppen für die Kriegführung auszunutzen. Oberst v. Hranilovic, der damalige Chef der k. u. k. Nachrichtenabteilung, vertrat diesen Gedanken mit besonderem Nachdruck, auch der deutsche Generalgouverneur in Warschau, General d. Inf. v. Beseler, beurteilte die Aussichten durchaus günstig. Man rechnete mit Bestimmtheit damit, in verhältnismäßig kurzer Zeit rund 15 Divisionen aufstellen zu können. Die Voraussetzung für ein polnisches Heer bildete freilich die Selbständigkeits-Erklärung des Landes unter dem Schutz der Mittelmächte.

Die Polenfrage kam hierdurch ins Rollen; eine im wesentlichen politische Angelegenheit geriet unter militärischen Einfluß. Auch Conrad, der die Opferwilligkeit der Polen sonst ziemlich skeptisch beurteilte, bezeichnete die Lösung der Polenfrage in einem Schreiben an den Minister des Äußern als „äußerst dringend und bedeutsam". Kaiser Wilhelm hatte gegen eine so frühzeitige Lösung schwere Bedenken, weil er in ihr ein Hindernis für einen Sonderfrieden mit Rußland erblickte; auch er ließ sich durch die günstigen Aussichten für die Kriegführung umstimmen. Man einigte sich auf eine Art Kondominium; Aufsicht und oberste Führung über die polnische Armee sollten Deutschland zufallen.

Deutscherseits war beantragt worden, das Generalgouvernement Lublin in dem von Warschau aufgehen zu lassen, um für das einheitliche polnische Heer auch ein einheitliches Verwaltungsgebiet zu schaffen. Der Antrag wurde von Wien abgelehnt, weil man das einzige Faustpfand aus russischem Besitz gegen die besetzten Teile Galiziens und der Bukowina nicht aus der Hand geben wollte und außerdem fürchtete, das Ansehen der Donaumonarchie bei den Polen schwer zu schädigen. Es blieb zum Schaden der Sache bei einer deutschen und österreichischen Verwaltung und dadurch bei der Möglichkeit, bei passender Gelegenheit die eine gegen die andere auszuspielen.

Die Selbständigkeit Polens wurde am 5. November 1916 feierlich verkündet.

General Ludendorff ist oft der Vorwurf gemacht worden, er hätte

die Selbständigkeitserklärung Polens besonders eifrig betrieben und sich damit zum Mitschuldigen dieser verfehlten Politik gemacht. Dies trifft in keiner Weise zu. Als Feldmarschall v. Hindenburg und er in die O. H. L. berufen wurden, waren die Würfel über die Frage selbst grundsätzlich längst gefallen; da er einen Zuwachs an Kräften durch polnische Truppen, die natürlich nicht aus der Erde gestampft werden konnten, freudig begrüßte, hat er seinen Einfluß dahin geltend gemacht, mit der Erklärung nicht zu zögern, weil bis zur Verwendungsmöglichkeit dieses Kräftezuwachses eben noch geraume Zeit vergehen müßte.

Die Voraussagen militärischer Art gingen nicht in Erfüllung*); die Polen zogen es vor, Schutz und Sicherung ihres Landes weiter den Truppen der Mittelmächte zu überlassen. Es ließ sich leider bald erkennen, daß die in Aussicht gestellten Divisionen ein schöner Traum bleiben würden. Da nicht anzunehmen ist, daß die Ratgeber der Heeresleitungen die Frage eines polnischen Heeres mit sträflichem Leichtsinn unbegründet günstig beurteilt haben, bleibt nur die Erklärung übrig, daß sie von polnischen Politikern bewußt irregeführt worden sind. Jedenfalls hatten die Mittelmächte mit der Selbständigkeitserklärung ein wertvolles Geschenk aus der Hand gegeben und nichts dafür eingetauscht.

An der politischen Zukunft des selbständigen Polens waren Deutschland und Österreich in gleicher Weise interessiert, weil beide Mächte Gebiete mit polnischer Bevölkerung besaßen. Es ließ sich voraussehen, daß diese Gebiete dem neu erstehenden polnischen Nationalstaat zustreben und dadurch innerpolitische Schwierigkeiten hervorrufen würden. Mit dieser Tatsache mußte jede Lösung rechnen, die das selbständige Polen an Mitteleuropa angliedern wollte.

Die österreichischen Polen hatten bisher im allgemeinen die Wiener Regierung unterstützt und ihr bei parlamentarischen Kämpfen die Mehrheit gesichert. Kaiser Franz Joseph hatte es persönlich außerordentlich gut verstanden, die Polen zu behandeln, so daß sie sich zu einer Art Regierungspartei entwickelt hatten. Traten sie in die Opposition, so verlor die Regierung den notwendigen Rückhalt im Parlament.

Falls das polnische Galizien an das selbständige Polen angeschlossen wurde, so schieden seine Vertreter aus dem österreichischen Parlament aus; dadurch bekamen die Deutschen dort die Majorität. Die Stellung der Regierung dem Parlament gegenüber wurde dadurch erheblich gebessert; sie konnte mit einer zuverlässigen deutschen Mehrheit rechnen, vorausgesetzt, daß sie sich dazu entschloß, deutsche Politik zu treiben.

Eine austro-polnische Lösung, d. h. die Angliederung des selbständigen

*) Im Generalgouvernement Lublin meldeten sich zunächst 89 Mann, von denen 59 nur für den Dienst im Hinterland tauglich waren.

Polens an Österreich, hatte für Wien somit den Vorteil, daß sie den wahrscheinlichen Verlust Galiziens durch die enge Verbindung mit dem selbständigen Polen ausglich und die innerpolitischen Verhältnisse in Österreich vereinfachte und besserte.

Bei jeder anderen Lösung verlor Österreich entweder Galizien, das es für seine Volksernährung dringend brauchte, oder es schuf sich dort eine polnische Irredenta, die durch die galizischen Abgeordneten im Parlament die Regierung lahmzulegen vermochte.

Für Deutschland hatte die austro-polnische Lösung ihre schweren Bedenken. Die Grenze mit Polen war an und für sich sehr ungünstig und wurde es noch mehr, falls sich Teile der baltischen Provinzen an Deutschland anschlossen. Es lag daher keineswegs im deutschen Interesse, gerade an dieser schlechten Grenze einen Staat entstehen zu lassen, der an Österreich angegliedert war, militärisch und wirtschaftlich schnell erstarken konnte und in den preußischen Ostprovinzen bei jedem Zwischenfall Unterstützung fand. Polen konnte unter diesen Umständen das Bundesverhältnis zwischen den Mittelmächten derart schwer belasten, daß es diesen Druck auf die Dauer nicht zu tragen vermochte. Kam es aber zu einem Konflikt, dann bedeutete das selbständige Polen eine ganz einseitige Stärkung Österreichs.

Nach meiner Ansicht wurde bei den Verhandlungen über die Polenfrage der Fehler begangen, sie losgelöst von den großen politischen Ostzielen der Mittelmächte zu beraten; sie war nur ein Teil unserer Ostpolitik und demnach nur im Zusammenhang mit ihr zu erörtern. Warum sich die Staatsmänner nicht darüber einigten, welche großen Ziele man beim Friedensschluß erreichen wollte, weiß ich nicht. Ludendorff schrieb mir bereits im April 1917: „Leider bekomme ich das Auswärtige Amt nicht zu einer vertrauensvollen Aussprache mit unseren Bundesgenossen." Man ist dann ja auch nach Brest-Litowsk gegangen, ohne recht zu wissen, was man selbst und die anderen dort wollten. Es wurden immer nur die Einzelfragen verhandelt, die gerade brennend waren; daß sie sich — für sich allein genommen — ganz anders ausnahmen, als im Rahmen eines großen Planes, lag auf der Hand. Das Schlimmste war, daß sich auf diese Weise die natürlichen Gegensätze in den Wünschen der Verbündeten niemals gegeneinander abschliffen und daher dauernd dem großen gemeinsamen Ziel im Wege standen. Das Streben im Osten ging dahin, Rußland für die Mittelmächte zu gewinnen. Gelang dieser Plan, dann wurde Polen in ein derart gewaltiges Gebiet eingegliedert, daß es weder wirtschaftlich noch militärisch die Rolle eines Störenfrieds zu spielen vermocht hätte. Daß die drei verbündeten Reiche — Deutschland, Österreich-Ungarn und Rußland — ihre Gemeinsamkeit um Polens willen aufs Spiel setzen würden, war schlechterdings nicht anzunehmen. Gelang der Plan

mit Rußland nicht, dann mochte es auch Polen behalten, nachdem dessen Grenzen zu den Mittelmächten der Notwendigkeit entsprechend berichtigt waren.

Wie die Verhandlungen um Polen tatsächlich geführt wurden, standen stets preußisch-deutsche Interessen im Gegensatz zu österreichischen. Es konnte auch nicht ausbleiben, daß rein militärische Rücksichten eine große Bedeutung gewannen — allein schon deshalb, weil eigentlich nur die O. H. L. genau wußte, was sie wollte. Alle anderen Instanzen redeten aneinander vorbei. Die Unklarheit über Polens Zukunft gab der Agitation den Weg frei; Warschau vertrat deutsche, Lublin österreichische Wünsche. Bei der überragenden Bedeutung Warschaus faßte die österreichische Propaganda naturgemäß auch dort Fuß, wurde von Wien zum mindesten nicht gehindert und schuf Reibungsflächen. Der tertius gaudens war Polen.

Die Wiener Regierung bestand zunächst auf der austro-polnischen Lösung. Im April 1917 war Graf Czernin dann bereit, Galizien mit Polen zu vereinigen und das ganze Gebiet deutscher Oberhoheit zu unterstellen, falls Deutschland in die Preisgabe Elsaß-Lothringens willigte. Im Mai 1917 wurde in Kreuznach festgelegt, daß Polen an das Deutsche Reich angeschlossen werden sollte, während Rumänien als österreichisch-ungarisches Interessengebiet anerkannt wurde. Die Vereinigung Galiziens mit Polen wurde damals nicht mehr erwähnt. Während der Sommeroffensive gegen Rußland griff Graf Czernin die austro-polnische Lösung wieder auf; er wünschte ganz offen, Polen durch Personalunion mit der Krone Habsburg vereinigt zu sehen, wollte ihm Galizien anschließen und den polnischen Einfluß in Österreich ganz ausschalten. Dem Deutschen Reich wurden notwendig scheinende Berichtigungen der preußisch-polnischen Grenze zugesichert und eine Vertiefung des Bundesverhältnisses durch politische, wirtschaftliche und militärische Abmachungen in Aussicht gestellt. Ludendorff, dem an Polen selbst nicht viel lag, war dieser Lösung nicht abgeneigt, falls die neuen Grenzen eine ausreichende militärische Sicherung brachten. Kaiser Wilhelm stimmte der Lösung zu, um dem Kaiser Karl gefällig zu sein und ihm in seiner schwierigen innerpolitischen Lage zu helfen. Graf Czernin fuhr im September nach Berlin, um mit dem Auswärtigen Amt die näheren Vereinbarungen zu treffen. Die erwartete Einigung blieb aus, weil die von der O. H. L. aufgestellten Gebietsforderungen den Österreichern zu weitgehend schienen; ein derart beschnittenes Polen hätte keine eigene Lebenskraft mehr und käme als selbständiger Staat nicht mehr in Frage. Weitere Verhandlungen wurden in die Zeit nach beendeter Offensive gegen Italien verschoben. Während dieser Offensive hatte ich Gelegenheit, mit dem Grafen Czernin auch über die Polen-

frage zu sprechen; er meinte, daß Österreich ohne die austro-polnische Lösung nicht bestehen könnte, und war bereit, dem Deutschen Reich in Rumänien Zugeständnisse zu machen. Selbst eine Art von „Vasallenverhältnis" der Donaumonarchie zu Deutschland würde er für die austro-polnische Lösung in den Kauf nehmen. Als ich ihm entgegenhielt, daß Kaiser Karl nach den bisherigen Erfahrungen kaum in bindende militärische Abmachungen, geschweige denn in ein Abhängigkeitsverhältnis zu den Hohenzollern einwilligen würde, antwortete der Graf: „Lassen Sie dies nur meine Sorge sein, ich bringe den Kaiser schon so weit." Kaiser Wilhelm hatte die Absicht gehabt, bei seinem Besuch an der siegreichen Südwestfront die Zustimmung Deutschlands zur austro-polnischen Lösung als Geschenk für Kaiser Karl mitzubringen. Aus mir unbekannten Gründen hat er davon Abstand genommen und erneuten Verhandlungen zugestimmt.

Der Wiener Ballplatz hatte sich bereit erklärt, die militärischen Forderungen der O. H. L. mit einem Gegenvorschlag zu beantworten, und zu diesem Zweck das A. O. K. gebeten, eine Karte mit den Österreich gegeben erscheinenden Grenzberichtigungen vorzulegen. Die Erledigung zog sich ungebührlich lange hin. Als die O. H. L. drängte, wurde ihr über das Auswärtige Amt in Berlin eine Karte zugestellt, der man deutlich ansah, daß sie in aller Eile zurechtgemacht war; sie beschränkte die Grenzberichtigungen auf den Ausgleich nach Preußen einspringender Winkel und Bogen und war vom General v. Waldstätten unter dem Einfluß des wenig deutsch gesinnten Polen-Referenten, Baron Andrian, hergestellt. Die Karte mußte wie ein schlechter Scherz wirken; Feldmarschall v. Hindenburg äußerte dem A. O. K. sein Befremden, daß man sachlich begründete Forderungen der O. H. L. durch derart unsachliche und oberflächliche Elaborate zu beantworten für ausreichend hielte. Arz, der das Anschreiben zu der Karte wohl unterzeichnet, im übrigen aber infolge seiner fortwährenden Reisen in Begleitung des Kaisers in die Sache selbst nicht weiter eingedrungen war, mußte die berechtigte Verstimmung der O. H. L. durch einen entschuldigenden Brief in Ordnung bringen. Die Erledigung der Angelegenheit verzögerte sich erneut; die Mittelmächte gingen nach Brest-Litowsk, ohne sich über die Polenfrage geeinigt zu haben.

Persönlich habe ich der austro-polnischen Lösung eine gewisse Berechtigung nicht absprechen können und auch in diesem Sinne berichtet. Sie erschien mir nach der wenig glücklichen Selbständigkeits-Erklärung von Polen immer noch als die beste, weil es eine alle Teile befriedigende Lösung überhaupt nicht gab. Die Voraussetzung war auch für mich, daß Preußen an seiner polnischen Grenze gesichert und Österreich durch den Ausbau des Bündnisses — besonders in militärischer Hinsicht — fest an das Deutsche Reich gebunden wurde. Ich war ferner stets der Über-

zeugung, daß die Mittelmächte Rußland zu sich hinüberziehen und dadurch die Bedeutung Polens wesentlich herabmindern würden.

Auch bei der Erledigung der Polenfrage fehlte die starke politische Hand. Die Selbständigkeitserklärung entsprang der Hoffnung, an Polen eine militärische Stütze zu finden; sie war ein Übel, mit dem man sich unter diesen Umständen abfinden mußte. Die weitere Behandlung der Polenfrage war ein Rattenkönig von hin und her schwankenden Entschlüssen. Sie gab den Polen die denkbar beste Gelegenheit, im Trüben zu fischen. Dies haben sie ausgiebig betrieben — zum Teil unter stillschweigender Billigung Wiens.

Der Durchbruch bei Tolmein.

Oktober 1917.

Erneute Angriffe der Italiener an der Isonzofront hatten — wenn auch keinen entscheidenden Erfolg — so doch eine bedrohliche Schwächung der österreichischen Abwehrkraft und nicht unerheblichen Geländeverlust auf dem Bainsizza-Plateau und in Richtung Kostanjevica zur Folge gehabt. Es wurde fraglich, ob Triest bei einem weiteren italienischen Ansturm würde gehalten werden können. Mit zunehmender Sorge mehrten sich im k. u. k. A. O. K. die Stimmen, die als wirksamstes Gegenmittel eine Offensive anregten. Anfang August 1917 meldete ich hierüber an die O. H. L. und fügte hinzu, daß der Widerstand gegen die Beteiligung deutscher Truppen an dieser Offensive grundsätzlich — auch bei Kaiser Karl — fallengelassen und für den gemeinsamen Angriff ein Aufrollen der Isonzofront von Norden her nach einem Durchbruch in Gegend von Tolmein in Aussicht genommen wäre. Eine derartige Operation erforderte sehr viel geringere Kräfte als ein frontales Angehen der Isonzofront und versprach bei ihrem Gelingen sehr großen Erfolg. Die Lage war der von Gorlice nicht unähnlich.

Ludendorff war zunächst nicht allzu begeistert für eine gemeinsame Offensive gegen Italien; er hätte es vorgezogen, Rumänien durch einen Vorstoß in die Moldau völlig niederzuwerfen. Er gab aber schließlich seine Zustimmung; Feldmarschall v. Hindenburg und Kaiser Wilhelm schlossen sich ihm an.

Das Einverständnis war eben erzielt, als ein Kurier des Kaisers Karl in Kreuznach eintraf mit einem Handschreiben an Kaiser Wilhelm, das besagte, der Kaiser möchte der Verwendung deutscher Truppen an der

Südwestfront . . . nicht zustimmen! Kaiser Karl hatte ohne Wissen seines Generalstabschefs, wahrscheinlich unter dem Einfluß der Kaiserin, eigenwillig und in ganz unverständlicher Richtung eingegriffen. Es gelang Arz, den Zwischenfall durch Entsendung des Generals v. Waldstätten ungeschehen zu machen.

Zum Oberbefehlshaber der am Isonzo einzusetzenden deutschen 14. Armee wurde General Otto v. Below (bisher A. O. K. 6) bestimmt. Sein Generalstabschef, Generalleutnant v. Krafft, erkundete mit dem 1. Generalstabsoffizier, Major v. Willisen, das Angriffsgelände. Im Anschluß daran wurden im Gr. H. Qu. in Kreuznach mit General v. Waldstätten und mir alle Einzelheiten des gemeinsamen Unternehmens vereinbart. Die O. H. L. stellte sieben Divisionen zur Verfügung; die durch k. u. k. Truppen verstärkte deutsche 14. Armee sollte den Hauptstoß führen. Vor Mitte Oktober war mit dem Beginn der Offensive nicht zu rechnen, weil die Eisenbahnen einen schnelleren Aufmarsch nicht zuließen.

Die Vorbereitungen waren im besten Gange, als die gemeinsame Offensive durch einen Zwischenfall wieder in Frage gestellt wurde. Der Reichstagsabgeordnete Haußmann hatte einem Generalstabsoffizier erzählt, Czernin hätte einem anderen deutschen Abgeordneten klipp und klar eröffnet, daß Österreich sich nicht weiter für deutsche Kriegsziele einzusetzen beabsichtigte; es brauchte den Frieden und dächte gar nicht daran, für deutsche Eroberungspläne zu verbluten oder zu verhungern. Der Abgeordnete möchte im Reichstag dahin wirken, daß die Regierung durch Verweigerung weiterer Kredite zu einem Verständigungsfrieden gezwungen würde*).

Der Abgeordnete Haußmann hatte diese Mitteilung für wichtig genug gehalten, um sie an den Abgeordneten Scheidemann weiterzugeben.

Ich wurde nach Kreuznach gerufen und von Kaiser Wilhelm beauftragt, in einer Audienz bei Kaiser Karl keinen Zweifel darüber zu lassen, daß ohne einwandfreie Aufklärung dieser Angelegenheit von einer deutschen Waffenhilfe gegen Italien keine Rede sein könnte; der Einsatz deutscher Truppen würde von schriftlich gegebenen Garantien abhängig gemacht werden.

Dieser Auftrag führte zu einer langen Aussprache mit Kaiser Karl. Er versicherte mir zunächst, daß Czernin in der letzten Zeit keine deutschen Abgeordneten gesprochen*) und die ihm zugeschobenen Äußerungen nicht getan hätte; es müßte ein Mißverständnis oder absichtliche Mystifikation vorliegen. Czernin hätte wohl mit Politikern wiederholt Friedens-

*) Inzwischen hat Graf Czernin seine „Erinnerungen" veröffentlicht. Er gibt dort ohne jede Einschränkung zu, daß er auf den deutschen Reichstag eingewirkt und dessen Juli-Resolution wesentlich beeinflußt hat. Auf eine Verweigerung der Kriegskredite hingearbeitet zu haben, stellt er in einem Schreiben an mich entschieden in Abrede. Die Erzählungen der deutschen Abgeordneten entsprachen demnach nicht den Tatsachen oder beruhten auf einem Mißverständnis.

fragen erörtert und in Deutschland für den Frieden zu wirken zugesagt, aber niemals in der behaupteten Form. Die deutsche Regierung möchte keinen Schritt unternehmen, der einen Sturz Czernins zur Folge haben könnte. Czernin wäre unzweifelhaft deutschfreundlich und in diesem Sinne kaum zu ersetzen. Im Anschluß hieran versicherte mich Kaiser Karl der Bundestreue Österreich-Ungarns; er hätte wiederholt sehr verlockende Angebote der Entente ohne weiteres abgelehnt. Deutschland dürfte es den Verbündeten nicht unnötig schwer machen; die Mehrzahl der Bevölkerung in Österreich-Ungarn wäre gegen den Krieg und würde nur durch das monarchische Gefühl bei der Stange gehalten. Daß Deutschland die Friedensbestrebungen der Donaumonarchie nicht durchweg teilte, hätte eine gewisse Mißstimmung hervorgerufen. Die anfänglich große Begeisterung für Deutschland bestünde zur Zeit nicht mehr; das Eintreten Deutschlands für die italienischen Forderungen im Frühjahr 1915 hätte die erste Bresche geschlagen. Trotzdem wäre eine Untreue dem Reiche gegenüber ausgeschlossen, solange er — der Kaiser — etwas zu sagen hätte. Kaiser Karl schlug dann vor, in einer Beratung mit Czernin festzulegen, in welcher Form die Bundestreue Österreich-Ungarns schriftlich garantiert werden könnte.

Kaiser Wilhelm, dem ich über die Audienz mündlich berichtete, verzichtete auf die Garantien und sah die Angelegenheit als durch die Erklärungen des Kaisers Karl erledigt an. Dieser Entschluß wurde vielfach bedauert — wie spätere Ereignisse bewiesen haben — mit Recht.

Gegen Mitte Oktober begab sich Kaiser Karl nach Bozen. Die Reise und meine Teilnahme daran wurden in den Zeitungen ausführlich besprochen, um die Aufmerksamkeit der Italiener in eine falsche Richtung zu lenken. Der Zweck wurde erreicht; in Italien begann man von bald bevorstehenden militärischen Ereignissen an der Tiroler Front zu orakeln. Zudem waren mehrere deutsche Sturmbataillone nach Tirol geschoben worden, die sich an kleineren Unternehmungen ostentativ beteiligten, ferner eine deutsche Funkerabteilung, die von Bozen aus allerlei Befehle und Weisungen an gar nicht vorhandene deutsche Formationen gab.

Die ursprünglich für den 15., dann für den 22. Oktober angesetzte Tolmeiner Offensive mußte wegen ungünstiger Witterung auf den 24. verschoben werden. Das war insofern von Vorteil, weil so an sich richtige Angaben einiger, zu den Italienern übergelaufener Tschechen sich dem Feinde als unwahr darstellten; die Italiener hatten in voller Kampfbereitschaft unseren Angriff erwartet, umsonst ihre Ruhe geopfert und weiteres Warten aufgegeben. Der Stoß traf sie tatsächlich überraschend und durchbrach ihre Front beiderseits Tolmein. Während um die Höhen gekämpft wurde, marschierte General Lequis mit der 12. preußischen Infanterie-Division

unter dem Schutze eines nebligen Regentages im Tal nach Karfreit, nahm den beherrschenden M. Matajur und trieb die von Cividale her eiligst heranmarschierenden italienischen Verstärkungen ebenso eilig dorthin zurück. Das Verhalten der 12. Division ist ein Ruhmesblatt für Führer und Truppe. Der Entschluß, durch die feindliche Front, unbekümmert um jede Flankenbedrohung, geradenwegs hindurchzumarschieren, wird nicht von jedem gefaßt. General v. Below hatte dem, der den M. Matajur 24 Stunden nach Beginn der Offensive in die Hand bekäme, die Eingabe zum Pour le mérite versprochen; Leutnant Schnieber vom Infanterie-Regiment 63 holte sich die Belohnung noch vor Ablauf der ausbedungenen Frist. Auch Infanterie kann Husarenstückchen zustandebringen!

Skizze 5. **Durchbruch bei Tolmein.**

Der Erfolg bei Tolmein dehnte sich rasch nach Norden und Süden aus; der ganze gegen Nordosten gewölbte Bogen der italienischen Front brach zusammen. Über Cividale südwärts vorstoßende Teile der 14. Armee drängten die vom unteren Isonzo weichenden Italiener vom Tagliamento ab und brachten viele Tausende von Gefangenen ein. Wer die Rückzugsstraßen der Italiener östlich des Tagliamento nicht mit eigenen Augen gesehen hat, kann sich keine Vorstellung machen von dem Bild wilder, kopfloser Flucht, das sich überall zeigte. Kriegsmaterial und Vorräte in gewaltigen Mengen fielen uns dort in die Hände.

Der Tagliamento, der nach dem ursprünglichen Plan das weiteste Ziel der Offensive bilden sollte, wurde am 6. November überschritten. Der Italiener wich hinter den Abschnitt des Piave, dessen rechtes Ufer ebenso wie das Gelände zwischen Piave und Brenta mit dem M. Grappa stark ausgebaut war.

Dem raschen Vormarsch unserer Infanterie hatten Artillerie und Munitionskolonnen nicht folgen können; auch Brückengerät war zunächst nicht zur Stelle. Eine deutsche Jäger-Division, die den beherrschenden M. Grappa stürmen wollte, drang ohne entsprechende Artillerieunterstützung nicht durch. Die Fortführung der Offensive hätte erneute längere Vorbereitung und weiteren Kräftenachschub erfordert; ihr Erfolg war bei den außerordentlich großen Geländeschwierigkeiten fraglich, zudem den Italienern englische und französische Divisionen zu Hilfe gekommen waren. Im Einvernehmen mit den Führern an der Front wurde daher vom weiteren Angriff abgesehen. Der erkämpfte Erfolg war auch so ein außerordentlich großer; neben dem erheblichen Geländegewinn, der Befreiung österreichischen Bodens und einer nachhaltigen Schwächung der italienischen Kampfkraft stand eine Riesenbeute an Material, an Verpflegung und Ausrüstungsgegenständen, die unserem Mangel auf geraume Zeit abhalf.

Conrad hatte dauernd gedrängt, auch die Tiroler Front derart zu verstärken, daß sie sich an der Offensive zu beteiligen vermochte. Gleichzeitig konnten die beiden Operationen aber nicht durchgeführt werden, weil es an Kräften fehlte. Als die italienische Isonzofront geworfen war, wurden k. u. k. Truppen dort entbehrlich. Conrad unterließ es nicht, immer wieder darauf hinzuweisen, begegnete aber längere Zeit tauben Ohren. Arz und namentlich auch Waldstätten waren für die Vorschläge Conrads nicht zu haben; sie vertraten die Ansicht, daß zunächst die eine Operation zu Ende geführt werden müßte. Die deutsche O. H. L. stand im allgemeinen auf seiten Conrads, unterließ es aber, von dem Recht der „obersten Kriegsleitung" Gebrauch zu machen, weil sie auf dem „österreichischen Kriegsschauplatz" nicht zu sehr eingreifen wollte. Als das A. O. K. Ende November die Conradschen Vorschläge aufgreifen wollte, war es zu spät; die schlechten Bahnverhältnisse machten ein rasches Herumwerfen der Truppen unmöglich. Conrad mußte daher den Stoß aus Tirol mit eigenen Kräften führen und erkämpfte nicht unbeträchtliche Erfolge, die aber nicht ausreichten, um die Dinge wieder in Fluß zu bringen; die Südwestfront kam zur Ruhe; deutsche Waffenhilfe hatte dem Verbündeten eine schwere Sorge abgenommen.

Ich habe die Offensive gegen Italien im Gefolge des Kaisers Karl begleiten können und wurde auf diese Weise Zeuge, wie nachhaltig die Erfolge auf die Stimmung des Kaisers einwirkten, und wie sehr sich auch Graf Czernin darin beeinflussen ließ. Alle früheren Bedenken wichen, und man war, obschon, wie erwähnt, im Sommer 1917 der nahe Zusammenbruch der k. u. k. Armee als sicher vorausgesagt worden war, zur Abwechselung fest entschlossen, mit Deutschland zu siegen. Der wesentliche Anteil,

den die deutschen Truppen am Erfolge hatten, wurde anfangs nicht geleugnet; Kaiser Karl telegraphierte auch in diesem Sinne an Kaiser Wilhelm, wünschte aber nicht, daß das Telegramm der Öffentlichkeit bekanntgegeben wurde. Um die deutschen Truppen nicht allzusehr in den Vordergrund treten zu lassen, wurden nach und nach die Gründe für den durchschlagenden Erfolg der Offensive zugunsten der k. u. k. Truppen verschoben. Das war an sich begreiflich und hätte nichts auf sich gehabt, wenn nur die maßgebenden Stellen die Tatsachen im Gedächtnis behielten; dies war aber nicht der Fall. Die deutsche O. H. L. schlug vor, k. u. k. Divisionen, die während der Verfolgungskämpfe an der Südwestfront in Reserve standen und weder am Piave noch in Tirol verwendet wurden, an die russische Front abzubefördern, um dort deutsche Kräfte für den Westen freizumachen. Dem A. O. K. erschien es zweckmäßiger, einen Teil der in Italien kämpfenden deutschen Divisionen wieder für den Westen zur Verfügung zu stellen; deutsche Truppen wurden also in Gnaden entlassen, nachdem sie die Hauptarbeit getan hatten; man wollte wieder möglichst unter sich sein, nachdem die Entscheidung erkämpft und eigentlich nur noch Beute einzubringen war.

Ich wurde von der O. H. L. beauftragt, dem A. O. K. mitzuteilen, daß unter diesen Umständen alle deutschen Truppen aus Italien zurückgezogen werden würden. Das machte naturgemäß Eindruck, denn ganz auf die eigenen Schultern wollte man die Verantwortung noch nicht nehmen. Arz antwortete daher entgegenkommend. Als die Offensive an dem Piave endgültig zum Stehen gekommen war, erbat die O. H. L. die Erfüllung der gemachten Zusagen. General v. Waldstätten verfaßte eine rundweg ablehnende Antwort, die von Arz — offenbar unbesehen — unterschrieben wurde. Es kam zwischen der O. H. L. und General v. Waldstätten, der zur Besprechung über die Pläne für das Frühjahr 1918 nach Berlin gefahren war, zu Auseinandersetzungen, die mit einer Anerkennung der deutschen Wünsche endeten.

Ich habe Veranlassung anzunehmen, daß dem Verhalten des A. O. K. nicht nur militärische Erwägungen zugrunde lagen. Kaiser Karl war der Beteiligung deutscher Truppen gegen Italien innerlich abgeneigt und hatte sich nur der harten Notwendigkeit gefügt. Seine Mutter hatte, als sie zum ersten Male von dem Plane hörte, entrüstet gemeint, ihr Sohn würde es hoffentlich nicht zugeben, daß sich die Preußen auch um die italienischen Dinge kümmerten. Es wurde ferner behauptet, daß der Vatikan auf dem Wege über die Kaiserin auf die Einstellung der Offensive gegen Italien hinwirkte, als man deren großen Erfolg zu übersehen und einen völligen Zusammenbruch der italienischen Armee zu fürchten begann. Die Hauptträger dieser Offensive waren aber die deutschen Truppen. Schließlich muß

noch erwähnt werden, daß aus der Verwaltung der eroberten italienischen Gebiete und aus der Teilung der Beute mancherlei Reibungen erwuchsen, die österreichischerseits desto stärker unterstrichen wurden, je mehr die militärische Lage sich zu ihren Gunsten verschob. Daß die k. u. k. Front über die Anwesenheit der deutschen Truppen anders dachte, hat sie dadurch bewiesen, daß sie im Jahre 1918 für die Piave-Offensive deutsche Führung und deutsche Waffenhilfe erbat; sie hatte das, durch keine Nebenüberlegungen getrübte, klare Verständnis für die militärische und organisatorische Überlegenheit ihres Verbündeten.

Während meiner vielen Fahrten mit Kaiser Karl habe ich Gelegenheit gehabt, fast die ganze italienische Kampffront kennen zu lernen. Ich bin dabei zu der festen Überzeugung gekommen, daß das Menschenmaterial der k. u. k. Armee dem der anderen Mächte nicht nachstand und den ihm häufig gemachten Vorwurf nicht verdiente. Auf hartem, steinigem Felsboden, der die Anlage von Verteidigungsbauten unsagbar erschwerte und die feindliche Geschoßwirkung vervielfachte, in Eis und Schnee und auf Höhen, die nur dem Alpinisten zugänglich schienen, unter schwierigsten Nachschubverhältnissen und Mangel an dem Notwendigsten hat die Truppe im Ausharren Großes geleistet. Offizierkorps und Heeresverwaltung haben aus dem guten Material lange nicht das zu machen verstanden, was regeres Interesse, straffere Disziplin und dauernde Ausbildung hätten erreichen können. Der Ausdruck „Schlamperei" charakterisiert das liebenswürdige Gehenlassen, das heitere Unbesorgtsein und das dem Fatalismus des Orients verwandte „Da ist halt nix zu machen" am treffendsten. Wie oft habe ich die Bemerkung „Das ist halt unsere Schlamperei" achselzuckend als Erklärung für Unterlassungssünden gehört. Darum war man ja auch so glücklich und dankbar, wenn der deutsche Verbündete den einzelnen Dienststellen die lästige Arbeit und Vorsorge abnahm. Da selbst die größte Not die „Schlamperei" nicht zu beseitigen vermochte, kann man ersehen, wie tief sie dem Volk im Blut steckte; man war — so widersinnig es klingen mag — beinahe stolz auf sie.

Während meiner Anwesenheit im kaiserlichen Hauptquartier habe ich ferner auch Gelegenheit gehabt, den Einfluß festzustellen, den die Kaiserin auf ihren Gemahl ausübte; sie verstand es, ihren Kopf durchzusetzen. Ich habe den bestimmten Eindruck, daß sie dem Kaiser geistig und an Willenskraft überlegen war, und daß er sich vergeblich bemühte, ihre dauernde Kontrolle auszuschalten. Seine zahlreichen Reisen stehen damit in Zusammenhang, und es ist wohl nicht übertrieben, wenn behauptet wurde, daß der Kaiser sozusagen flüchtig wurde. Dem Einfluß der Kaiserin soll es auch zuzuschreiben sein, daß der Chef der Zivilkanzlei, Graf Polzer, entlassen wurde; man brachte seinen Namen allgemein mit der Tschechen-

Amnestie in Zusammenhang. Der niederschmetternde „Erfolg" dieses übereilten Schrittes veranlaßte die Kaiserin zu herben Vorwürfen und zu der vor Zeugen gefallenen Äußerung über „eine Blamage vor der ganzen Welt". Weiblicher und geistlicher Einfluß stand vermutlich auch hinter dem Duellverbot, das Kaiser Karl während der Offensive gegen Italien erließ; es „untersagte allen Angehörigen der bewaffneten Macht jeden Zweikampf überhaupt und jedwede Teilnahme am Zweikampf für alle Zukunft". Das Verbot sollte ursprünglich als Anhang den in Umarbeitung befindlichen Ehrenratsbestimmungen angefügt werden. Diese Bestimmungen setzten in ihrer neuen Form eine erhebliche Verschärfung der allgemeinen Strafgesetze für die Verletzung der Ehre eines anderen voraus. Da über eine Abänderung der Strafgesetze in beiden Reichshälften zu entscheiden war, hatte die Erledigung dieser Frage noch sehr weite Wege. Dem absoluten Duellverbot fehlte demnach bei seiner vorzeitigen Bekanntgabe der Ausgleich auf strafrechtlichem Gebiet. Ganz abgesehen davon, brach es in radikalster Form mit den Anschauungen der Mehrheit des k. u. k. Offizierkorps und erweckte mitten im Kriege Mißtrauen, Zweifel und Mißmut. Wie vieles andere, ist auch das Duellverbot vom Kaiser Karl nur mit einigen wenigen, unbedingt gefügigen Beratern besprochen und durchgeführt worden. Exzellenz v. Marterer, der Chef der Militärkanzlei, gehörte zu ihnen; er war gewöhnt, nur zu gehorchen, und hat sich — wie ich einer Unterredung mit ihm entnehmen konnte — über die Folgen des Erlasses auf das Offizierkorps weiter keine Gedanken gemacht. Der Generalstabschef ist überhaupt nicht gefragt und, wie in anderen Fällen, durch die Tatsache überrascht worden; er konnte das Verbot weder gutheißen, noch war er gesonnen, sich gegebenenfalls daran zu halten.

Ich erwähne das Duellverbot hauptsächlich deswegen, weil es erkennen läßt, wie Kaiser Karl im Glauben, Gutes zu stiften, durch die unglückliche Auswahl seiner nächsten Umgebung und den Einfluß unberufener Persönlichkeiten übereilt und im Augenblicksentschluß Verfügungen traf, die gerade das Gegenteil erreichten.

Besonders aufgefallen ist mir an Kaiser Karl die Unruhe, die ihn dauernd beherrschte, die ihn völlig zwecklos im Lande herumtrieb*), ihn

*) Während einer Fahrt an die Front geriet Kaiser Karl in die Gefahr, zu ertrinken. Verschiedene Flüsse Oberitaliens haben die Eigentümlichkeit, bei trockenem Wetter völlig zu verschwinden, um nach Niederschlägen im Gebirge in unglaublich kurzer Zeit zu reißenden Strömen anzuschwellen. In der trockenen Zeit führen die Straßen auf einem gepflasterten Damm durch das Flußbett hindurch; bei Hochwasser werden sie rasch unpassierbar. Der Offizier, der den Kraftwagen mit dem Kaiser und dem Generalstabschef steuerte, trug diesem Umstand nicht Rechnung, sondern versuchte, den an sich unbedeutenden Fluß — den Torrente di Torre — zu durchfahren. Der Kraftwagen blieb liegen, das Wasser stieg zusehends, und die Insassen entschlossen

selbst am ruhigen Arbeiten hinderte und auch seine Umgebung — darunter den Generalstabschef — von ihrer Tätigkeit abzog. General v. Arz konnte tatsächlich häufig gar nicht wissen, was beim A. O. K. geschehen, angeordnet oder unterlassen war; er stand tagelang außerhalb der Dinge und mußte dann mit seiner Unterschrift Entschließungen decken, über deren Grundlagen und Zweckmäßigkeit er gar nicht unterrichtet war. Ich habe oft, aber vergeblich betont, daß man in einem Weltkrieg nicht Generaladjutant und daneben Generalstabschef sein könnte. Daß Arz die übermäßige Inanspruchnahme seiner Person durch den Kaiser stillschweigend hinnahm, sein Amt jüngeren Händen anvertraute und sich dadurch oft vom Urteil anderer abhängig machte, war mir nie verständlich; es trug ihm den Vorwurf ein, sein schweres Amt nicht ernst genug aufzufassen. Diese Einschätzung wurde durch seine ganze Art gestützt; Arz war im besten Sinne des Wortes ein Lebenskünstler, an dessen heiterer Grundstimmung die schwersten Sorgen abzugleiten schienen; eine vom Augenblick eingegebene, witzige, oft geistvolle Bemerkung schien das Gleichgewicht überraschend schnell wiederherzustellen. Dennoch glaube ich, daß Arz bisweilen mit voller Absicht heitere Sorglosigkeit zur Schau getragen hat, um die Zuversicht seiner Umgebung nicht noch mehr sinken zu lassen. Auch mag er in dem Kampf zwischen eigener Überzeugung und Gehorsam gegen den Kaiser sich für letzteren entschieden haben, um die schwindende Autorität der Krone — wenn auch mit ungeeigneten Mitteln — zu stützen. Ich habe Arz wegen seiner Aufrichtigkeit und seiner Bundestreue sehr geschätzt; ja er ist mir ein lieber Freund geworden und hat mir häufig mein schwieriges Amt erheblich erleichtert; trotzdem war es schade, daß er nicht als Truppen-

---

sich, ans Ufer zu waten. Zum Unglück stand das Auto hart am Rande des gepflasterten Dammes, der unterstrom das Flußbett nicht unbedeutend überragte. Während Arz, der oberstrom ausgestiegen war, ohne große Mühe das Ufer erreichte, trat der Leibjäger, der den Kaiser tragen sollte, unterstrom von dem Damm herunter und riß den Kaiser mit. Die starke Strömung verhinderte, daß der Kaiser wieder auf die Beine kam; er wurde fortgetragen und geriet in ernsthafte Lebensgefahr. Der Unfall spielte sich derartig schnell ab, daß die Lage erst übersehen wurde, als der Kaiser hilflos im Wasser trieb. Verschiedene Personen sprangen ihm nach, konnten ihn aber nicht erreichen. Vom Ufer selbst war keine Hilfe zu bringen, weil Stangen und Bretter nicht bis zur Strommitte reichten. Zum Glück wurde der Kaiser an Buschwerk angetrieben, das aus dem Wasser herausragte und konnte sich dort festhalten, bis ihm vom Ufer her ein Balken zugeschoben wurde, an dem er sich ans Land rettete. Der Unfall ist ohne jede nachteilige Folgen verlaufen; zeigte aber, mit welchem Leichtsinn man die Person des Kaisers in Gefahr brachte. Auch eine Fahrt auf einem Torpedoboot von Monfalcone nach Triest war ähnlich leichtsinnig, zumal man durch funkentelegraphische Bestellung des Bootes die Italiener selbst davon in Kenntnis gesetzt hatte.

führer an der Front geblieben ist. Seine frische, unbekümmert zugreifende Art paßte dort ungleich besser hin. Er hat sich ja auch als erster k. u. k. Offizier vor dem Feinde den Pour le mérite erworben.

Dem General v. Waldstätten ging ein sehr großer Ruf voraus, als er zum A. O. K. kam und dort die Hauptarbeit zu leisten hatte. Er hat diesen Ruf nicht immer voll gerechtfertigt. Seine militärischen Anlagen und seine erhebliche Arbeitskraft stehen außer Zweifel. Er war aber wohl innerlich noch nicht reif genug, um an so maßgebender Stelle zu stehen. Waldstätten war empfindlich gegen jeden Widerspruch; am liebsten waren ihm Mitarbeiter, die als gehorsame Werkzeuge oder in geschickter Anpassung an ihren Chef zustimmten und ausführten, was er wollte. Selbständige Naturen lagen ihm nicht. Ein Chef mit diesen Eigenschaften drückt mit der Zeit auf das Niveau seiner Umgebung; die produktiven Köpfe kommen nicht zum Wort, und an ihre Stelle treten die sogenannten bequemen Untergebenen. Die Maschine eines A. O. K. läuft an sich wohl weiter, überträgt ihre Kraft aber nicht auf die vielen anderen Maschinen, die an der Front und im Hinterland in Schwung und Bewegung gehalten werden müssen. Daß man jede Arbeit beherrscht und selbst macht, charakterisiert noch nicht den Chef, sondern daß er seinen Geist und seinen Überblick weiterleitet und der Arbeit anderer die großen Richtlinien gibt. Dem neuen A. O. K. fehlte das Großzügige Conrads.

Brest-Litowsk und andere diplomatische Verhandlungen.

Winter 1917/18.

Der seit Monaten erwartete und nur durch die überaus kluge und energische Ententepolitik immer wieder vereitelte Zusammenbruch Rußlands trat Mitte November 1917 ein. Menschiwiki und Sozialrevolutionäre wurden durch die auf das kommunistische Programm eingeschworenen Bolschewiki gestürzt, Lenin und Trotzki traten an die Spitze des bis in die Grundfesten erschütterten russischen Reiches. Das durch unsere „Frontpropaganda" zernagte russische Millionenheer befand sich im Zustande völliger Auflösung.

Unter diesen günstigen Auspizien begannen in der zweiten Novemberhälfte zu Brest-Litowsk die Waffenstillstandsverhandlun-

gen zwischen den Mittelmächten und Rußland. Sie wurden auf unserer Seite durch General Hoffmann, den Chef des Stabes beim Oberbefehlshaber Ost, auf russischer Seite durch den Bolschewikenführer Kameneff geleitet. Den Versuchen der Bolschewiki, durch lange Redeschlachten die Dinge hinauszuziehen, machte General Hoffmann sehr bald ein Ende. Nennenswerte Schwierigkeiten ergaben sich nur aus der Frage des Abziehens von Truppen aus unserer Front. Die Russen waren nicht geneigt, uns ausreichende Möglichkeiten hierfür zu bieten. Der Grund dafür lag, wie wir heute klar erkennen, weniger in ihrer Bundestreue, als in der Besorgnis, daß ein Sieg Deutschlands die von den Bolschewiki erhoffte Weltrevolution verzögern könnte.

Nach mehrfachen Schwankungen fand sich aber auch in dieser einigermaßen schwierigen Frage ein Ausweg, und am 15. Dezember konnte der Waffenstillstandsvertrag unterzeichnet werden. Auch die von General Schtscherbatscheff befehligte russisch-rumänische Front mußte sich nach einigem Sträuben den Brester Abmachungen anschließen.

Der Aufruf Trotzkis „An alle", in dem die Regierung der Volksbeauftragten alle Kriegführenden aufforderte, sich zu einem „Frieden ohne Annexionen und Kontributionen" zusammenzuschließen, erweckte auf dem Wiener Ballplatz ebenso wie in Laxenburg*) die größten Hoffnungen. Graf Czernin konnte die Stunde, die ihn mit den feindlichen Unterhändlern zusammenführte, kaum erwarten. Einigermaßen bedenklich war es, daß die Vertreter der Mittelmächte zu den Verhandlungen reisen sollten, ohne sich untereinander über die Bedingungen klar zu sein.

Czernin machte kein Geheimnis aus der Tatsache, daß er seinem Kaiser versprochen hätte, unbedingt einen Frieden nach Hause zu bringen. Mit diesem Entschluß reiste er am 20. Dezember nach Brest-Litowsk ab.

Die Friedensverhandlungen zerfielen in verschiedene Phasen. Den Auftakt bildete die Weihnachtssitzung 1917. Sie wurde russischerseits durch Joffe und Kameneff geleitet. Ersterer gab sich den Anschein eines ehrlichen Biedermannes. Er speiste damals, wie die gesamte russische Delegation, noch im Kasino des Oberbefehlshabers Ost, und es muß gewiß ein eigenartiges Bild gewesen sein, am ersten Abend, den die politische Abordnung der Mittelmächte in Brest verbrachte, den Grafen Czernin, Ritter des Goldenen Vließes, in einer Fensternische mit dem russischen Ostjuden und Bolschewikenführer angelegentlich verhandeln zu sehen.

Die Beratungen der Friedenskonferenz waren von Anfang an unerfreulich. Man hatte den Eindruck, als wären wir nach Brest gegangen, um aus der Hand der Russen den Frieden wie ein Geschenk in Empfang

*) Kaiserliches Schloß bei Wien.

zu nehmen. Alles, was diese feierliche Handlung hinausschieben konnte, wurde als Störung empfunden, und der Russe mit freundlichen Worten bei Geberlaune erhalten. Es fehlten uns die Würde und der Stolz des Siegers, der — mag er noch so entgegenkommend und selbstlos sein — eben doch der Sieger bleibt. Schließlich waren doch nicht viele Tausende an der Ostfront ins Grab gesunken, damit wir nach dreijährigem Krieg erst die russischen Wünsche und dann unsere Forderungen berücksichtigten. Ferner konnte ein Blinder sehen, daß die Mittelmächte unter sich uneins waren, und daß Graf Czernin nur den Frieden und nicht dessen Bedingungen im Auge hatte. Jedem sichtbar, verlor er von Tag zu Tag mehr die diplomatische Ruhe; es gab Sitzungen, bei denen der Russe unschwer feststellen konnte, daß die Nerven dieses Gegners nicht mehr lange standhalten würden. Als sich der erhoffte glatte Verlauf der Verhandlungen nicht einstellen wollte, zog Graf Czernin eins seiner Eisen aus der Tasche und überreichte dem deutschen Vertreter ein Schreiben folgenden Inhalts: „Ich muß Ihnen pflichtgemäß mitteilen, daß ich den positiven Befehl meines Kaisers habe, die Verhandlungen mit Rußland nicht an unseren Forderungen scheitern zu lassen. Ich würde daher im Falle des Scheiterns Ihrer Bemühungen mit den russischen Stabsquartieren in Separatverhandlungen eintreten."

Diese Erklärung machte einen denkbar schlechten Eindruck. Persönlich habe ich diesen Seitensprung nicht allzu tragisch genommen; die Drohung des Grafen Czernin war technisch nicht durchführbar — und schon darum ein wenig glücklicher Gedanke*) —, auch sprach aus ihr mehr die Seelenangst als ein wirklich fester Wille.

Auf Befehl der O. H. L. habe ich mit dem Grafen Czernin über seine Erklärungen in Brest-Litowsk eingehend gesprochen. Er bestritt, Deutschland gegenüber illoyal gehandelt zu haben; Österreich-Ungarn wäre bereit, für die völlige Integrität des Deutschen Reiches weiterzukämpfen, nicht aber für die Angliederung umfangreicher russischer Gebiete. Auch nach einem Sonderfrieden mit Rußland würde die Donaumonarchie auf den anderen Kriegsschauplätzen an der Seite des Verbündeten im Kampfe bleiben.

Niemand wird dem k. u. k. Minister des Äußern das Recht bestreiten, die Grenzen der Leistungsmöglichkeiten seines Landes zu betonen und im Zusammenhang damit auf der Notwendigkeit eines baldigen Friedens zu bestehen. Auch mir liegt es fern, in dem scharfen Hervorheben rein österreichisch-ungarischer Interessen an sich einen Grund zu Vorwürfen und Anklagen zu sehen. Das Gegebene wäre aber gewesen, sich mit der deut-

*) Czernin sagt in seinen Erinnerungen: „Verrat zu posieren, ohne ihn durchzuführen, habe ich niemals für eine kluge Politik gehalten."

schen Regierung klipp und klar auszusprechen und gemeinsam mit ihr den einzuschlagenden Weg zu einem glücklichen Frieden zu vereinbaren. Das ist vor Brest nicht geschehen, obwohl Zeit genug dazu gewesen wäre. Die Erklärungen während der Verhandlung mußten wie ein Überfall wirken.

Ich kann es ferner nicht gelten lassen, daß Graf Czernin sein Vorgehen immer wieder mit der ablehnenden Haltung der deutschen O. H. L. begründete. Die O. H. L. war nicht das Deutsche Reich. Wenn ihre Einwirkung auf die Politik einen Umfang annahm, den Czernin für schädlich und dem Bundesverhältnis für abträglich hielt, so hätte er an maßgebender Stelle seine schwersten Geschütze dagegen in Stellung bringen sollen. Es ist doch eine ganz unhaltbare Annahme, daß Deutschland der O. H. L. zuliebe das ganze Bundesverhältnis und die gemeinsame Beendigung des Krieges aufs Spiel gesetzt hätte, und ebensowenig kann man der O. H. L. eine Schuld nur deshalb zumessen, weil sie ihre militärischen Ansichten mit Energie vertrat, während die anderen aus dem geraden Gegenteil von Energie nachgaben.

Ich muß bei meiner Überzeugung bleiben, daß die Wiener Regierung auf geradem Wege ihr Ziel tausendmal leichter erreicht hätte als auf den Neben- und Umwegen, die sie zu gehen sich entschloß. Was man hinterher als Entschuldigung anführte, hätte man vorher als unverrückbare Notwendigkeit betonen und bis zur letzten Konsequenz vertreten sollen. Man verstand es, in Unterredungen mit allen möglichen Menschen gegen das „eroberungslustige" Deutschland Stimmung zu machen, auf den deutschen Reichstag und auf einzelne Führer Einfluß zu gewinnen und sonstige Fäden zu spinnen, wich aber dem offenen Kampf um das vermeintliche eigene Recht aus. Was nützt alle weise Voraussicht, alles scharfe Erfassen der Lage und alles richtige Einschätzen der Gewinn- und Verlustmöglichkeiten, die Graf Czernin für sich in Anspruch nimmt, wenn er sie zu rein theoretischer Bedeutung herabsinken ließ.

Kaiser Wilhelm beauftragte mich in einer Audienz, in Wien mitzuteilen, daß die Brester Erklärungen des Grafen Czernin angesichts der wiederholten feierlichen Versicherungen des Kaisers Karl keinen Zweifel an der Bundestreue der Donaumonarchie aufkommen lassen könnten; sie würden auf Umstände zurückgeführt, die im Eifer des Gefechts wohl mal vorkommen könnten und dann als abgetan angesehen würden.

Das Bedenklichste an der Uneinigkeit zwischen den Mittelmächten war, daß der Feind Vorteile daraus zu ziehen verstand. Dieser Fall trat ein, als nach der fast vierzehntägigen Neujahrspause Trotzki-Braunstein die Führung der russischen Delegation übernahm. Mit seiner Ankunft erhoben sich die Verhandlungen zu dramatischer Höhe.

Trotzkis Rolle war den Vertretern der Vierbundmächte lange Zeit unklar. Am ehesten kam die O. H. L. der wahren Erkenntnis nahe, indem sie den Standpunkt einnahm, dem Führer der Russen wäre es weniger darum zu tun, einen Frieden zu erreichen, als die Völker der Mittelmächte durch eine vom Verhandlungstisch aus geführte, entnervende Propaganda in jenen Zustand zu versetzen, der zehn Monate später leider Wirklichkeit wurde. Die Fäden, die in den Tagen von Brest-Litowsk nach Deutschland und Österreich führten, sind noch lange nicht aufgedeckt. Sie liefen sicherlich zahlreicher, als man dachte. In den Tagen der Januarstreiks wußte der der Brester Delegation angehörende Radeck-Zobelsohn viel rascher über die sozialen Ereignisse bei den Mittelmächten Bescheid als unsere über den amtlichen Draht verfügende Diplomatie. Allein diese Tatsache mußte nachdenklich stimmen.

In der Dialektik der Verhandlungen war — wie mir übereinstimmend erzählt wurde — Trotzki unseren Staatsmännern weitaus überlegen. Er saß an dem Hufeisentisch gegenüber von Kühlmann und Czernin und verzichtete in der Rede auf alle rethorischen Mittel. Er sprach einförmig, ohne besondere Betonung, und bediente sich des Russischen, obgleich er, der jahrelang täglich im Wiener Café Zentral zu sehen gewesen war, das Deutsche formvollendet beherrscht. Wenn er in Erregung war, so konnte man dies höchstens in einem nervösen Zittern seiner Wangen erkennen. Sonst blickte das kleine, spitznasige, bleiche, von einem mächtigen Haarschopf gekrönte Judengesicht immer gleichmäßig ruhig vor sich hin.

Er hatte gegenüber den Diplomaten der Zentralmächte den großen Vorteil, zum Fenster hinausreden zu können. Was er sprach, war tagelang nichts anderes als eine Paraphrase auf die marxistisch-kommunistischen Lehren, eine Programm- und Hetzrede an die Völker der Welt, vor allem der Mittelmächte. Auch sachlich hatte er es wesentlich leichter als unsere Staatsmänner, denn er konnte die Grundsätze des „Friedens ohne Annexionen und Kontributionen" bis ins Extrem verteidigen, ohne jede Verklausulierung, ohne jeden Vorbehalt. Deutschland dagegen mußte eine Auslegung wählen, die ein Kompromiß zwischen den idealen Forderungen und den realen Kriegs- und Friedensbedürfnissen darstellte. Man hat es darob — auch in Österreich — wiederholt der Unehrlichkeit geziehen. Heute ist es klar, daß der Friede von Brest-Litowsk einem solchen ohne Annexionen und Kontributionen, also einem Wilsonschen Frieden, unendlich mehr glich als die Friedensschlüsse von Versailles und St. Germain.

Kühlmann neigte — wie mir scheint — mehr zu Czernin hin und wollte sich mit geringeren Sicherungen im Osten begnügen; er war in dieser Beziehung — glaube ich — froh, in Czernin ein Gegengewicht gegen die O. H. L. zu finden. Und es gab wirklich kein wirksameres Gegen-

gewicht als den friedenshungrigen k. u. k. Außenminister, der im Januar erneut erklärte, daß er mit oder ohne Deutschland zu einem Frieden mit Rußland gelangen müßte. Ein Mittel, das man zu oft anwendet, braucht sich ab.

Man wird ohne weiteres zugestehen, daß Czernin in schwieriger Lage war. Sein Kaiser drängte ihn jeden Tag auf den Frieden hin, die innere Lage in Österreich gestaltete sich immer unerfreulicher und wurde vielfach noch düsterer geschildert, als sie es tatsächlich war. Ein großer Arbeiterstreik, der im Januar gegen den Willen der Führer ausbrach, rückte die Gefahr einer Revolution in den Vordergrund. Der Kaiser wurde bewogen, von Laxenburg mit seiner ganzen Familie in die bürgerliche Enge des Badener Kaiserhauses überzusiedeln; besonders tüchtige und zuverlässige Truppen, die Edelweiß-Division und ungarische Verbände, wurden in den Bereich von Wien zurückverlegt, und Fürst Schönburg-Hartenstein, einer der energischsten Generale des k. u. k. Heeres, sollte als Oberbefehlshaber über die Heimatarmee nötigenfalls eine Art Militärdiktatur aufrichten.

Im Kriegshafen von Cattaro brach anfangs Februar eine Matrosenmeuterei aus. Sie wurde zwar in wenigen Stunden niedergeschlagen, warf aber ein sehr schlechtes Licht auf die vom schwachen Admiral Njegovan geführte Kriegsflotte.

Dazu kam eine verzweifelte Verpflegungslage. Graf Czernin erhielt jeden Tag abwechselnd vom österreichischen Ministerpräsidenten Seidler und vom Ernährungsgeneral v. Landwehr Brandtelegramme, daß es höchste Zeit wäre, russisches Getreide sicherzustellen. Wie ich später erfuhr, erwog schon damals General Landwehr in seiner Verzweiflung, die rumänischen Getreidetransporte, die donauaufwärts nach Deutschland fuhren, zu beschlagnahmen und an die österreichische Bevölkerung zu verteilen.

Czernin war in der peinlichen Lage, dem Bundesgenossen heute mitteilen zu müssen, daß er morgen nicht mehr mittun könnte, ihn gleichzeitig aber um so und so viele tausend Waggons Brot und Getreide zu bitten. Er glich einem Feldherrn, der mit einer nicht mehr schlagkräftigen Armee noch Schlachten schlagen mußte, hatte sicher einen überaus schweren Stand und war — trotz aller weit über das Mittelmaß hinausgehenden Befähigung — eben nicht der Mann, derartige Schwierigkeiten zu meistern. Hierzu fehlten ihm die Nerven, deren ein Staatsmann in seiner Lage bedurfte, und die gründliche Schulung; er war ein ideenreicher Dilettant, der sich von plötzlichen Eingebungen leiten ließ, aber kaum ein Problem vollständig beherrschte und bis ans Ende durchdachte.

Diese Schwächen Czernins traten bei den Brester Verhandlungen, bei denen er eine Nervenkrise nach der anderen erlebte, in eindrucksvollster

Weise zutage. Schon war er nahe daran, dem immer widerspenstiger werdenden Trotzki nachzulaufen, als sich in der Abtrennung der Ukraine von Großrußland ein Ventil für die Hochspannung bot, in welche Czernins Gegensätze zu der von Kühlmann nur widerwillig geteilten Auffassung der O. H. L. die Verhandlungen versetzt hatten. General Hoffmann, der sich überhaupt als geschickter Vermittler bewährte, war es, welcher dieses Ventil entdeckte und nun die ganze Aufmerksamkeit Czernins auf die Möglichkeit eines ukrainischen Friedens hinlenkte. Czernin, der viel zu klug war, um die Unmöglichkeit eines österreichisch-russischen Sonderabkommens zu verkennen, griff nach der sich bietenden Gelegenheit wie ein Ertrinkender nach einem Strohhalm.

Die ukrainischen Verhandlungen waren für die Art Czernins in mehr als einer Hinsicht bezeichnend. Die ukrainische Delegation, über deren wirklichen Rückhalt in ihrer Heimat niemand Auskunft zu geben vermochte, drängte den Außenminister der Donaugroßmacht von einem Zugeständnis zum anderen. In einer Nacht zwischen 12 und 1 Uhr stimmte er — nur in Gegenwart des Generals Hoffmann und des Majors Hey — gegenüber dem 28jährigen Gesandten der ukrainischen Volksrepublik der Abtretung des Cholmer Landes und der Schaffung einer selbständigen österreichischen Provinz Ostgalizien zu. Hätte er noch achtundvierzig Stunden — bis zu dem Umsturz in Kiew*) — gewartet, dann wäre der ersehnte „Brotfriede" sehr viel billiger zu haben gewesen.

Ich kann nicht annehmen, daß sich Graf Czernin der Folgen bewußt war, die sich mit seinem ukrainischen Frieden für die österreichische Ostpolitik selbsttätig einstellen mußten. War es schon für die siegreiche Großmacht Österreich-Ungarn eine recht peinliche Sache, durch das ostgalizische Zugeständnis der noch gar nicht bestehenden ukrainischen Republik Einfluß in die innerpolitischen Verhältnisse einzuräumen, so rief die Nachricht von der Abtretung des Cholmer Landes an die Ukraine bei den österreichischen und den Kongreß-Polen die tiefstgehende Empörung wach. Als Czernin damals durch das Lubliner Gouvernement nach Wien zurückkehrte, mußten alle Bahnhöfe durch ein starkes Wacheaufgebot abgesperrt werden. Überall kam es zu scharfen Kundgebungen. Wer die Rolle, welche die Polen in den letzten Jahrzehnten in Österreich spielten, einigermaßen kennt, der kann sich die innerpolitischen Folgen der Czerninschen Staatskunst ausmalen.

Immerhin hatte der ukrainische Friede, der am 9. Februar unterzeichnet wurde, die eine gute Wirkung, daß durch ihn weitere Komplikationen zwischen den Verbündeten einigermaßen verhindert wurden. Es galt nun, mit Trotzki abzurechnen.

*) Die Rada wurde durch bolschewistische Truppen vertrieben.

Die O. H. L. drängte. Sie sah in den Reden der russischen Volkskommissäre nur Verzögerungsmanöver und forderte um so mehr eine möglichst ungesäumte Klarstellung der Lage, als sie angesichts ihrer Vorbereitungen im Westen wissen wollte, welche Kräfte sie aus dem Osten abziehen konnte.

Wohl gab Czernin noch immer nicht ganz die Hoffnung auf, daß sich auch mit Moskau ein annehmbares Arrangement finden lassen würde, dagegen ging die Forderung der O. H. L. darauf hinaus, die Verhandlungen mit Trotzki abzubrechen und durch eine darauffolgende, kurze militärische Aktion die Russen jenem Frieden geneigt zu machen, den Deutschland für seine Stellung im Osten für nötig hielt. Gelang es dabei noch, den Bolschewismus zu stürzen, dessen verderbliche Ausstrahlung Ludendorff von Tag zu Tag mit größerer Besorgnis verfolgte, so war damit ein Übriges getan.

Kühlmann schwankte zwischen diesen beiden Extremen hin und her, im Herzen eher Czernin zugeneigt als den deutschen Führern.

In der geschichtlich denkwürdigen Sitzung vom 11. Februar 1918 erklärte Trotzki, von den Verbündeten in die Enge getrieben, daß er zwar keinen Friedensvertrag unterschreiben würde, aber die Demobilmachung des russischen Heeres angeordnet hätte. Noch am Abend wurde in einer Zusammenkunft der Vierbundsvertreter die seltsame völkerrechtliche Lage besprochen, die Trotzkis Akt geschaffen hatte. Alle Anwesenden, Kühlmann mitinbegriffen, sprachen sich gegen eine Wiederaufnahme der Feindseligkeiten aus. Nur der Vertreter der O. H. L., General Hoffmann, redete dem Abbruch des Waffenstillstandes das Wort und erklärte im übrigen, daß diese Frage ausschließlich der Entscheidung des deutschen Kaisers unterworfen wäre — eine Auffassung, der sich auch Kühlmann anschloß.

Auf Allerhöchsten Befehl erklärte die deutsche O. H. L. den Waffenstillstandsvertrag mit Rußland als erloschen. Am 18. begann der größtenteils von Landwehrtruppen geführte „Eisenbahnkrieg", der zur Besetzung großer Länderstrecken und zu gewaltiger Beute führte.

Schon zwei Tage nach der Eröffnung der Feindseligkeiten ließ die Moskauer Regierung durch Funkspruch verkünden, daß Rußland geneigt wäre, den zu Brest vorgeschlagenen Vertrag anzunehmen, und die neuen Friedensverhandlungen wurden am 2. März eröffnet.

Da Kühlmann und Czernin die inzwischen aufgenommenen rumänischen Verhandlungen zu leiten hatten, war Deutschland durch den Gesandten v. Rosenberg, Österreich-Ungarn durch den nicht gerade als übermäßig deutschfreundlich bekannten Botschafter v. Merey vertreten. An der Spitze der russischen Delegation standen Sokolnikoff und Tschitscherin.

Von den bekannten Volkskommissären nahm nur Joffe teil, aber auch dieser lediglich als „Fachberater", nicht als stimmberechtigtes Mitglied. Die Russen erklärten, den Vertragsentwurf erst gar nicht lesen, sondern alles unterschreiben zu wollen. Sie drängten so sehr zur Unterschrift, daß die Sekretäre der Verbündeten mit der Ausfertigung der Friedenselaborate kaum nachkamen.

In diesen Tagen begannen die Verhandlungen auch mit Rumänien; sie hatten ein merkwürdiges Vorspiel. Die deutsche Politik ging von der Ansicht aus, daß König Ferdinand — obwohl er ein Hohenzoller sei — nicht auf dem rumänischen Thron belassen werden dürfte. Kaiser Karl und sein Außenminister waren anderer Auffassung. In der Sorge um die Dynastie der Habsburger fürchteten sie, daß die Absetzung eines Herrschers dem ganzen Legitimitätsgedanken einen schweren Stoß versetzen würde. Auf Rat des Grafen Czernin entschloß sich Kaiser Karl zu persönlichem Eingreifen. Während die Heeresleitungen darüber verhandelten, wie Rumänien durch eine militärische Aktion friedenswilliger gemacht werden könnte, fuhr der k. u. k. Generalstabsoberst Randa, der frühere Militärattaché in Bukarest, in aller Heimlichkeit nach Jassy, um König Ferdinand im Namen des Kaisers Karl zur Aufnahme von Verhandlungen einzuladen; der Kaiser würde ihm dafür den Besitz der Krone gewährleisten, denn die Monarchen aller Länder müßten sich zum Schutz des Legitimitätsgedankens zusammenschließen.

Daß Deutschland von diesem Schritt nichts erfuhr, hatte seine guten Gründe: es hätte sich sehr entschieden dagegen gewendet. Derartige Meinungsverschiedenheiten erledigte man in dem Wien des Kaisers Karl lieber hinten herum. Eins erreichte man dadurch sicher: der Feind merkte immer in dem uns ungünstigsten Augenblick, daß die Mittelmächte in ihren Absichten auseinandergingen. *Dieses* Verdienst können sich Kaiser Karl und Graf Czernin voll zurechnen.

Die Verhandlungen mit Rumänien verliefen unerfreulich. Es hatte seinerzeit ohne jeden zwingenden Grund aus reiner Eroberungslust sich unseren Feinden angeschlossen und war in ehrlichem Kampfe besiegt worden. Für Rumänien war der Krieg beendet, die Mittelmächte *mußten* weiterkämpfen. Sie mußten Rumänien daher zum mindesten die Elemente nehmen, die eine dauernde Gefahr bedeuteten und bei günstiger Gelegenheit den Kampf wiederaufleben lassen konnten: das Königshaus, die Ententegesandten und das Heer. Nichts von alledem geschah. Die „goldenen Brücken", die man dem Feinde baute, waren nicht Wege zum Frieden, sondern zu neuem Überfall. Auch die Grenzberichtigungen, die Ungarn zur Sicherung gegen rumänische „Befreiungsversuche" für notwendig hielt, fielen der Formel „ohne Annexionen" zum Opfer; dafür nahm sich Ru-

mänien im Jahre 1918, gestützt auf die Formel von der „Freiheit der Nationalitäten", das deutsch-magyarische Siebenbürgen. Unser Frieden triefte nach Ansicht der Feinde von Gewalt und schrie zum Himmel, die Entente vertrat nur die Gesetze des Rechts und der Billigkeit. Wer es nicht glaubt, ist eben ein Barbar, Boche oder Hunne.

Nur in der Dobrudscha-Frage mußte Rumänien nachgeben. Hätten die Mittelmächte allein darüber zu entscheiden gehabt, so wäre sicher auch hier eine goldene Brücke gebaut worden. Rücksicht auf Bulgarien zwang unsere Friedensunterhändler in dieser Frage zu einer ganz ungewohnten Energie*). Leider blieb das weitere Schicksal der Dobrudscha ungelöst. Man verdarb dadurch die Stimmung in Bulgarien schließlich doch und erschwerte die Stellung des uns wohlgesinnten Ministerpräsidenten Radoslawow, während die Propaganda der Entente und ihrer Anhänger erleichtert wurde. Wie oft hat bei zunehmendem Entente-Einfluß der deutsche Verbindungsoffizier darauf hingewiesen, daß eine Entscheidung der Dobrudschafrage auf Bulgariens Bundestreue stärker rückwirken würde als alle schönen Worte.

Es wurde bereits ausgeführt, daß die Mittelmächte hinsichtlich der Zukunft Polens untereinander uneins nach Brest-Litowsk gegangen waren. Eine neue Variante, die sogenannte Kandidatenlösung, nach der sich Polen unter voller Wahrung seines Selbstbestimmungsrechtes einen Herrscher aus Deutschland oder Österreich holen konnte, änderte nichts Wesentliches daran. Strittig blieb in erster Linie die Neugestaltung der preußisch-polnischen Grenze. In einer Verhandlungspause der Brester Beratungen wurde die polnische Frage Anfang Januar 1918 in Berlin erneut besprochen. Kaiser Wilhelm schien nach einem Vortrag des Generals Hoffmann, dem Ludendorff nicht beiwohnte, entschlossen, in der Grenzfrage nachzugeben und nur die Berücksichtigung der wirtschaftlichen Forderungen zu verlangen. Ludendorff fühlte sich — nicht mit Unrecht — übergangen und nicht mehr im Besitz des kaiserlichen Vertrauens. Er gedachte daraus die Folgerungen zu ziehen. Kaiser Wilhelm ließ darauf seine Entschließung in der Grenzfrage fallen, Ludendorff blieb, und die Verhandlungen in Brest gingen ohne klar bestimmte Grundlage weiter. Soweit ich unterrichtet bin, hat sich Ludendorff nicht durch die kaiserliche Entscheidung an sich, sondern durch die Art ihrer Entstehung verletzt gefühlt; er hat nicht „Sabotage" geübt, sondern seine Stellung gewahrt.

Anfang Februar fanden in Berlin wiederum Verhandlungen statt, denen Graf Czernin und der „Verpflegungs-General" v. Landwehr beiwohnten. Die Sitzung tagte im kleinen Saal des Reichskanzler-Palais; das große Bild Bismarcks sah auf uns Epigonen herab. Auch die polnische Frage wurde erörtert. Graf Czernin vertrat mit Geschick den be-

*) Graf Czernin „Im Weltkriege": „Weil wir Rücksichten auf Bulgarien und die Türkei nehmen mußten, mußten wir . . . . . die Rumänen härter anfassen, als wir es sonst getan hätten".

kannten österreichischen Standpunkt, Ludendorff entwickelte die militärischen Gründe, auf denen sich die Forderung nach einer besseren preußisch-polnischen Grenze aufbaute. Die Entscheidung lag beim Reichskanzler. Da er „sich über die polnische Frage noch kein abschließendes Urteil hatte bilden können", überließ er das Wort dem Staatssekretär v. Kühlmann. Dieser widerlegte weder die Ansichten der O. H. L., noch schloß er sich Graf Czernin an. Dagegen merkte man plötzlich, daß auch in wirtschaftlicher Hinsicht derart zahlreiche Fragen ungeklärt waren, daß man übereinkam, zunächst auf diesem Gebiete die einzelnen Ressortchefs miteinander Fühlung nehmen zu lassen; man würde dann später erneut zusammenkommen. Die Aufschub-Politik ging also weiter. In 1½ Jahren hatte man noch keine Zeit gefunden, auch nur die Vorarbeiten zu beenden. Kann man unter diesen Umständen wirklich ernsthaft behaupten, die O. H. L. hätte „gedrängt"!

Die Verhandlungen in Berlin waren noch insofern bemerkenswert, als Österreich-Ungarn den Standpunkt vertrat, der Bündnisvertrag verpflichte es keineswegs, für deutsche Eroberungsabsichten weiterzukämpfen; mit der Sicherung des status quo ante wäre die Bündnispflicht erfüllt. Deutscherseits wurde betont, daß unter den status quo ante nicht nur die alten Grenzen, sondern die gesamte Großmachtstellung — besonders auch in wirtschaftlicher Beziehung — fiele; die zum Wiederaufbau und zur Sicherung notwendig erachteten Grenzverschiebungen wären nicht Eroberungen, sondern lediglich die Grundlage für eine Wiederherstellung der alten Macht.

Österreich-Ungarn bewies seine Auffassung bald darauf durch die Tat. Als Deutschland den Kampf gegen die Russen wiederaufleben ließ und in Rußland einmarschierte, blieb der Verbündete tatenloser Zuschauer, weil er für deutsche Eroberungen nicht mitzutun verpflichtet wäre. Arz, den ich um seine Einwirkung bat, war machtlos und erklärte die ganze Angelegenheit für eine politische. Das war das Tor, vor dem haltgemacht wurde, und das sich nur öffnete, wenn österreichische Interessen deutsche Waffenhilfe notwendig machten. Militärisch ließ sich das Nichteingreifen des Verbündeten einigermaßen damit rechtfertigen, daß an der nunmehrigen großrussischen Front nordöstlich Brest-Litowsk nur noch einige k. u. k. Bataillone standen. Die Lage änderte sich aber, als auch in der Ukraine militärisches Eingreifen notwendig wurde. Das Ministerium Seidler war damals im Begriff, sich das Budgetprovisorium für das erste Halbjahr 1918 zu erkämpfen. Die Sozialdemokraten machten ihre Zustimmung von der Einstellung jedweder kriegerischer Handlungen im Osten abhängig. Auf der anderen Seite begann die österreichische Öffentlichkeit um die materiellen Erfolge des „Brotfriedens" besorgt zu werden, als Deutschland aus der Gegend von Luzk auch in ukrainisches Gebiet einrückte. Außerdem fanden unter der Leitung des Gesandten v. Wiesner gerade Verhandlungen mit

den Ukrainern statt, um ihnen das voreilig zugesprochene Cholmer Land und den Geheimvertrag bezüglich Ostgaliziens wieder abzuringen. Man fand einen Ausweg dahin, daß die Ukraine österreichische Intervention erbat, um dem Bürgerkrieg im Lande ein Ende zu machen, und dafür in die Änderungen des Brester Vertrages einwilligte. Am 28. Februar überschritten daraufhin auch k. u. k. Truppen die Grenze, und nach außen hin war der Eindruck der Einigkeit wieder gewahrt. Eine mittelbare Folge davon war, daß sich Rumänien nunmehr im Rücken bedroht fühlte, friedensbereiter wurde und den Friedenspräliminarien den Hauptvertrag folgen ließ.

Damit waren im Osten die Dinge derart ausgereift, daß das volle Schwergewicht der Kriegführung nach dem Westen verlegt werden konnte, wo letzten Endes die Entscheidung fallen mußte.

Die ersten Besprechungen zwischen den beiden Heeresleitungen über eine gemeinsame Offensive gegen die Westmächte fielen in die Zeit der Kämpfe gegen Italien. Zum Dank für die deutsche Waffenhilfe erklärte sich der k. u. k. Generalstabschef bereit, alle irgendwie entbehrlichen Truppen für den Westen zur Verfügung zu stellen.

Als die Offensive gegen Italien eingestellt und zu erkennen war, daß auch im Osten größere Kampfhandlungen nicht mehr notwendig sein würden, mußte ich im Auftrage der O. H. L. anfragen, mit wieviel Divisionen man für den Westen rechnen könnte. Arz antwortete ausweichend und bezeichnete die Lage im Osten als noch nicht genügend geklärt. Ich konnte mich schon damals des Eindrucks nicht erwehren, daß es weniger an der Möglichkeit, als an der Bereitwilligkeit zu einer Waffenhilfe gegen die Westmächte fehlte. Arz teilte mir dann auch im Vertrauen mit, daß Kaiser Karl die von Deutschland erbetenen Beweise bundesgenössischer Hilfsbereitschaft nur ungern zugestehen würde, und daß es namentlich die Kaiserin nicht wünschte, daß österreichische Truppen auf französischem Boden gegen Franzosen kämpften. Auch in den parlamentarischen Körperschaften wurde kein Geheimnis daraus gemacht, daß die nicht-deutschen Völker der Donaumonarchie — unterstützt von der Sozialdemokratie — einer Teilnahme am Kriege im Westen starken Widerstand entgegensetzten. Zur Entschuldigung fügte Arz hinzu, daß er für seine Person Bedenken hegte, ob die k. u. k. Regimenter gegen die Truppen und Kampfmittel der Westmächte bestehen würden; ihr Versagen würde aber der bundesfreundlichen Zusammenarbeit erheblich schaden; er würde daher einer unmittelbaren Beteiligung die umfangreiche Ablösung deutscher Truppen im Osten durch k. u. k. Verbände vorziehen. Ich habe dies nicht ernst genommen, denn es war von Hause aus klar, daß die österreichisch-ungarischen Divi-

sionen ebenso wie die deutschen Ostverbände erst nach gründlicher Schulung in den Hexenkessel der Westkämpfe geschickt worden wären.

Der O. H. L. war mit den ausweichenden Antworten wenig gedient; sie mußte wissen, mit welchen Kräften sie sicher zu rechnen hätte, um darauf ihre Pläne aufzubauen. Ich erhielt daher Anfang 1918 den bestimmten Auftrag, auf eine bindende Erklärung zu dringen. Arz anwortete, daß vor dem Abschluß des Friedens mit Rußland und Rumänien k. u. k. Divisionen nicht zur Verfügung ständen, wohl aber Artillerie — wenn auch mit geringer Munitionsausrüstung. Die O. H. L. nahm das Angebot an; k. u. k. Artillerie hat dann auch im Westen ihre Pflicht und Schuldigkeit getan.

Ich muß zur Ehre der Offiziere des k. u. k. A. O. K. feststellen, daß sie mit der Weigerung ihres obersten Kriegsherrn in keiner Weise einverstanden waren; das gilt besonders für den General v. Waldstätten, der in dem Versagen ausgiebiger Waffenhilfe einen Bruch der seinerzeit gegebenen Zusicherungen sah. Er hat sich aus diesem Grunde auch dauernd bemüht, die Entscheidung doch noch abzuändern. Während ich in Kreuznach bei der O. H. L. war, meldete mir mein Vertreter, Major Fleck, der sich gleichfalls mit aller Kraft für die Beteiligung österreichischer Truppen im Westen einsetzte, den Verlauf einer längeren Unterredung mit General v. Waldstätten; letzterer hatte sich bitter darüber beklagt, daß eine militärische Leitung in Österreich-Ungarn überhaupt nicht mehr bestände, überall würden die Entschließungen und Pläne des A. O. K. durch unverantwortliche Ratgeber und Rücksicht auf Augenblicksstimmungen durchkreuzt; es wäre eine Ausrede, daß keine Truppen für den Westen frei wären; die O. H. L. möchte ihre Forderung nicht fallen lassen, sondern erneut die Bereitstellung einiger Divisionen beantragen. Ich griff diese Anregung auf und trug sie zunächst Ludendorff vor. An diesem waren eigene Erfahrungen und die Befürchtungen, die Arz wegen der Widerstandskraft seiner Truppen zum Ausdruck gebracht hatte, nicht spurlos vorübergegangen. Er zögerte, seine Zustimmung zu geben, doch gelang es mir schließlich, seine Bedenken zu zerstreuen und seine Einwilligung zu erlangen. Freilich müßte vorerst noch der Feldmarschall befragt werden. Letzterer zeigte sich der Anregung noch weniger geneigt als Ludendorff; seine Meinung von der Kampfkraft der k. u. k. Truppen war eine recht geringe, aber schließlich willigte auch er — angesichts der politischen Bedeutung der Angelegenheit — ein, ebenso stimmte der Kaiser zu.

Ich war der Meinung, daß mich Arz bei meiner Rückkehr dankbar empfangen würde; zu meiner Überraschung zeigte er sich aber durchaus nicht erfreut. Er wiederholte mir seine Bedenken hinsichtlich der

Kampfkraft seiner Truppen, meinte auch, daß er in Italien jeden Mann benötigen würde, und eröffnete mir schließlich ganz vertraulich, daß die Entsendung österreichischer Infanterie nach dem Westen an allerhöchster Stelle nicht genehm wäre. Meinen Hinweis auf den Einfluß der Kaiserin vermochte er nicht zu entkräften.

Ich mußte also im Gr. H. Qu. wieder abwiegeln. Ludendorff nahm den erneuten Stimmungswechsel bei den Verbündeten ruhig auf. Er — wie seine ganze Umgebung — hatte in der österreichischen Hilfe nie einen besonderen Erfolgsfaktor zu erkennen vermocht.

Ob es gut war, so leichten Herzens auf die österreichisch-ungarischen Divisionen zu verzichten, ist eine andere Frage. Ich bezweifle es und mache mir Vorwürfe, daß ich meine Ansicht nicht durchgesetzt habe. Die Widerstände, die sich ihr in Wien entgegenstellten, hätten überwunden werden müssen — auch auf die Gefahr hin, den Kaiser Karl vorübergehend zu verstimmen. Zehn österreichische Divisionen wären damals für Frankreich freizumachen gewesen; man hätte sie an ruhigen Fronten einsetzen können und damit deutsche Verbände für den Angriff freibekommen oder sie nach gelungenem Durchbruch zum Nachstoß verwenden können. Es wäre überdies die Gesamtleitung der Operationen gerade in ihrer entscheidenden Phase mehr in der Hand der obersten Kriegsleitung verblieben und dadurch auch mancher der auf dem italienischen Kriegsschauplatz gemachten Fehler vermieden worden.

So konnte in gewisser Beziehung die Welt ein zweites Mal das Schauspiel verfolgen, das sich zuerst im Frühjahr 1916 abgespielt hatte: Jeder der Verbündeten ging seine eigenen Wege.

In keinem anderen Abschnitt des Krieges schien die Stellung der Mittelmächte so gefestigt wie in dem eben geschilderten. Die 1200 km lange Schlachtfront im Osten war weggefallen, gewaltige Truppenmassen konnten von dort abgezogen werden und standen für die Schlachtfelder zur Verfügung, auf denen schließlich die Entscheidung des Krieges fallen mußte. Das Kräfteverhältnis war für uns so günstig wie nie zuvor. Trotzdem konnte ich mich der Dinge nicht restlos freuen: Gerade die Ereignisse, in deren Mittelpunkt sich die Verhandlungen von Brest-Litowsk abspielten, hatten tiefe Risse im Bündnis zwischen den Mittelmächten aufgedeckt — Risse und Sprünge, die wohl notdürftig verklebt, aber kaum mehr ganz beseitigt werden konnten.

Die Entwicklung der Dinge in Österreich-Ungarn gab zu den schwersten Bedenken Anlaß. War es in den ersten zwei Jahren gelungen, die deutschfeindlichen Kräfte, die im Rahmen der Monarchie zusammengefaßt waren, mundtot zu machen, so wagten sie sich, seit Kaiser Karl den Thron bestiegen

hatte, immer mehr in den Vordergrund. In Österreich bot die Wiedereröffnung des Parlaments hierzu reichliche Gelegenheit. Die tschechischen und südslawischen Deklarationen von Ende Mai 1917 stellten unbedingt eine mittelbare Absage an das Bündnis mit dem Deutschen Reich dar. Standen diese Kundgebungen immerhin noch auf dem Boden der Habsburger Monarchie, so gaben die Tschechen mit der sogenannten Dreikönigs-Deklaration dem Reiche in aller Form den Abschied. Alles dies in einer Zeit schwerster außenpolitischer Bedrängnis. Die deutschösterreichischen Sozialdemokraten leisteten diesen zerstörenden Bestrebungen Vorschub in der Hoffnung, dadurch die Lösung der sozialen Frage in ihrem Sinne in die Wege leiten zu können. Die Januarstreiks deckten übrigens die tiefbedauerliche Tatsache auf, daß die Führer ihre Massen nicht mehr ganz in der Hand hatten. Allein die Deutschnationalen und die Christlichsozialen standen treu zum Reiche, aber es gebrach ihnen an Männern, die stark genug gewesen wären, ein ehrliches Wollen in die Tat umzusetzen.

Über diesem innerpolitischen Wirrsal stand als Ministerpräsident ein Mann von der Schwäche und dem Dilettantismus Dr. v. Seidlers. Dieser Staatsmann, der sich noch nach dem Umsturze rühmte, zu allen Zeiten ein gehorsamer Diener seines Kaisers gewesen zu sein, bildete die Verkörperung eines Regimes, das den österreichischen Staat in den Abgrund reißen mußte. Nichts charakterisiert mehr sein einjähriges ministerielles Wirken, als daß er mit der Tschechen-Amnestie anfing und mit der Verkündung des „deutschen Kurses" endete.

In Ungarn konnten wohl, dank der seit Jahrhunderten bestehenden Vergewaltigung der nichtmagyarischen Völker, die zentrifugalen Tendenzen der „Nationalitäten" noch niedergehalten werden, immerhin mußten die Vorgänge in den südslawischen Gebieten des Staates und die Fäden, die namentlich durch den Matrosenprozeß von Cattaro aufgedeckt wurden, zu denken geben. Auch war es für die Kriegführung von schwerem Nachteil, daß in Ungarn selbst der Gedanke einer völligen Trennung von Österreich immer mehr Boden gewann. In der Frage der selbständigen ungarischen Armee soll der Kaiser schon im August 1917 dem ungarischen Ministerpräsidenten Weckerle weitgehende Zugeständnisse gemacht haben. Mit tiefster Sorge sahen die Nationalitäten voraus, daß das künftige ungarische Heer ein Magyarisierungswerkzeug von unwiderstehlicher Kraft sein würde. Auch sonst waren die Sonderbestrebungen der Magyaren mit Aufmerksamkeit zu verfolgen. Die Träger dieser Bestrebungen, die Angehörigen der sogenannten „48er" Partei, neigten im Gegensatz zu den „67ern" zum Teil nicht unbeträchtlich zur Entente hinüber. Ich erinnere an Karolyi, der einer der eifrigsten Apostel des Unabhängigkeitsgedankens war. Die innerpolitische Schwenkung, die sich im ungarischen Reichstag

nach der Seite der „48er" vollzog, gereichte dem Bündnisgedanken nicht zum Nutzen.

Deutschland hat sich von Ungarn stark betören lassen. Obwohl ihm die selbstsüchtige Ernährungspolitik des Königreichs hätte die Augen öffnen müssen, glaubte es doch, im Magyarentum die stärkste Stütze des Bundesgedankens innerhalb des Habsburgerreiches erblicken zu dürfen. Die ungarischen Truppen erwiesen sich als brav und verläßlich; das tat noch ein Übriges zur unrichtigen Einschätzung der politischen Verläßlichkeit des Magyarentums.

Der junge Kaiser Karl war nicht der Mann, den immer stärker fühlbar werdenden Kräften, die sich in seinem Reiche gegen das Bündnis regten, erfolgreich entgegenzuarbeiten. Das Wirken dieser Kräfte bewegte sich im Gegenteil in einer Richtung, die auch die des Kaisers war. Der tiefe Unterschied zwischen Karl und seinem Vorgänger Franz Joseph trat in unverkennbarer Form zutage. Dem jungen österreichischen Monarchen fehlte das Empfindungsleben eines deutschen Fürsten vollkommen. Er war in diesem Sinne weit mehr als sein Vorgänger auf dem Habsburgerthron ein richtiger Repräsentant seines Geschlechtes: er war weder Deutscher, noch Slawe, noch Magyare. Soweit seine österreichischen Deutschen in Betracht kamen, war er keineswegs ein Deutschenfeind; er liebte beispielsweise seine Alpenländer ganz außerordentlich und war nach der Sixtus-Briefaffäre durch nichts so schwer getroffen als durch das Verdikt, das der Tiroler Volkstag über ihn fällte. Anderseits stand er keinen Augenblick an, eine Krönung zum König von Böhmen zu erwägen, wenn dies den Tschechen gegenüber wünschenswert schien, mochten die Deutschböhmen darüber noch so tief betroffen sein. Er war im wahrsten Sinne des Wortes a n a t i o n a l. Daß unter solchen Umständen das deutsche Bündnis für ihn eine Herzensangelegenheit hätte sein können, durfte man nicht voraussetzen.

Die nichtdeutschen, dem Bündnis abgeneigten Völker der Monarchie betrachtete der Kaiser in gewisser Hinsicht als Bundesgenossen in der Abwehr des ihm so unangenehmen reichsdeutschen Druckes. Wenn ihm gesagt wurde, Österreich-Ungarn wäre kein deutsches, sondern ein slawisches Reich, so hörte er das gar nicht ungern. Bot sich ihm dadurch doch die Möglichkeit, stärkere militärische und wirtschaftliche Bindungen abzulehnen.

Daher fanden alle die vielen Hocharistokraten und Würdenträger, die dem Kaiser einredeten, der Krieg würde nur für Deutschlands Eroberungslust fortgeführt, man könnte längst den Frieden haben, ein nur allzu williges Ohr. Und die Kaiserin bestärkte ihn in seinen Gefühlen. Sie war noch mehr als er überzeugt, daß es nur am Größenwahn Deutschlands und

der Hohenzollern läge, wenn Österreich-Ungarn noch keinen Frieden hätte, und war den Bundesgenossen noch weniger geneigt als ihr Gemahl.

Die Haltung, die Graf Czernin gegenüber diesen Erscheinungen einnahm, läßt sich schwer kennzeichnen. Er stimmte insofern mit den politischen Zielen seines Monarchen überein, als er es sich ebenso wie dieser zur ersten und einzigen Aufgabe gestellt hatte, dem Reiche den Frieden zu bringen. Über den Grad seiner Deutschfreundlichkeit und seiner Verläßlichkeit als Bundesgenosse läßt sich kaum ein abschließendes Urteil fällen. In den Augenblicken ruhiger Überlegung wäre er gewiß für ein Abschwenken von Deutschland auf keinen Fall zu haben gewesen. Ob er aber, wenn ihn eine seiner schweren Nervenkrisen befiel, ernsten Verlockungen zu widerstehen vermocht hätte, möchte ich nicht ohne weiteres unterschreiben. Er, der es vermocht hatte, in einer trüben Stunde durch ganz unnötige Zugeständnisse an die Ukrainer die österreichische Ostpolitik eines halben Jahrhunderts über den Haufen zu werfen, war nicht unbedingt dagegen gefeit, auch in der Bundespolitik einem Augenblicksentschluß zum Opfer zu fallen. Bezeichnend für ihn ist, daß ihn der schlagfertige Wiener Witz „den anderen Luther" nannte: „Hier stehe ich, ich kann auch a n d e r s!"

Der Sixtusbrief und andere Krisen.

April/Mai 1918.

Im März 1918 setzte im Westen unsere große Offensive ein.

Ludendorff widmet ihr in seinen Erinnerungen eine ebenso glänzende, wie in ihrer Schlichtheit ergreifende Schilderung. Ich darf mich um so mehr mit diesem Hinweis begnügen, als ich über die Einzelheiten der Kriegshandlungen nicht eingehend genug unterrichtet bin, um Neues bringen zu können.

Die ersten großen Erfolge der deutschen Waffen erweckten in Österreich Jubel und Begeisterung. Man beglückwünschte mich, wo ich hinkam, aufs herzlichste. Arz, dessen waffenbrüderliches Denken, wie ich schon wiederholt betonte, über allem Zweifel stand, feierte im Kasino den Sieg des deutschen Heeres in einer ausgezeichneten Rede, auf die ich bewegt erwiderte. Auch der Kaiser freute sich. Man konnte aus seinem Munde wieder das bei solchen Gelegenheiten gebräuchliche Wort hören: „Die Deutschen sind doch Mordskerle!"

Am 2. April 1918 hielt Czernin vor einer Abordnung des Wiener Gemeinderates eine lange Ansprache, in der ein wesentlicher Teil der Betonung seiner Bündnistreue gewidmet war. Unglücklicherweise ließ sich

der Graf bei diesem Anlasse dazu verleiten, den alten Tiger Clémenceau zu reizen. Er erzählte, daß Clémenceau vor einigen Wochen durch einen Mittelsmann an ihn mit einem Friedensfühler herangetreten wäre, daß die Verhandlungen aber wegen der französischen Wünsche auf Elsaß-Lothringen zu keinem Ergebnis geführt hätten.

Clémenceau war nicht der Mann, der sich ungestraft herausfordern ließ. Es kam zwischen Wien und Paris zu einer Pressefehde, in deren Verlauf der französische Ministerpräsident die bekannte Sixtusaffäre ans Tageslicht zog. Dies geschah zum erstenmal in einer Havas-Note vom 9. April, in der Clémenceau zunächst feststellte, daß keine französische Regierung über die elsaß-lothringische Frage mit sich würde reden lassen, und daran boshafterweise die Bemerkung knüpfte:

„.... Wer hätte geglaubt, daß man eines Reverterra*) bedurft hätte, um den Geist Czernins über die Frage aufzuklären, über die der Kaiser von Österreich selbst das letzte Wort gesprochen hat? Denn Kaiser Karl ist es, welcher in einem Briefe vom Monat März 1917 mit eigener Hand seine Zustimmung »zu den gerechten Rückforderungsansprüchen Frankreichs auf Elsaß-Lothringen« bestätigt hat....“

Ein zweiter kaiserlicher Brief stelle fest, daß der Kaiser „mit seinem Minister einig“ sei.

Am 10. April erklärte Graf Czernin durch das Wiener Korrespondenzbureau, „daß die Angaben Herrn Clémenceaus über die brieflichen Äußerungen Kaiser Karls von Anfang bis zum Ende erlogen wären“. Am gleichen Tage sandte Kaiser Karl ein persönliches Telegramm an den Deutschen Kaiser, das also lautete:

‚Der französische Ministerpräsident, in die Enge getrieben, sucht dem Lügennetz, in das er sich selbst verstrickt hat, zu entrinnen, indem er immer mehr und mehr Unwahrheiten anhäuft und sich nicht scheut, nunmehr auch die völlig falsche und unwahre Behauptung aufzustellen, daß ich irgendwelche »gerechte Rückerwerbungsansprüche Frankreichs auf Elsaß-Lothringen« anerkannt hätte. Ich weise diese Behauptung mit Entrüstung zurück. In einem Augenblick, in welchem die österreichisch-ungarischen Kanonen an der Westfront donnern, bedarf es wohl kaum eines Beweises dafür, daß ich für Deine Provinzen genau so kämpfe und ferner zu kämpfen bereit bin, als gälte es, meine eigenen Länder zu verteidigen. Obwohl ich es angesichts dieses sprechenden Beweises einer völligen Gemeinschaft in den Zielen, für welche wir seit nunmehr fast vier Jahren den Krieg fortführen, für überflüssig halte, auch nur ein Wort für die erlogene Behauptung Clémenceaus zu verlieren, liegt mir doch daran, Dich bei dieser Ge-

*) Österreichischer Unterhändler in der Schweiz.

legenheit erneuert der vollständigen Solidarität zu versichern, die zwischen Dir und mir, zwischen Deinen und meinen Reichen besteht. Keine Intrige, keine Versuche, von wem immer sie ausgehen mögen, werden unsere treue Waffenbrüderschaft gefährden. Gemeinsam werden wir den ehrenvollen Frieden erzwingen."

Kaiser Wilhelm dankte in warmen Worten; er wäre keinen Augenblick darüber im Zweifel gewesen, daß Kaiser Karl die deutsche Sache zu der seinen gemacht hätte.

Leider blieb auch der Tiger die Antwort nicht schuldig. Er veröffentlichte den Wortlaut eines Briefes, den der in der belgischen Armee dienende Prinz Sixtus von Bourbon-Parma als Schreiben seines Schwagers Karl dem Präsidenten Poincaré am 31. März 1917 zur Einsicht übergeben hatte. Der Brief enthielt in der Einleitung eine Reihe von Sympathiebezeugungen des Kaisers für Frankreich und das tapfere französische Heer und setzte dann ziemlich eingehend auseinander, unter welchen Bedingungen der Kaiser einen raschen Friedensschluß für möglich hielt. Sie gipfelten im allgemeinen — namentlich im Hinblick auf Belgien und Serbien — auf der Herstellung des status quo ante. Der Elsaß-Lothringen betreffende Satz lautete in der Veröffentlichung Clémenceaus:

„.... bitte ich Dich, geheim und inoffiziell dem Herrn Poincaré, dem Präsidenten der französischen Republik, zur Kenntnis zu bringen, daß ich mit allen Mitteln und unter Anwendung meines ganzen persönlichen Einflusses bei meinen Verbündeten die gerechten Rückforderungsansprüche Frankreichs mit Bezug auf Elsaß-Lothringen unterstützen werde."

Dieser unangenehmen Enthüllung vermochte das Wiener Telegraphenkorrespondenzbureau nur eine sehr gewundene Erklärung entgegenzusetzen, die den Sixtusbrief an sich nicht mehr in Abrede stellte, den von Clémenceau gebrachten Text aber als „verfälscht" bezeichnete. Die Stelle über Elsaß-Lothringen hätte gelautet:

„Ich hätte meinen ganzen persönlichen Einfluß zugunsten der französischen Rückforderungsansprüche bezüglich Elsaß-Lothringens eingesetzt, wenn diese Ansprüche gerecht wären; sie sind es jedoch nicht."

Clémenceau antwortete mit einem Nachweis über die Echtheit des von ihm veröffentlichten Textes. Der Wiener Ballplatz entgegnete mit einer nicht sehr klaren Bemerkung, die im Wesen besagte, daß das k. u. k. Ministerium des Äußern nicht in der Lage wäre, festzustellen, wer dem französischen Präsidenten einen falschen Brief untergeschoben hätte. Sixtus von Bourbon wäre es sicherlich nicht gewesen.

Das war ein wenig ehrenvoller Rückzug, an dem auch ein am 14. an Kaiser Wilhelm abgehendes Telegramm des Kaisers Karl wenig änderte:

„Die Anschuldigungen Clémenceaus gegen mich sind so niedrig, daß

ich nicht gesonnen bin, mit Frankreich über die Sache ferner zu diskutieren. Unsere weitere Antwort sind meine Kanonen im Westen. In treuer Freundschaft Karl."

Tags darauf wurde in der amtlichen Wiener Zeitung mitgeteilt, daß der k. u. k. Minister des k. u. k. Hauses und des Äußern, Graf Czernin, dem Kaiser seine Demission unterbreitet, und dieser sie anzunehmen geruht hätte.

Soweit vollzog sich die Sixtusaffäre vor den Augen der Öffentlichkeit. Mir war es beschieden, an der Austragung der Angelegenheit ziemlich umfangreich mitzuwirken und dabei einen Einblick in Dinge zu gewinnen, den ich mir lieber erspart hätte.

Schon bei den ersten Verlautbarungen Clémenceaus konnte ich im Oberkommando und in den österreichischen Kreisen, mit denen ich zusammenkam, die Wahrnehmung machen, daß man weit mehr geneigt war, dem französischen Ministerpräsidenten zu glauben als dem österreichischen Kaiser. Als dann in Baden der Wortlaut des Sixtusbriefes bekannt wurde, war der Eindruck ein niederschmetternder. Es herrschte allgemein die Überzeugung, daß sich der junge Kaiser in ein Lügennetz verstrickt hatte.

Am Morgen dieses denkwürdigen Tages kam der allzeit getreue Generaloberst v. Arz sehr frühzeitig zu mir in das Bureau. Er teilte mir mit, daß Kaiser Karl eine Frontreise, die er hatte antreten wollen, noch auf dem Bahnhof infolge der Enthüllungen Clémenceaus abgesagt hätte, und erklärte mir dann tiefbewegt etwa folgendes: „Ich traue mich kaum, Ihnen ins Auge zu sehen; unsere treue Kameradschaft und persönliche Freundschaft treiben mich aber zu einer Aussprache. Die Erfahrungen, die wir gegenwärtig machen, sind überaus traurige. Rechnen Sie es der Jugend und Unerfahrenheit des Kaisers, den Einflüssen, denen er ausgesetzt ist, und seiner unglückseligen Neigung, unter allen Umständen zu einem Frieden kommen zu wollen, zugute, wenn sich Unverständliches ereignete, und urteilen Sie nicht zu schroff über ihn. Zu entschuldigen ist leider nichts. Ich lege Gewicht darauf, Ihnen dies zu sagen; wollen Sie der Dolmetsch meiner Gefühle beim Herrn Generalfeldmarschall v. Hindenburg und bei General Ludendorff sein. Ich bin überzeugt, der Kaiser wird Sie rufen lassen und Sie bitten, Ihrem allerhöchsten Herrn entsprechende Aufklärungen zu geben."

Andere Offiziere des A. O. K. folgten dem Beispiele ihres Chefs und äußerten mir Trauer und Beschämung ob des unerhörten Vorfalles.

Am nächsten Tage ließ mich der Kaiser in der Tat zu sich rufen. Er empfing mich im Garten, sah sehr blaß aus, machte einen sehr nervösen

Eindruck*) und sagte: „Sie wissen, daß Sie mein volles Vertrauen haben. Wollen Sie einen neuen Beweis hierfür darin erblicken, daß ich Ihnen hiermit den Entwurf zu meinem ominösen Brief zu lesen gebe. Lesen Sie ihn aufmerksam durch und sagen Sie mir nachher Ihre Meinung." Er reichte mir mehrere Quartblätter, die von seiner Hand mit Tintenstift beschrieben waren, und ließ mich allein. Ich begann das in vorzüglichem Französisch geschriebene Briefkonzept zu lesen. Leider hatte ich den Text der Verlautbarung Clémenceaus nicht vor mir. Doch konnte ich feststellen, daß die allgemeinen Phrasen sowie die über Belgien sich nicht wesentlich von dem Wortlaut der Havas-Note unterschieden. Dagegen lautete der Satz über Elsaß-Lothringen so, wie ihn das Wiener Korrespondenzbureau mitgeteilt hatte: „Der Kaiser wäre gern bereit, alles aufzubieten, französische Ansprüche auf Elsaß-Lothringen zu unterstützen, wenn sie gerecht wären." „Mais elles ne le sont pas."

Bevor ich noch das Konzept zu Ende gelesen hatte, erschien der Kaiser wieder und fragte mich, was ich zu diesem Entwurfe zu sagen hätte. Ich konnte natürlich nur die Übereinstimmung der Zeilen, die ich gelesen hatte, mit dem vom Ministerium des Äußern ausgegebenen Dementi feststellen. Der Kaiser sagte darauf: „Haben Sie aber auch genau gelesen, was ich über Elsaß-Lothringen geschrieben habe?" Ich bejahte. Der Kaiser sprach sich dann sehr heftig über Clémenceau aus: er wollte sich reinwaschen, weil er seinerzeit den Brief, der den Frieden anstrebte, dem Präsidenten vorenthalten hätte. „Sie wissen", meinte der Monarch, „wie ich darauf bedacht bin, meinen Völkern den Frieden wiederzugeben. Österreich-Ungarn braucht ihn wirklich notwendig und noch viel mehr als Deutschland. Mein Streben war ein aufrichtiges und gutes. Ich hätte aber vielleicht Ihrem Kaiser von meinem Schreiben Kenntnis geben sollen. Doch er wußte ja, daß ich mit meinen Schwägern brieflich verkehre, wußte auch von den wiederholten Angeboten Frankreichs; daher habe ich es unterlassen, gerade von diesem Briefe zu sprechen, der ja ein reines Privatschreiben war und nur dazu dienen sollte, meinem Schwager ein Leitmotiv zu geben. Ein offizielles Friedensangebot, wie es Clémenceau jetzt darzustellen sucht, ist in dem Briefe gewiß nicht zu erblicken. Nun bitte ich Sie, fahren Sie zu Ihrem Kaiser, unterrichten Sie ihn über den Hergang der Sache und bringen Sie diese bedauerliche Angelegenheit wieder in Ordnung. Ich hätte ja selbst den lebhaften Wunsch, sofort Ihren Kaiser

*) Arz erzählte mir später, daß er an jenem Abend, an dem der Wortlaut des Sixtusbriefes bekannt wurde, und der Kaiser seine Reise absagte, ernstlich besorgt hätte, der Kaiser werde sich etwas zu leid tun. Er (Arz) hätte sich die ganze Nacht in der Nähe der Villa Böhm aufgehalten, in der der Kaiser übernachtete.

zu besuchen und ihm persönlich alles zu sagen, was ich auf dem Herzen habe, aber ich bin gegenwärtig nicht in der Lage; ich bin durch die Begebenheiten so angegriffen, daß ich auf einige Tage nach Reichenau muß, um ganz ruhig und still zu leben und mich zu erholen. Ich habe mich nun auch von Czernin trennen müssen, denn er ist an allem schuld. Wie konnte er eine solche Rede halten, obschon er wußte, daß durch meine Schwäger Verbindung mit Frankreich besteht! Er hat die ganze Sache ins Rollen gebracht, ist jetzt völlig nervös geworden und bekam bei mir einen Weinkrampf. Kurz, ich sah, daß dieser Mann nicht mehr geeignet ist, das schwierige Staatsschiff zu lenken, und da habe ich ihn entlassen. Bitte melden Sie das auch Ihrem Kaiser, damit er es durch mich erfährt und nicht durch die Zeitungen, und sagen Sie dabei, daß ich mir über den Nachfolger noch nicht schlüssig geworden bin. Ich habe an den Markgrafen Pallavicini gedacht, den Botschafter in Konstantinopel. Aber der ist schon sehr alt und mit den laufenden Dingen hier zu wenig vertraut. Auch an Mensdorff dachte ich, der ist jedoch vielen nicht genehm. Außerdem kommen Tarnowski und der Berliner Botschafter Prinz Hohenlohe in Frage. Aber, wie gesagt, ich bin mir selber noch nicht im klaren."

Ich brachte das Gespräch auf den Grafen Tisza. Der Kaiser erwiderte: „Ja, an den habe ich auch gedacht. Aber er ist Ungar und, da schon Burian Ungar ist, müßte er (als gemeinsamer Finanzminister) nach der Verfassung ausscheiden. Außerdem weiß ich, daß Tisza bei vielen Österreichern nicht gern gesehen wird."

Der Kaiser entließ mich mit einem Händedruck: „Sie wissen, welches Vertrauen ich zu Ihnen habe. Sie haben bisher alles so ausgezeichnet gemacht. Ich danke Ihnen herzlichst dafür. Bringen Sie auch diese Sache wieder in Ordnung."

Ich kann nicht leugnen, daß ich noch eine Weile stark unter dem Eindruck dieser einzigartigen Audienz stand.

Als ich ins Oberkommando zurückkehrte, hatte sich dort die Kunde von meiner Berufung zum Kaiser schon verbreitet. Ich wurde mit wißbegierigen Blicken empfangen und erzählte das eben Erlebte, kann aber nicht behaupten, daß meine österreichischen Kameraden deshalb weniger an die Echtheit des von Clémenceau gebrachten Textes glaubten. Persönlich habe ich mich gegen einen derartigen Verdacht gewehrt, denn ich konnte nicht annehmen, daß ein Kaiser und noch dazu ein so frommer, wie es Karl war, meinen Allerhöchsten Herrn und mich wissentlich belügen und betrügen wollte. Ich bin in der Lehre erzogen worden und ergraut, nächst Gottes Wort das des Kaisers als das heiligste zu halten, und war tief erschüttert bei dem Gedanken, daß der Träger einer der ehrwürdigsten Kronen Europas sich so schwer gegen seine Würde vergessen könnte.

Wie es des Kaisers Wunsch war, machte ich mich sofort auf, um zu unserem Kaiser zu gelangen. Die Fahrt ging zuerst nach Spa, wohin das Hauptquartier seit Beginn der Offensive übersiedelt war. Dort hörte ich aber, daß der Kaiser an der Front wäre, und auch die O. H. L. mit einem Teil der Offiziere ihr Lager in Avesnes aufgeschlagen hätte, um der Front näher zu sein. Nach kurzem Aufenthalt reiste ich weiter und langte am nächsten Morgen beim Feldmarschall v. Hindenburg an. Ich wurde nicht gerade freudig begrüßt, legte einen schriftlichen Bericht über die Dinge vor und gab die nötigen mündlichen Erklärungen. Von mehreren Seiten wurde mir bemerkt, man hätte Kaiser Karl nie getraut; es würde wohl noch einmal dazu kommen, daß uns der Bundesgenosse, um dessentwillen wir uns in den Weltkrieg gestürzt hätten, undankbar verlassen und verraten würde. Ich habe nach Möglichkeit beruhigend zu wirken versucht.

Während ich in Avesnes war, wurde die Ernennung Burians zum Nachfolger Czernins bekannt. Ich war über diese Nachricht eher betroffen denn erfreut. Wohl hatte sich Burian stets als treuer, verläßlicher Freund Deutschlands erwiesen, war aber vom Kaiser vor anderthalb Jahren deshalb weggeschickt worden, weil er ihm für die Zeitläufte zu schwerfällig, doktrinär und entschlußlos war. Und ausgerechnet jetzt wurde er zurückgerufen*).

Am Abend fuhr ich Kaiser Wilhelm nach, der sich in der Nähe von Courtrix in seinem Hofzuge aufhielt und von dort täglich die Front. besuchte. Der Hofzug stand einsam in der Nähe eines kleinen verlassenen Dorfes, dessen Namen ich nicht erfuhr.

Kaiser Wilhelm war sehr ernst. Wir hatten eine zweistündige Unterredung, in der alle Fragen ausgiebig behandelt wurden. Der Kaiser drückte sich über seinen Bundesgenossen sehr wenig schmeichelhaft aus, gab mir aber in dem Vorschlage recht, aus der Angelegenheit keine Haupt- und Staatsaktion zu machen; er könnte schließlich vor der Welt, von Monarch zu Monarch, nicht anders handeln, als den offiziell von mir überbrachten Versicherungen zu glauben; doch wäre sein Vertrauen in den Kaiser Karl aufs tiefste erschüttert. „Wir sind aber nun einmal auf Leben und Tod

*) Wie ich später erfuhr, vollzog sich die Berufung Burians unter sehr seltsamen Formen, die für die stark absolutistische Art des Kaisers kennzeichnend war. Der Kaiser weilte in Budapest und hatte lange Konferenzen mit Tisza, so daß allgemein angenommen wurde, daß dieser zum Minister des Äußeren ausersehen wäre. Auch Tisza selbst war dieser Meinung und zeigte sich auf einer Spazierfahrt nach Gödöllö geneigt, das Amt unter gewissen Bedingungen anzunehmen. Als man aus Gödöllö zurückkehrte, meldete sich plötzlich, aus Wien kommend, ohne daß man wußte, wer ihn gerufen, Graf Burian beim Kaiser in Audienz. Er verließ das Audienzzimmer als Minister des Äußeren. Von beiden Staaten der Monarchie wurde nur die ungarische Regierung gefragt, was in Österreich viel Mißmut hervorrief.

verbunden, denn ich habe nicht aus Übermut oder sonst einem Grunde, sondern aus Bundestreue für Österreich-Ungarn das Schwert gezogen und werde darum auch bis zum Ende in dieser Bundesgenossenschaft durchhalten."

Der Kaiser las die Abschrift meines Berichtes an den Feldmarschall aufmerksam durch, strich viele Stellen besonders an und erklärte sich mit den Vorschlägen, die ich machte, vollkommen einverstanden. Diese Vorschläge gingen dahin, daß vor allem Kaiser Karl bei Seiner Majestät um einen Besuch nachsuchen, hierbei um Entschuldigung bitten und in Gegenwart des Grafen Burian schriftlich versprechen müßte, fortan mit keiner fremden Macht ohne Vorwissen des Deutschen Kaisers in Fühlung zu treten, geschweige denn Anerbietungen zu machen. Auch hatte er sich zu verpflichten, die Brüder Parma aus Frankreich abzuberufen und ihnen die Rückkehr nach Österreich erst nach dem Kriege zu gestatten. Endlich müßte das Bündnis zwischen den beiden Mächten über die Kriegszeit hinaus vertraglich festgelegt und durch wirtschaftliche und militärische Abmachungen gefestigt werden.

Diese Vorschläge wurden in meiner Gegenwart vom Kaiser mit den drei Kabinettchefs (v. Berg, v. Müller und Frhrn. v. Marschall — letzterer an Stelle des wegen Krankheit beurlaubten Frhrn. v. Lyncker —) beraten und in den Grundzügen angenommen. Sie wurden später in einigen wesentlichen Teilen gemildert.

Ich wurde von Courtrix mit Auto nach Avesnes zurückgebracht. Unterwegs begegnete ich einer Schwadron meiner lieben, alten Leibkürassiere in dem malerischen Örtchen Le Quenois. Sie war, wie alle Reiterei, zu Fuß. Die Mannschaft trug an Stelle des alten, schönen Stahlhelmes Sturmhauben. Hätten nicht die schwarzweißen Abzeichen meine Aufmerksamkeit erregt, ich würde die Braven kaum wiedererkannt haben.

Von Avesnes fuhr ich über Spa—Berlin nach Baden zurück. Kaiser Karl ließ mich durch den neu ernannten Obersthofmeister Grafen Hunyady in den Park der Weilburg rufen, den ihm der Feldmarschall Erzherzog Friedrich zur Verfügung gestellt hatte. Hunyady war ein grader, aufrechter Mann, der sich nicht scheute, dem Kaiser ein wahres Wort zu sagen. Um sich völlige Unabhängigkeit zu bewahren, hatte er in seinem neuen Amte auf jede Besoldung Verzicht geleistet. Auf der Fahrt zur Weilburg sprachen wir über den Sixtus-Brief. Graf Hunyady äußerte sich dabei sehr offen über den Einfluß der Familie Parma auf seinen Allerhöchsten Herrn und erzählte mir, daß er sich kürzlich in gleichem Sinne und in gleich rückhaltloser Art dem Kaiser gegenüber ausgesprochen hätte. Im Park der Weilburg habe ich damals mit dem Kaiser sehr lange und in voller Offenheit

sprechen können; ich berief mich auf das Vertrauen, das er zu mir hatte, und bemerkte, daß die schlechtesten Diener die wären, die nie die Wahrheit sagten. Ich erläuterte ihm alle Folgen seiner Handlungsweise, schilderte ihm die Empfindungen, die Kaiser Wilhelm angesichts derartiger Erfahrungen beseelen müßten, und riet ihm dringend, durch einen Besuch in Spa und offene Aussprache baldmöglichst die Schatten zu vertreiben, die sich zwischen die beiden Herrscher gedrängt hatten.

Der Kaiser nahm alles — ich kann nicht anders sagen — überaus verständnisvoll auf, schien durch meine Worte vollkommen überzeugt und erklärte sich bereit, sobald als möglich die Reise anzutreten. Ich sollte sie nur vorbereiten.

Da stellte sich kurz vor dem verabredeten Zeitpunkt — es war in der ersten Hälfte Mai — ein neues schweres Hindernis in den Weg. Fast schien es, als sollte all mein Tun vergebliche Mühe gewesen sein.

Österreich stand wieder inmitten einer besonders schweren Verpflegungskrise. Wien hatte nur noch für einige Tage Lebensmittel, und irgendeine Aussicht, solche zu beschaffen, bestand für den Augenblick nicht. Die Zufuhren aus der Ukraine waren wohl angenehm, aber doch nur ein Tropfen auf den heißen Stein. In seiner Bedrängnis griff der „Chef des gemeinsamen Ernährungsamtes"*), Generalmajor v. Landwehr, zu einem verzweifelten Auskunftsmittel. Er belegte eine große Anzahl von Getreideschlepps, die als Eigentum Deutschlands von Rumänien die Donau aufwärts fuhren und etwa 2000 Waggons Brotfrucht, die aus der Ukraine nach Deutschland rollen sollten, mit Beschlag und verfügte über sie zugunsten Österreichs, ohne die deutsche Regierung vorher irgendwie verständigt zu haben.

Diese Maßregel rief in Deutschland begreiflicherweise die größte Empörung hervor. Ich bekam die schärfsten Aufträge für Arz, der — wie leider nur zu oft — von den Ereignissen nichts erfahren hatte. Damit aber nicht genug, man meldete in Spa die Angelegenheit unserem Kaiser und bewog ihn, den Empfang seines österreichischen Bundesgenossen sofort abzusagen. Ich sollte in Baden erklären, daß Seine Majestät nicht eher für einen Besuch zu haben wäre, bis man österreichischerseits alle Bürg-

*) Auch diese Stelle war ein Ausdruck für die überaus komplizierten Verhältnisse, unter denen in der Monarchie dank den Sonderbestrebungen und dem Egoismus Ungarns regiert werden mußte. Alle Versuche, den dringend nötigen Posten eines mit voller Exekutivgewalt ausgestatteten gemeinsamen Ernährungsministers zu schaffen, scheiterten an den „staatsrechtlichen Bedenken" der Ungarn. So konnte nur ein „gemeinsames Ernährungsamt" eingerichtet werden, daß lediglich einen Ausschuß aus Vertretern beider Regierungen darstellte und weder diesseits, noch jenseits der Leitha etwas zu reden hatte. Ungarn lebte für die Verhältnisse des vierten Kriegsjahres geradezu im Überfluß. Österreich hungerte.

schaften gegen eine Wiederholung des Falles geboten hätte. Auch wurde ich ersucht, mitzuteilen, daß man in Deutschland nicht mehr gesonnen wäre, mit General v. Landwehr weiter zu verhandeln oder sonst in Verbindung zu treten. Man verlangte dessen sofortige Enthebung.

Ich überzeugte mich, daß Kaiser Karl diesmal vollkommen unschuldig war. Es war politisch nicht geschickt, mit Kanonen auf Spatzen zu schießen und den jungen Kaiser für eine Sache verantwortlich zu machen, an der er nicht beteiligt gewesen war. Die Sixtus-Affäre mit allen ihren Folgen hatte Kaiser Karl in einen Zustand der Beschämung und Nachgiebigkeit versetzt, der mir für die weitere Entwicklung der Dinge sehr wertvoll erschien. Kamen wir ihm jetzt mit Forderungen, die er als „Sekkatur" und — wie das Begehren nach der Enthebung Landwehrs — als Einmischung in die inneren Verhältnisse seiner Staaten betrachten mußte, so wurde höchstens erreicht, daß die Stimmung des Kaisers ins Gegenteil umschlug, was bei der Veranlagung des jungen Herrschers sehr leicht möglich war.

Im einzelnen sind die Verhandlungen, die ich zu pflegen hatte, für eine genauere Wiedergabe nicht spannend genug. Österreich entschuldigte sein seltsames Beginnen mit dem Hinweis auf die große Not, in der es sich befand, und gab die Schlepps wieder frei. Der Inhalt der Waggons war freilich schon an die Wiener Bäcker verteilt.

Was den General v. Landwehr anbelangt, so stellte sich heraus, daß er eigentlich nur auf Drängen des österreichischen Ernährungsministers gehandelt hatte, der zu schwach war, selbst die Verantwortung zu übernehmen.

Zuguterletzt entschloß sich, da man sich in Deutschland noch immer nicht zufrieden stellen wollte, Kaiser Karl, wenn auch nicht sehr freudig, zu einer Depesche an den Deutschen Kaiser. Nur nach mehrfachen Vorstellungen bei unserem Hauptquartier gelang es mir endlich, eine Kundgebung zu erreichen, in der Kaiser Wilhelm sich bereit erklärte, den Besuch seines Bundesgenossen entgegenzunehmen.

Noch eine Stunde von dem Abgang des österreichischen Hofzuges wußte man nicht, ob die Reise stattfinden würde, und Kaiser Karl verlor begreiflicherweise die Lust, die Fahrt überhaupt zu unternehmen; denn er mußte sich unter solchen Verhältnissen denken, daß der Empfang nicht allzu rosig sein würde.

Der eben in den Grafenstand erhobene Minister des Äußeren bat mich noch persönlich, dafür zu sorgen, daß der Monarch in Spa nicht vor den Kopf gestoßen würde. Denn dann, meinte er, wäre es wohl besser, wenn der Besuch überhaupt nicht stattfände. Da der kaiserliche Hofzug seine Fahrt über Passau und Frankfurt nur sehr langsam durchführte, hatte ich Gelegenheit, den Umweg über Potsdam zu nehmen, wo sich Kaiser Wilhelm für einige Tage aufhielt.

Ich meldete mich bei meinem Allerhöchsten Herrn auf dem Potsdamer Bahnhof knapp vor Abfahrt des kaiserlichen Sonderzuges. Der Kaiser war sehr schlechter Laune. Auch die Kaiserin, die ihrem Gemahl bis zum Bahnhof das Geleite gab und sonst wirklich überaus milden Sinnes war, verurteilte die Handlungsweise der Österreicher aufs schärfste, verglich sie mit einem Straßenraub und bedauerte, daß man sich derlei von einem Bundesgenossen gefallen lassen mußte, für den man die größten Opfer gebracht hatte.

Seine Majestät berief mich während der Fahrt zum Vortrag, der zwei Stunden lang währte. Ich hatte Mühe, die Stimmung des Kaisers zu bessern, vermochte ihn jedoch zu überzeugen, daß Kaiser Karl in der „Landwehr"-Angelegenheit wirklich völlig unschuldig war. Das Unglück mußte es aber wollen, daß unterwegs die Blätter Nachricht von einem zweiten an die französische Regierung gerichteten „Sixtus-Brief" Karls brachten. Die Mitteilung entstammte diesmal einer privaten Quelle, aus dem „Manchester Guardian", und trug auch sonst so sehr den Stempel der Unwahrheit an sich, daß sie von Haus aus nicht ernst genommen wurde.

Am 11. Mai langten wir in Spa an. Tags darauf traf der Kaiser von Österreich ein. Der Empfang, der dieser Kanossafahrt folgte, wird mir unvergeßlich sein. Es waren nur Kaiser Wilhelm, Generaloberst v. Plessen, der diensttuende Flügeladjutant und ich auf dem Bahnhofe erschienen. Kaiser Karl war, als er den Zug verließ, sehr bleich. Es erfolgte der übliche Monarchenkuß und nach kurzer, etwas förmlicher Begrüßung ging die Fahrt nach den Quartieren.

Kaiser Karl ließ mich sofort in sein Ankleidezimmer kommen. Er war über die neue Veröffentlichung der Ententepresse außer sich und tat den in seiner Art höchst bezeichnenden Ausspruch, daß diesmal der Nachricht wirklich kein Brief von ihm zugrunde läge. Auf seine Frage, wie der Deutsche Kaiser die Sache aufnähme, konnte ich eine beruhigende Antwort geben.

Wir haben am 12. und 13. Mai viel verhandelt. Die beiden Monarchen sprachen sich allein und in Gegenwart ihrer höchsten Ratgeber gründlich aus, und ich weiß, daß unser Kaiser in zwar freundschaftlicher, aber durchaus ernster Weise sich alles, was er zu sagen hatte, vom Herzen redete. Es wurde, wenn auch in gemilderter Form, so ziemlich alles festgelegt, was ich empfohlen hatte. Am Abend vor der Abreise unterschrieben die beiden Monarchen feierlich eine Vereinbarung, die zum „Ausbau und zur Vertiefung" des Bündnisses führen sollte, darunter auch die Grundbedingungen zu der vielbesprochenen, aber nie über den ersten Meinungsaustausch hinausgekommenen Militärkonvention.

Ich durfte bei aller Bescheidenheit diesen Tag als den erfolgreichsten

meines Lebens betrachten. Man beglückwünschte mich allgemein zu der überaus glücklichen Austragung der peinlichen Angelegenheiten.

Am Abend des 13. fuhren wir wieder nach Baden zurück. War die Hinreise, auch der Stimmung nach, die im Hofzug herrschte, eine Kanossafahrt im wahrsten Sinne des Wortes gewesen, so zeigte sich der Kaiser auf der Rückfahrt über die Maßen aufgeräumt und zufrieden. Er dankte mir nochmals für mein Wirken und sandte von Passau aus noch ein in warmen Worten gehaltenes Telegramm an den Deutschen Kaiser, das ebenso herzlich erwidert wurde.

So war die Sixtus-Angelegenheit, die eine der schwersten Belastungen für das Bündnis und die persönlichen Beziehungen zwischen den beiden Kaisern darstellte, nach außenhin glücklich erledigt.

Das völlig unverständliche Verhalten des Kaisers Karl in der Briefangelegenheit hat durch französische und andere Veröffentlichungen eine für ihn recht ungünstige Erklärung gefunden. Kaiser Karl hatte mit Poincaré vereinbart, daß die mit Hilfe des Parmaprinzen angebahnten, auf einen Sonderfrieden abzielenden Verhandlungen unter keinen Umständen Deutschland gegenüber zugegeben werden sollten. Da weder Graf Czernin noch Clemenceau von dieser Vereinbarung wußten, kam die Angelegenheit vor die breite Öffentlichkeit. Kaiser Karl spielte verabredungsgemäß die Rolle der gekränkten Unschuld und leugnete alles ab — offenbar in der Hoffnung, daß Poincaré den peinlichen Offenherzigkeiten Clemenceaus durch aufklärendes Eingreifen rasch ein Ende bereiten würde. Der Unehrlichkeit dem Grafen Czernin gegenüber, die sich bis zu einer bewußt unrichtigen ehrenwörtlichen Erklärung steigerte, folgte notgedrungen eine Reihe von Unwahrhaftigkeiten bis zu dem Täuschungsversuch mir gegenüber unter Benutzung eines mit dem tatsächlich abgesandten, in wichtigen Teilen nicht übereinstimmenden Briefentwurfes. Das Dichterwort vom Fluch der bösen Tat, die fortzeugend Böses gebären muß, fand seine volle Bestätigung.

Es drängt sich einem unwillkürlich die Frage auf, warum nicht religiöse Hemmungen den jungen Fürsten vor einem Schritt bewahren konnten, der eines Herrschers unwürdig, mit politischen Rücksichten nicht mehr zu entschuldigen war. Ich muß hier leider gestehen, daß ich der Frömmigkeit des Kaisers nur einen recht bedingten Wert zuerkennen kann. Es gab kaum einen Menschen, der in der Kirche die äußerlichen Gebräuche genauer einhielt, pflichtmäßiger niederkniete und peinlicher das Kreuzeszeichen machte — sich aber im übrigen in anscheinend unbeobachteten Augenblicken so gelangweilt zeigte, wie er. Seine Frömmigkeit erschien daher recht äußerlich wie ein Vertrag auf Gegenseitigkeit, dessen Bedingungen innezuhalten sind, machte aber keinen überzeugenden Eindruck.

Die Rolle, die Graf Czernin als Außenminister spielte, mußte anfänglich recht verdächtig erscheinen. Es war bekannt, daß er von den Beziehungen des Kaisers zu den Parmaprinzen wußte und durchaus damit einverstanden war, daß Prinz Sixtus zu Verständigungsversuchen mit Frankreich verwendet wurde. Wenn man sich mit der seltsamen Tatsache abfindet, daß Brüder der Kaiserin im Heere der Feinde dienten, so ist an dem Bestreben, durch sie vertraulich zu einer Konversation mit dem Feinde zu gelangen, füglich nicht mehr viel auszusetzen. Derartige Fühler haben in der Geschichte wiederholt zu besseren Ergebnissen geführt als offene Friedensangebote, denen nur zu leicht der Verdacht der Schwäche angehängt wird. In diesem Zusammenhange mußte naturgemäß angenommen werden, daß Graf Czernin als verantwortlicher Außenminister über die Aufträge und Richtlinien, die dem Parmaprinzen nach Paris mitgegeben wurden, bis ins Einzelne unterrichtet war und somit wie sein kaiserlicher Herr bewußt an der Wahrheit vorbeiging. Daß auch er hinters Licht geführt und im Vertrauen auf die Zuverlässigkeit feierlicher Versicherungen des Kaisers zu amtlichen Kundgebungen veranlaßt wurde, deren innere Unwahrhaftigkeit er nicht übersah, zeigte sich erst später. Ich zögere nicht, einzugestehen, daß ich dem Grafen Czernin Unrecht getan habe, und bin ihm dankbar, daß er mir die Möglichkeit gegeben hat, mein Urteil richtigzustellen; er ist genau so getäuscht worden, wie wir anderen, und hat ohne Zweifel in gutem Glauben gehandelt.

Daß der Kaiser seinem scheidenden Minister unter den gegebenen Verhältnissen besonders nachgetrauert hätte, darf niemand behaupten. Die Kaiserin begrüßte sein Scheiden geradezu als Erlösung.

Graf Czernin war dem Kaiser an sich ebensowenig bequem wie etwa Tisza oder Conrad. Sehr von sich eingenommen, behandelte er seinen jungen Monarchen etwas von oben herab. Der Ton, in dem Czernins Schriftwechsel mit dem Kaiser gehalten war, entsprach so gar nicht der devoten Form, die sich am Kaiserhofe als Bestandteil des spanischen Zeremoniells erhalten hatte.

Die Sixtusbrief-Angelegenheit hat der Monarchie in Österreich, einer Monarchie, die unerschütterlich festzustehen schien, den ersten starken Stoß versetzt. Sie wirkte namentlich in den deutschösterreichischen Alpenlanden überaus nachhaltig. Auch die anerkennenden Worte, die der Kaiser am 25. Mai an eine ihm vom Ministerpräsidenten Seidler vorgeführte Abordnung alpenländischer Volksboten richtete, vermochten den schlechten Eindruck nicht zu verwischen. Wenn ein halbes Jahr später die Revolution mit einem einzigen Windstoß den ehrwürdigen Habsburgerthron wegfegte, so sind die eben geschilderten Osterereignisse wesentlich schuld daran.

Ich kann diesen Abschnitt nicht schließen, ohne eines Personenwechsels zu gedenken, der sich damals — fast gleichzeitig mit der Berufung Hunyadys zum Obersthofmeister — in der Umgebung des Kaisers vollzog: die Verabschiedung des Generaladjutanten und Chefs der kaiserlichen Militärkanzlei Generals v. Marterer.

Marterer ist im Januar 1919 gestorben. De mortuis nil nisi bene. Trotzdem ist es Pflicht gegenüber den Lebenden, auf den unseligen Einfluß hinzuweisen, den dieser seit Jahren schwer rückenmarkleidende Mann auf den Kaiser ausgeübt hat. Marterer hatte die schwierige Aufgabe, die ihm an der Seite des jungen Fürsten zugefallen war, in keiner Weise erfaßt. Er war seinem kaiserlichen Herrn gegenüber ausschließlich „gehorsamer Soldat", der sich zu nichts anderem berufen fühlte, als die Allerhöchsten Befehle widerstandslos zu befolgen, mochten sie auch noch so oft der Eingebung eines Augenblickes entsprungen sein. Mit dieser Methode hat Marterer seinem Kaiser wahrlich den schlechtesten Dienst erwiesen. Er zog in ihm ein Gefühl des Allesköннens und Alleswissens groß, das niemandem mehr zum Schaden gereichte als dem Träger der Krone selbst, und hat „auf Allerhöchsten Befehl" Anordnungen hinausgegeben, die den Kaiser nur kompromittieren mußten. Er war bis zur Aufopferung dienstbeflissen und seinem Herrn ergeben, aber es war einer der unglücklichsten Regierungsakte des jungen Kaisers, als er kurz nach seiner Thronbesteigung an Stelle des weisen und erfahrenen Frhrn. v. Bolfras einen Mann von der Unzulänglichkeit Marterers an seine Seite rief*).

Die Piaveschlacht.

Juni 1918.

Bei den Beratungen, die zwischen dem 12. und 14. Mai 1918 in Spa abgehalten wurden, kamen auch die nächsten militärischen Absichten der beiden Heeresleitungen zur Erörterung. Arz teilte mit, daß er in der ersten Junihälfte aus dem Raume zwischen der Brenta und dem Piave

*) Marterer war auch beim Sturze Conrads neben den Allerhöchsten und höchsten Frauen und ihrem klerikalen Anhang die treibende Kraft. Es behagte ihm nicht, mit einem Generalstabschef zusammenzuarbeiten, der so wenig Scheu vor Königsthronen hatte wie der Feldmarschall.

offensiv zu werden gedächte. Hindenburg und Ludendorff stimmten zu. Sie erhofften ähnlich wie im Herbst 1917 von einem Angriff auf Italien eine Entlastung der Westfront, an der damals der zweite große deutsche Vorstoß vorbereitet wurde (Beginn am 27. Mai).

Leider blieb es österreichischerseits nicht bei dem in Spa erörterten Entschluß, der — mit starken Kräften unternommen — wohl zu einem guten Erfolg geführt hätte. Es hatte sich inzwischen auch der Feldmarschall Conrad als Heeresgruppenkommandant in Tirol mit einem Operationsplan eingestellt, der auf seine Lieblingsidee, den Vorstoß über die Hochfläche von Asiago, zurückkam. Der Kaiser glaubte an den Plänen einer Autorität von der Bedeutung des Marschalls nicht vorübergehen zu dürfen und berief ihn nach Baden. Conrad trug seine Anschauungen dem obersten Kriegsherrn und dem General v. Arz vor. Kaiser Karl wurde für die Sache gewonnen und entschied sich für eine Kompromißlösung, die auf einen Vorstoß beiderseits der Brenta hinauslief. Doch kam es im Laufe der Vorbereitungen dazu, daß schließlich 28 von 60 Divisionen im Raume von Asiago zum Angriff angesetzt wurden.

Dem Heeresgruppenkommando Feldmarschall v. Boroevic, dem die Piavefront unterstand, war zunächst nur eine Demonstration beiderseits der Eisenbahn Oderzo—Treviso zugedacht. Boroevic war aber nicht der Mann, sich mit untergeordneten Aufgaben zu begnügen. Er baute in diesem Raum eine ziemlich starke Angriffsgruppe auf und beschränkte die Demonstration auf den unteren Piave. Außerdem setzte er die 6. Armee (Erzherzog Joseph, rechter Flügel der Piavefront) zur Unterstützung seines eigenen Angriffs gegen die Montello-Höhen an. Der österreichisch-ungarische Angriff, der den Italienern den Todesstoß versetzen sollte, löste sich auf diese Weise in eine Reihe von einzelnen Kriegshandlungen auf, die den ganzen Frontraum zwischen dem Pasubio und der Adria umfaßten.

Dieses seltsame Zerflattern der Angriffsidee erfüllte mich und viele österreichische Kameraden mit ernsten Besorgnissen, mit denen ich auch Arz gegenüber nicht zurückhielt. Auf diese Art war — namentlich angesichts der Beschränktheit an technischen Kampfmitteln, mit der die Österreicher rechnen mußten — ein Erfolg kaum zu erwarten. Arz war selber nur mit geteiltem Herzen bei der Sache, glaubte aber, die Dinge laufen lassen zu müssen. Das österreichische Leitmotiv für alles Tun: „Es wird schon gehen!" war leider auch hier entscheidend. Ich erfuhr von der Verwässerung des ursprünglichen Angriffsgedankens leider zu spät, als daß ich die O. H. L. noch rechtzeitig benachrichtigen und diese noch eingreifen konnte; auch war sie von ihren Aufgaben im Westen voll in Anspruch genommen.

Die österreichische Offensive wurde aus verschiedenen Gründen immer wieder verschoben. Zuletzt drohte noch schlechtes Wetter, das im Gebirge und an den italienischen Flüssen für den Fortgang der Kriegshandlungen besonders gefährlich werden konnte. Anderseits drängte der Chef der Quartiermeisterabteilung Oberst v. Zeynek, weil wegen der ungünstigen Verpflegungslage der Monarchie für die in den Hauptangriffsräumen angesetzten Truppen nur auf einige Tage Vorrat niedergelegt werden konnte. Wartete man mit dem Angriff, so standen möglicherweise die Angriffstruppen gerade in entscheidender Stunde ohne ein Stück Brot da.

Kaiser Karl begab sich einige Tage vor dem Beginn der Operationen auf den Kriegsschauplatz. Vergeblich hatte man ihm nahegelegt, doch den Auftakt abzuwarten. Auch die Bedenken, die auf bahntechnischem Gebiete gegen das Einschieben des Hofzuges gerade in diesen Tagen der Höchstspannung vorgebracht wurden, mußten zurücktreten, da der Kaiser einfach entschied. Er fuhr zunächst an den äußersten Westflügel der Front, in das Schnalstal bei Meran.

Arz, längst gewohnt, mehr die Dienste eines Generaladjutanten zu leisten als die eines Generalstabschefs, mußte selbstverständlich mit. Auch ich war eingeladen, bat aber im Hinblick auf meine Badener Dienstgeschäfte, mich erst am Tage des Angriffsbeginnes dem Allerhöchsten Gefolge anschließen zu dürfen.

Waldstätten begab sich mit einem Teil der Operationsabteilung, um der Front näher zu sein, nach Belluno. Auf diese Art war die Heeresleitung für die Schlacht in drei, Hunderte von Kilometern entfernte Teile zerrissen, deren keiner ohne die zwei anderen wichtige Entscheidungen zu treffen vermochte.

Das Vorspiel zur großen Offensive bildete ein demonstrativer Angriff an der Tiroler Westfront, auf dem Tonale-Paß. Die Vorbereitungen hierzu wurden unter dem Decknamen „Lawine" getroffen. Leider entsprach die Aktion selbst dieser Bezeichnung nicht; sie blieb gleich zu Anfang stecken.

Am 15. Juni früh setzte in den Sieben Gemeinden und am Piave der österreichische Hauptangriff ein. Als ich an diesem Tag nachmittags in Bozen anlangte, empfingen mich gute Nachrichten. Ich freute mich aufrichtig. Den in Schnalsthal stehenden Hofzug traf ich leer an. Der Kaiser hatte sich zum Feldmarschall Conrad begeben und kehrte erst abends zurück.

Beim Abendbrot gedachte der Monarch gehobener Stimmung in einer hübschen Rede unseres Allergnädigsten Herrn, der an diesem Tage sein dreißigjähriges Regierungsjubiläum beging.

Wenige Augenblicke später wurde Arz vom Tisch fort zum Telephon gerufen und kehrte sehr ernst zurück.

Nach der Tafel erfuhr man, daß die Siegesfreude leider verfrüht gewesen war. Auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden und östlich der Brenta hatten feindliche Gegenangriffe die k. u. k. Truppen völlig in ihre Ausgangsstellungen zurückgeworfen. Auch der beiderseits der Bahn Oderzo—Treviso angesetzte Hauptstoß des Feldmarschalls v. Boroevic war in den ersten Stunden erlahmt. Örtliche Erfolge konnten nur dort verzeichnet werden, wo man nicht mit ihnen gerechnet hatte, an den beiden Flügeln der Piavefront. Feldmarschalleutnant Ludwig Goiginger, ein auch in der deutschen Armee hoch angesehener General, hatte sich mit seinen drei Divisionen in zähen, leider sehr verlustreichen Kämpfen im kahlen, verkarsteten Montello-Gelände festgesetzt, General v. Csicserics stand im Mündungsgebiet des Piave einige Kilometer westlich des Flusses.

Diese Gestaltung der Lage forderte rasche Entschlüsse. Die räumliche Entfernung, die zwischen den leitenden Köpfen Arz und Waldstätten bestand, war dem nicht gerade förderlich. Waldstätten neigte im ersten Augenblick dazu, die Offensive zwischen Brenta und Piave, wo der Erfolg wirklich an einem Haar gehangen hatte, schon in den nächsten Tagen wieder aufnehmen zu lassen. Arz hatte aus einer Rücksprache mit dem tief niedergebeugten Conrad den zutreffenden Eindruck gewonnen, daß die Angriffskraft der Tiroler Heeresgruppe durch die Ereignisse vom 15. bis zur Neige aufgezehrt worden war; keine einzige ihrer Divisionen konnte zur Stunde als operationsfähig bezeichnet werden. Mit Recht entschied der Chef des Generalstabes daher, daß bei Conrad eine Wiederholung des mißglückten Unternehmens zu unterbleiben hätte, während die erfolgreicher gewesenen Flügel der Heeresgruppe Boroevic mit allen verfügbaren Kräften ihre Angriffe fortsetzen sollten.

Der Kaiser stimmte diesem Entschluß zu. Er begab sich, anfänglich ganz niedergeschmettert, über Bozen durch das Pustertal nach Udine. In wirklich rührender Weise suchte ihn der Feldmarschall Erzherzog Friedrich, der an dieser Frontreise teilnahm, mit Hinweisen auf die vielen Wechselfälle des Krieges zu trösten, die sich unter seiner Kommandoführung ereignet hatten.

In Udine angekommen — wo sich auch Waldstätten einfand —, stand man vor einer neuen ungünstigen Wendung. Schon am 16. hatten schwere Gewitterregen und Wolkenbrüche den Piave in einen reißenden Strom verwandelt. Alle Brücken wurden weggeschwemmt. Den Truppen am Westufer konnten weder ausreichende Verstärkungen zugeführt werden, noch war es möglich, ihnen die nötige Munition und den dringendsten Mundvorrat zu liefern. Wenn es vorübergehend gelang, Notübergänge herzustellen, vereitelten feindliche Batterien und Flieger deren Benutzung. Gleiches Los traf die Versuche, mittels Pontons die Verbindung zwischen hüben und drüben aufrechtzuerhalten.

Feldmarschall Goiginger wurde befragt, wie viele Divisionen er brauchte, um den Montello völlig in Besitz zu nehmen. Er erklärte: drei. Es stand kaum eine zur Verfügung. Arz vertrat die durchaus richtige Auffassung, daß es keinen Zweck hätte, räumlich begrenzten Zielen weitere Opfer zu bringen, und stellte folgerichtig den Antrag, alles wieder hinter den Piave zurückzunehmen.

Der Kaiser war für diesen Entschluß nicht leicht zu gewinnen. Er fürchtete den schlechten Eindruck, den das Ergebnis der so hoffnungsvoll und ungeduldig erwarteten Offensive hervorrufen mußte, und knüpfte an seine Einwilligung die Bedingung, daß die Presse nichts erfahren dürfte. Auch dieser Wunsch konnte ihm nicht erfüllt werden.

Am 24. Juni, dem Jahrestag der Schlacht von Custoza, erfuhr die Öffentlichkeit aus dem Generalstabsbericht, daß die k. u. k. Truppen das westliche Piaveufer völlig geräumt hatten.

Lebhaftere Kämpfe hielten noch durch etwa vierzehn Tage an, dann trat wieder verhältnismäßige Ruhe ein, die mit geringen Unterbrechungen örtlicher Natur bis zum 24. Oktober andauerte.

Der Kaiser blieb noch einige Tage an der Front und besuchte verschiedene Truppenteile. Die Eindrücke, die wir bei den Truppen empfingen, waren sehr, sehr traurig. Niedergeschlagenheit und Enttäuschung lag auf allen Gesichtern.

In Udine erhielt ich ein Telegramm des Generalfeldmarschalls v. Hindenburg, der als Chef des Generalstabes der obersten Kriegsleitung die Einstellung der italienischen Offensive nahelegte und die Überweisung von sechs k. u. k. Divisionen nach dem Westen erbat. Bei den Kämpfen, die in Frankreich in der ersten Junihälfte stattgefunden hatten, war das Eingreifen der amerikanischen Verstärkungen bereits nachhaltig fühlbar gewesen. Die O. H. L. hielt das Heranführen österreichischer Truppen nunmehr für sehr erwünscht, weil es dadurch ermöglicht werden konnte, deutsche Verbände öfter als bisher abzulösen.

Arz lehnte zunächst ab, lenkte aber bald ein, wenn er auch durchblicken ließ, daß es ihm bei der ja auch mir bekannten Abneigung des Kaisers, Truppen an die Westfront zu schicken, peinlich sei, diesen Wunsch gerade jetzt Allerhöchstenorts vorzutragen. Nach einer Stunde teilte man mir mit, daß der Kaiser über eine so schwerwiegende Frage nicht so rasch schlüssig zu werden vermöchte, zumal man gegen stärkere italienische Angriffe Vorsorge treffen müßte. Ich meldete diese Entscheidung nach Spa. Ludendorff befahl mir schon am nächsten Tage, auf möglichste Beschleunigung der österreichischen Truppensendungen zu dringen. Arz antwortete wieder ausweichend mit dem Hinweise, daß der Kaiser sich in dieser Frage wohl erst mit seiner Gemahlin besprechen wollte.

Nach einem kurzen Autoausflug ins Görzische kehrten wir nach Reichenau und Baden zurück. Schon am nächsten Tage erhielt ich die Mitteilung, daß der Verwendung österreichisch-ungarischer Heereskörper im Westen nichts mehr im Wege stände; doch wäre es angesichts der Lage gegen Italien vorerst nur möglich, zwei Divisionen, die 1. und 35., zu stellen. Die 1. Division bestand zum Teil aus deutschösterreichischen Mannschaften; ihr Kommandeur war der Feldm. Lt. Metzger, der langjährige, treffliche Operationschef Conrads. Führer und Truppen bewährten sich vor Verdun vollauf. Die 35. Division, aus ungarisch-slowakischen Bataillonen zusammengesetzt, blieb an Gefechtskraft wohl hinter der ersten zurück, doch leistete auch sie Gutes.

Wenn man den Ursachen des leider großen Mißerfolges der österreichischen Offensive nachgeht, so wird der Hauptgrund unbedingt in der verfehlten A n l a g e zu suchen sein. Die Ausdehnung des Angriffsraumes widersprach allen Lehren und Erfahrungen des Krieges. Dabei war im Rahmen dieser ausgedehnten Angriffshandlung der Entscheidungsstoß gerade dort angesetzt, wo seine operative Auswirkung wohl am größten sein konnte, die taktischen Verhältnisse für das Erkämpfen des Erfolges selbst aber am ungünstigsten lagen: auf der zerklüfteten, waldbedeckten Karsthochfläche von Asiago. Zwischen Brenta und Piave, wo der Hauptstoß ursprünglich geplant war, konnte bei entsprechender technischer Vorbereitung eine starke Angriffsgruppe in einem Ruck die Ebene erreichen. In den Sieben Gemeinden war dies auch bei günstigstem Ausgang nicht zu erhoffen, denn Gelände, Waldbedeckung und Befestigungen boten dem zurückweichenden Feind reichlich Gelegenheit, wieder Fuß zu fassen, ehe man an die Gebirgsausgänge kam. Von dem Stoß über Asiago war daher auch bei größter Schwungkraft kaum mehr zu erwarten als von der südtiroler Offensive im Mai 1916.

Ob die technische Vorbereitung des Angriffes genügte, wage ich nicht zu entscheiden. Später wurde vielfach behauptet, die Fronttruppen hätten gemeldet, sie seien nicht angriffsfertig, die höheren Befehlsstellen wären aber über diese Meldungen zur Tagesordnung übergegangen.

Tatsächlich hatte der Kaiser unmittelbar vor Beginn des Angriffes die beiden Heeresgruppenkommandanten Conrad und Boroevic auf ihr Gewissen befragt, ob die Offensive beginnen könnte. Beider Antwort lautete: Ja!

Verrätereien spielten auch diesmal eine traurige Rolle. Sowohl am unteren Piave wie in den Sieben Gemeinden hatten Überläufer dem Feind auf Tag und Stunde den Angriffsbeginn verraten. Nur auf dem Montello traf der Stoß die Italiener überraschend. Dagegen konnten bei Asiago und anderswo — ähnlich wie stellenweise auch im Westen —

die feindlichen Truppen die vorderen Linien rechtzeitig räumen und sich gegen das übrigens nur sehr schwach wirkende österreichische Gas im richtigen Augenblick schützen. Das österreichische Artilleriefeuer belegte in den Sieben Gemeinden fast überall nur leere Stellungen, indessen sich der Feind außerhalb der Feuerzone für den Gegenstoß bereitstellte.

Übrigens scheint auch sonst das Wirken der Artillerie in einzelnen Abschnitten unzulänglich gewesen zu sein. Mir lag ein Bericht des Obersten v. Lorx*) vor, der den Angriff im Gebirge mitmachte und mit eigenen Augen gesehen hatte, daß in den feindlichen Linien keine nennenswerte Zahl von Artillerieeinschlägen festzustellen war.

Der Angriffsgeist bei den Truppen war — wie mir von allen Seiten bestätigt wurde — der beste. Offiziere und Mannschaften brannten wie in den ersten Kriegswochen darauf, sich wieder mit dem Welschen zu messen. Wenn dabei auch ein wenig die Hoffnung mitsprach, die kargen eigenen Lebensmittelvorräte wie im Herbst 1917 durch reiche Beute zu vermehren, so darf dies weder verübelt werden, noch die Bewunderung schmälern, die man am Ende des vierten Kriegsjahres der k. u. k. Armee wegen ihres unter den gegebenen Verhältnissen noch staunenswert guten Geistes zollen muß. Dieses Heer hätte fürwahr ein besseres Schicksal verdient!

Wo in der Piaveschlacht Erfolge errungen worden sind, war dies zum überragendsten Teil das Verdienst der Infanterie.

So vermochte die 27. Division auf den Begleithöhen östlich der Brenta ohne jede Artillerieunterstützung bis knapp nördlich von Bassano zu gelangen, als sie plötzlich von den durch österreichisches Geschütz unbelästigt gebliebenen Grappabatterien in die Flanke genommen und zum Teil aufgerieben wurde. Die 27. Division war dann im Oktober die erste, die sich weigerte, wieder in die Schlachtfront zu rücken. Erlebnisse wie das eben geschilderte wirkten in der Truppe nach. Ich habe in den Wochen nach der Piaveschlacht aus der k. u. k. Armee eine Anzahl ungezeichneter Briefe erhalten, deren Inhalt jeder Beschreibung spottete und schwerste Vorwürfe gegen die Führung und die mangelhafte Vorbereitung des Angriffs enthielt.

Wie oft konnte ich damals bei Truppen und Stäben und auch beim Armeeoberkommando die Bemerkung hören, daß die Anwesenheit zweier deutscher Divisionen den Erfolg verbürgt hätte! Der Ruf nach deutscher Führung war allgemein. Auch General Fürst Schönburg-Hartenstein, der als Korpsführer am Piave verwundet worden war, stellte in einer freimütigen Denkschrift an den Kaiser die Forderung nach einer Vermischung der Verbände, ähnlich wie sie sich an der Ostfront so bewährt hatte.

*) Lorx war drei Jahre lang Flügeladjutant des Feldmarschalls Erzherzog Friedrich; ich lernte ihn als einen vorzüglichen Offizier aufrichtig schätzen.

Von den höheren Befehlshabern fiel dem Mißerfolg der Junioffensive nur einer zum Opfer, der Feldmarschall v. Conrad. Er wurde Mitte Juli, unmittelbar vor der Wiedereröffnung des österreichischen Reichsrates, von Bozen nach Eckartsau berufen, wo ihm der Kaiser eröffnete, daß er sich entschlossen hätte, dem wiederholten Ansuchen des Feldmarschalls um Enthebung zu willfahren. Conrad wurde durch ein überaus schmeichelhaftes Handschreiben verabschiedet, in den Grafenstand erhoben und zum „Oberst aller Garden" ernannt.

Graf Conrad v. Hötzendorf war am Verlaufe der Junioffensive wohl tatsächlich nicht ganz schuldlos. Der Einfluß, den er auf den Operationsplan genommen, führte mittelbar zu dessen Verwässerung. Der Ideenflug, dem er bei seinen Vorschlägen an den Kaiser gefolgt war, legte wieder jene Seite seines Geistes dar, die gleichzeitig seine Stärke und seine Schwäche war. Er erwies sich wie immer als Meister in der „strategischen Konzeption" und im Erkennen der großen Ziele; aber er vermochte es nicht, die Idee reibungslos ins Räumliche zu übertragen. Dieser Mangel konnte bei einem so schwierigen Werkzeug, wie es die österreichische Wehrmacht war, nicht ohne ungünstige Rückwirkung bleiben.

Wo viel Licht ist, fehlt es eben auch nicht an Schatten.

Trotzdem gab es in der alten k. u. k. Armee kaum jemand, der ohne tiefinnerste Erschütterung den Feldmarschall hätte scheiden sehen. Er war alles in allem der bedeutendste Soldat, den sein Vaterland im 20. Jahrhundert hervorgebracht hatte — und erlitt zudem ein echt österreichisches Schicksal*).

Daß man Conrad und gar Conrad allein die Verantwortung für das Mißgeschick im Südwesten tragen ließ, war weder weitblickend, noch gerecht. Die Geschichte wird da ein anderes Urteil fällen. Sie wird vor allem fragen, wie sich die führenden Männer Arz und Waldstätten herbeilassen konnten, sich in den Dienst einer Aufgabe zu stellen, an deren Durchführbarkeit sie nicht unbedingt glaubten, und sich wider ihre bessere Einsicht dem durch Conrads Einfluß geschaffenen, vom Kaiser angenommenen Kompromiß zu fügen.

Waldstätten hatte später wiederholt das Bedürfnis, sich mir gegenüber über diese Dinge auszusprechen. Er wäre von Haus aus unbedingt gegen den Plan Conrads gewesen, hätte es aber als jüngerer Mann nicht übers

*) Überaus bedauert habe ich es, als im Frühjahr 1919 der von mir hochverehrte Feldmarschall durch das Buch K. F. Nowaks „Der Weg zur Katastrophe" menschlich ins Zwielicht gerückt worden ist. Ich sprach ihn seit damals nicht mehr persönlich, hoffe aber noch immer, daß er sein Verhältnis zu diesem Buche besser klarstellen wird, als dies durch den unglücklichen Brief geschieht, der dem Buche vorausgeschickt ist und, weiß Gott wie, zustande kam.

Herz gebracht, dem berühmten Lehrmeister des Heeres energisch zu opponieren. Anderseits hätte es seinen soldatischen Empfindungen widersprochen, seine Enthebung zu erbitten, als seine Ansicht nicht durchgedrungen war, sondern er hätte es für seine Pflicht gehalten, auf seinem Posten auszuharren.

Ich konnte mich dieser Auffassung nicht anschließen. Wenn einer, so hätte — bei seiner persönlichen Stellung zum Kaiser — Waldstätten es vermocht, durch bestimmten Einspruch eine Wendung zum Guten herbeizuführen. Es war seine Pflicht, sich hier mit seiner ganzen Persönlichkeit in die Bresche zu stellen. Hatte dies keinen Erfolg, so durfte er nicht wie ein Kompagnieführer einfach gehorchen, sondern er mußte seine Konsequenzen ziehen. Denn der Operationschef eines Millionenheeres vermag eine große Kriegshandlung wohl nur dann so vorzubereiten, wie es der Zweck erheischt, wenn er mit ganzem Herzen bei der Sache ist. Dies traf auf Waldstättens Mitwirkung bei den Vorbereitungen zur Junioffensive 1918 nicht zu.

Ein gleiches wie für Waldstätten gilt in noch höherem Maße für Arz. Er war sich dessen auch nach der Schlacht durchaus bewußt und hat in den darauffolgenden Monaten dem Kaiser zu wiederholten Malen sein Amt zur Verfügung gestellt, zum erstenmal unmittelbar nach der Katastrophe, zum zweitenmal einige Wochen später, als ihn eine Hochflut anonymer und nichtanonymer Briefe und Anklagen belehrte, daß die Öffentlichkeit vor allem ihn für das Mißgeschick der Armee verantwortlich machte. Ein drittes Mal leitete Arz aus einer Debatte, die er mit dem Fürsten Schönburg in Gegenwart des Feldmarschalls Boroevic hatte, die Nötigung ab, seine Stellung niederzulegen. Der Kaiser gab in keinem der drei Fälle dem Ansuchen des Generals statt. Das konnte ich verstehen. Er hatte sich an die angenehme Art seines Generalstabschefs zu sehr gewöhnt. Arz war zwar gegen den Kaiser durchaus aufrichtig, aber seine Ehrlichkeit war anderer Art als die von Conrad oder Tisza. Er sagte wohl, wie es ihm ums Herz war, aber er behandelte die Angelegenheiten seinem Kaiser gegenüber viel zu unentschlossen. Er war nicht zähe genug, sich durchzusetzen. Es genügte, daß der Kaiser seine Stirn runzelte, um eine Sache, wenigstens bis auf weiteres, als abgetan zu betrachten. Während Conrad in seinem Allerhöchsten Herrn einen der Belehrung und Unterweisung bedürftigen jungen Mann erblickte*), konnte man von

*) Conrad sagte später, wenn er auf seine Enthebung vom Posten eines Generalstabschefs zu sprechen kam, wiederholt lächelnd, er begreife eigentlich ganz gut, daß ihn der Kaiser nicht länger an seiner Seite haben wollte. „Es ist das so, wie wenn die Tochter einer Familie sich selbst einen Hausstand gründet; dann nimmt sie auch nicht gern die Gouvernante aus dem Elternhaus mit!"

Arz immer wieder hören, daß der Kaiser schließlich doch ein Vorgesetzter wäre, dem er gehorchen müßte. Es war denn auch staunenswert, in welchen Kleinigkeiten er mitunter die Entscheidung des obersten Kriegsherrn anrief. Dieser nahm eine solche Art der Behandlung wohlgefällig hin und ließ daher auch seinen Arz nicht gehen.

Die Junischlacht 1918 war nicht nur wegen des schweren Mißerfolges an sich, sondern kaum weniger wegen der Verluste, die die Armee erlitten hatte — man zählte mindestens 150 000 Tote, Verwundete und Gefangene —, von schlechtester Rückwirkung auf die inneren Verhältnisse der Monarchie und auch auf die Kriegslage im allgemeinen. Im ungarischen Parlament regnete es vor aller Öffentlichkeit die schwersten Vorwürfe gegen die Führung. Der Schrei der „48er" nach der ungarischen Armee, die nicht länger den „gewissenlosen österreichischen Generalen" ausgeliefert bleiben dürfte, fand in allen Parteischattierungen den lebhaftesten Widerhall.

Im österreichischen Abgeordnetenhaus gelang es wohl, die dreitägige Debatte über die Piaveschlacht als geheim zu führen, die Anklagen der Redner aller Nationen und Parteien waren aber um so heftiger und machten nicht vor dem Kaiser halt und noch weniger vor der Kaiserin; sie wurde offen des Verrates und des Einverständnisses mit dem Feinde geziehen.

Ich habe der Eröffnung dieser Sitzungsperiode in der Diplomatenloge beigewohnt und den Schwanensang des Ministerpräsidenten Seidler über den „deutschen Kurs" mitangehört. Es war ein tieftrauriges Bild, das dieses Haus dem Beschauer bot — so recht die Verkörperung eines Staatswesens, das in allen Fugen krachte. . . .

Für die deutsche Oberste Heeresleitung brachte dieser mißglückte Versuch, eine Entlastung der Westfront herbeizuführen, die klare Erkenntnis, daß sie nunmehr allein auf ihre Kräfte angewiesen wäre.

Der Zusammenbruch.

Herbst 1918.

Der Stern der Kaisermächte war im Sinken.

Am 15. Juli traten an der Marne deutsche Streiter zum dritten Offensivstoß an. Das Südufer des denkwürdigen Flusses wurde gewonnen, der deutsche Angriff selbst aber durch die starken Ententereserven des Mar-

schalls Foch in die Westflanke getroffen. Zum zweiten Male knüpfte sich an den Namen des Marneflusses die Erinnerung an eine Schicksalswende in der Geschichte des deutschen Volkes. Berechtigte der Verlauf dieser Kämpfe immerhin noch zur Hoffnung, daß in ihnen nur eine vorübergehende Krisis zu erblicken wäre, so wurde der 8. August zum schwarzen Tag in der Entwicklung des deutschen Heeres. An diesem Tage schlugen die Ententetruppen mit ihren Tankgeschwadern zwischen Avre und Ancre eine tiefe Bresche in die deutschen Linien. Und was noch ärger war: als opfermutige Eingreifsdivisionen herbeieilten, um den zurückweichenden Verteidigern in treuer Kameradenpflicht Hilfe zu bringen, da wurden sie, wie man mir erzählte, mit dem Haßrufe empfangen: „Kriegsverlängerer, Streikbrecher!"

Drüben ein Feind, dem Amerika täglich neuen Kraftzuschuß an Mannschaften und Kriegsmitteln zuführte — bei uns eine Armee, in der das schleichende Gift gewissenloser Volksverderber allmählich und Schritt für Schritt Boden gewann ..... das Rechenexempel war, wenn man alle anderen Umstände einbezog, leider einfach genug: der Krieg konnte im besten Falle als Partie remise beendet werden. Der Sieg, an den wir noch im Frühjahr stärker wie je glaubten, war nicht mehr zu erringen.

Die Wendung im Westen wirkte in Österreich niederschmetternd. Der Glaube, daß Deutschlands Kraft Wunder zu wirken vermochte, hatte in weiten Kreisen so tiefe Wurzel gefaßt, daß die Enttäuschung wie ein Keulenschlag niederfiel. Auch der Kaiser war stark betroffen. Er ließ mich rufen und sagte mir, daß das Mißgeschick am Piave bei seinen Völkern keinen solchen Eindruck hervorgerufen hätte wie die Wendung im Westen. Es wäre sein Wunsch, mit dem Deutschen Kaiser so bald als möglich zu einer persönlichen Aussprache zusammenzutreffen.

In Wien hätte man es gern gesehen, wenn Kaiser Wilhelm dieses Ersuchen zum Anlaß für einen Gegenbesuch in Österreich genommen hätte. Aber unser Allerhöchster Herr vermochte im Westen nicht abzukommen. Er ließ dies mitteilen, worauf sich der Kaiser bereit erklärte, wieder nach Spa zu reisen.

Am 13. August verließen wir Baden. Im Gefolge des Kaisers befanden sich Graf Burian, General v. Arz und Obersthofmeister Graf Hunyady. Ich hatte unterwegs eine längere Unterredung mit Burian, der mir die Absicht Österreich-Ungarns bekanntgab, alle Kriegführenden beschleunigt zu unverbindlichen Besprechungen einzuladen, und mich bat, seinen Vorschlag im Großen Hauptquartier zu unterstützen.

In Spa fanden zwischen den Kaisern, den Generalen und zwischen Burian und Hertling stundenlange, überaus ernste Unterredungen statt. Arz gab Hindenburg und Ludendorff gegenüber die bestimmte Erklärung

ab, daß Österreich den Krieg über den Dezember hinaus nicht mehr führen könnte.

Burians Stellung zur Friedensfrage fand bei uns grundsätzliche Zustimmung. Nur über die Taktik war man anderer Meinung. Zum ersten wollte man unbedingt eine Festigung der deutschen Westfront abwarten, zum anderen hielten wir den von Burian vorgeschlagenen Weg nicht für sonderlich gangbar; wir beabsichtigten, eine neutrale Macht — und zwar Holland — um die Vermittlung zu bitten, und hofften auf diese Weise rascher zum Ziele zu gelangen.

Graf Burian war viel zu doktrinär, um sich leicht überzeugen zu lassen. Schließlich aber gab er nach, und Kaiser Karl versprach, daß er ohne Deutschlands Einwilligung keinen Friedensschritt unternehmen würde.

In militärischer Hinsicht wurde zu Spa die Überzeugung ausgesprochen, daß alle Anstrengungen der Kaisermächte auf die Behauptung der Westfront zu vereinigen wären. Arz hatte bisher im Auge, die österreichische Offensive in Italien durch einen aus dem Raum von Vittorio angesetzten Vorstoß zu wiederholen. Dieser Gedanke wurde endgültig begraben.

Kurz vor unserer Abreise aus dem Großen Hauptquartier erhielten wir die Nachricht, daß England die Tschecho-Slowaken als kriegführende Macht und den in Paris tagenden tschechischen „Nationalrat" als verbündete Regierung anerkannt hatte, und daß Amerika und Frankreich dem Beispiele Albions folgen wollten.

Als ich bei der Rückfahrt diese für die innerpolitische Entwicklung Österreich-Ungarns höchst peinliche Kundgebung zur Sprache brachte, wurde mir in sehr verschiedenem Sinne geantwortet. Der Kaiser legte der Angelegenheit keine besondere Bedeutung bei. Burian hingegen faßte den Entschluß, energisch zu erwidern und die von der Entente als Verbündete anerkannten, in Feindesdienst stehenden Tschechen als Hochverräter zu brandmarken. Leider fiel diese amtliche Erklärung recht farblos aus, und es gelang vor allem nicht, bei den in Österreich lebenden Tschechen auch nur einen einzigen Protestruf zu erreichen. Selbst die tschechischen Herrenhausmitglieder — Geheime Räte und Minister außer Dienst — blieben stumm.

Und nicht nur das. Die Kundgebung der Entente fand ein wesentlich anderes Echo, als man in Wien erwartet hatte. Die tschechischen Abgeordneten Staniek und Pater Zahradnitschek leisteten sich wenige Tage später im österreichischen Abgeordnetenhaus die Unverfrorenheit, die hochverräterischen tschechischen Legionäre als „Helden der Nation" zu feiern.

Konnte man schon damals fühlen, daß die Bestätigung der Tschecho-Slowaken als kriegführende Macht keine Kleinigkeit war, sondern eine

staatsmännische Tat*), so trat die ganze Tragweite des Aktes acht Wochen später in der Antwort Wilsons an Österreich-Ungarn erschütternd zutage.

Am 17. August 1918 begingen die Völker des Donaureiches zum letztenmal das Geburtsfest des habsburgischen Herrschers. Kaiser Karl verbrachte den Tag in Reichenau und ernannte ein Dutzend Theresienritter. Der Erzherzog Friedrich überreichte ihm einen von den Generalen der Wehrmacht gespendeten Marschallstab, den man bereits bei der italienischen Offensive mitgeführt hatte, um ihn dem Kaiser in Vicenza oder sonstwo auf italienischem Boden als Siegesangebinde darzubringen.

In Baden führte der greise, allverehrte Generaloberst Freiherr v. Bolfras**) an der Festtafel den Vorsitz. Er sprach das Kaiserhoch aus und rief in bedeutungsvollen Worten die Erinnerung an den Kaiser Franz Joseph wach. Auf der Feststimmung lastete schwerer Druck.

Zu Anfang September machte der neue deutsche Staatssekretär des Äußeren, v. Hintze, in Wien seinen Antrittsbesuch. Er war im Juli Kühlmann im Amte gefolgt, dessen schon seit Brest-Litowsk und Bukarest stark erschütterte Stellung durch die bekannte Parlamentsrede unhaltbar geworden war. Hintze, der seinerzeit als Marineattaché in Petersburg die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich gezogen und zuletzt als Gesandter in Christiania gewirkt hatte, galt als kluger, geschickter Diplomat und wurde allenthalben als Mann der O. H. L. betrachtet.

Hintze meldete sich beim Kaiser Karl und hatte mit Burian und anderen Persönlichkeiten vielerlei Unterredungen, u. a. auch über die Polenfrage, die nach wie vor im Mittelpunkt Burianscher Politik stand.

Ich traf mit dem Staatssekretär bei Verhandlungen über Rumänien zusammen. Die Bukarester Regierung hatte den Friedensvertrag von Buftea noch immer nicht ratifiziert und zeigte sich — wohl, weil sie über den Kriegswillen der Entente besser unterrichtet war als wir — auch sonst in der Erfüllung der Friedensbedingungen, namentlich der Abrüstung, sehr saumselig. Ich wurde von der O. H. L. beauftragt, die Anwesenheit Hintzes in Wien zu benützen, um ein etwaiges militärisches Unternehmen gegen Rumänien zu verabreden. Die Lage hierzu war zur Zeit noch günstig, da das Königreich nach allen Seiten hin durch den Vierbund eingeschlossen wurde.

Arz pflichtete der Auffassung der deutschen Heeresleitung bei. Auch Burian verschloß sich nicht der Richtigkeit unserer Vorschläge, beantragte

*) Ich habe damals wiederholt in diesem Sinne berichtet und darauf hingewiesen, daß sich Deutschland nicht durch die Bemerkung abspeisen lassen dürfte: „innere Angelegenheiten" der Donaumonarchie entzögen sich seinem Einfluß. Die Haltung der Tschechen hatte aufgehört, eine innere Angelegenheit Österreichs zu sein.

**) Der General hat seinen Ruhesitz in Baden.

aber, vorerst noch einen diplomatischen Druck auf Jassy auswirken zu lassen. Hintze stimmte diesem Antrage zu, doch wurde verabredet, gleichzeitig die Vorbereitungen militärischer Natur zu treffen.

Kaiser Karl sprach sich gegen jede Truppenbewegung aus, weil er meinte, die bevorstehende Friedensaktion der Kaisermächte dürfte nicht durch einen neuen Feldzug gestört werden. Er setzte den deutschen Vorschlägen keinen direkten Widerspruch entgegen, behandelte aber die Angelegenheit hinzögernd. Da sich inzwischen — wohl infolge der Truppenbewegungen, die deutscherseits an der rumänischen Grenze vorgenommen wurden — Jassy gefügiger zeigte, ließ man die rumänische Frage auf sich beruhen.

Während der Anwesenheit Hintzes in Wien waren auch reichsdeutsche Journalisten bei ihren österreichischen Kollegen zu Besuch. Bei einem Presseempfang auf der deutschen Botschaft bat mich Graf Wedel, einige Worte über die Kriegslage zu sprechen. Ich tat es nicht gern, weil man Gefahr lief, mehr zu sagen, als der O. H. L. aus militärischen Gründen erwünscht sein konnte. Aber ich vermochte nicht mehr auszuweichen und habe durch meine Ausführungen — wie ich annehmen darf — einiges zur Beruhigung beigetragen. Der Eindruck, den die Nachrichten aus dem Westen in Österreich machten, blieb jedoch dauernd ungünstig, und so sank die Stimmung von Tag zu Tag.

Kaiser Karl befahl mich zu sich nach Reichenau und bat mich, nach Spa zu telegraphieren, daß Österreich-Ungarn angesichts der Lage gezwungen sein würde, den geplanten Friedensschritt allein zu machen, falls sich Deutschland nicht ungesäumt zu einer gleichen Aktion entschließen könnte. Die Völker seines Reiches wären des Krieges satt, die Armee könnte höchstens bis zum Dezember durchhalten.

Ich kannte die Auffassung unserer O. H. L. und bat, mit dem Friedensangebot zu warten, bis im Westen eine Festigung der Lage eingetreten wäre. Ein verfrühtes Einleiten von Verhandlungen zu einem militärisch ungünstigen Zeitpunkt könnte bei der Entente nur das Gegenteil von dem erreichen, was wir wünschten. Der Kaiser blieb aber bei seiner Ansicht, und ich mußte den mir erteilten Auftrag ausführen.

Die Antwort aus Spa lautete, wie ich erwartet hatte: Deutschland könnte auf keinen Fall zustimmen, ich hätte alles aufzubieten, den unüberlegten Schritt zu verhindern. Ich begab mich wieder nach Reichenau und hatte auch Arz gebeten, mitzukommen und mir zu sekundieren. Mit größter Überwindung willigte der Kaiser ein, die Friedensdemarche so lange aufzuschieben, bis die O. H. L. mich verständigen würde, daß die rückgängige Bewegung an der Front beendet wäre. Dies hätte ich sofort zu melden.

Als nach Verlauf von einigen Tagen eine solche Meldung noch nicht

eingelaufen war, wurde ich abermals zum Kaiser gerufen. Er teilte mir mit, nicht mehr eine Stunde länger zögern zu können. Ich erbat und erreichte wieder ein paar Tage Aufschub.

Generalfeldmarschall v. Hindenburg riet aufs neue dringend ab, den von Österreich-Ungarn geplanten Schritt bereits jetzt zu tun. Wohl hätte die deutsche Armee jene Linie erreicht, die sie behaupten würde, eine Sonderaktion Österreichs wäre aber nur geeignet, bei den Gegnern den Eindruck hervorzurufen, daß der Bund der Kaisermächte in die Brüche ginge. Auch würde die Abweisung des Angebots jeder weiteren Vermittlung durch Neutrale den Weg versperren. Dagegen bliebe es uns, wenn wir zuerst die guten Dienste der Königin von Holland annähmen und dabei keinen Erfolg errängen, noch immer unbenommen, den Burianschen Weg zu versuchen.

Der Kaiser vermochte sich meinen Vorstellungen nicht anzuschließen. Er erhoffte sich, von seinem Minister des Äußeren darin bestärkt, von der Demarche die größte Wirkung und ließ sich nur noch zu dem Versprechen herbei, Kaiser Wilhelm unmittelbar vor der Absendung des Angebots noch einmal telegraphisch um seine Einwilligung zu bitten.

Ein solches Telegramm wurde wirklich abgesandt. Aber die österreichisch-ungarische Note an die verbündeten, feindlichen und neutralen Staaten folgte wenige Stunden später — noch ehe es für Spa technisch möglich gewesen war, zu antworten.

Die Verstimmung in Spa war groß. Die Depesche, die Kaiser Wilhelm an seinen Bundesgenossen am 14. September abends sandte, gab ihr unverhohlen Ausdruck. Mir ward der peinliche Auftrag, das Telegramm in Reichenau persönlich zu überreichen. Es lautete:

An Seine Majestät den Kaiser und König.

Feldmarschall v. Hindenburg hat den General v. Cramon beauftragt, Dir zu melden, daß er sich mit einer Vermittlung einer neutralen Macht zur Herbeiführung einer Aussprache ohne Aufschub einverstanden erklären könne. Dagegen könne er der Absendung der von Deiner Regierung beabsichtigten Note nicht zustimmen. Er halte diesen Schritt für unsere Heere und für unsere Völker für verderblich.

Ich kann mir nicht vorstellen, daß General v. Cramon diesen Auftrag nicht so ausgeführt haben sollte, wie er ihm erteilt war, und ich kann daher nicht umhin, Dir mein Erstaunen und mein Bedauern darüber zum Ausdruck zu bringen, daß Du daran gedacht haben kannst, ungeachtet dieser Stellungnahme des Feldmarschalls und des Dir bekannten Standpunktes meiner Regierung den geplanten Schritt zur Ausführung zu bringen. Unser Bundesverhältnis bedingt, daß wir in Fragen von so weitgehender Be-

deutung nur in voller Übereinstimmung vorgehen, andernfalls verliert das Bündnis Inhalt und jede Bedeutung.

Deiner Ansicht, daß Dein Vorschlag kein Friedensangebot sei, vermag ich mich nicht anzuschließen, aber darauf kommt es auch nicht an, sondern darauf, wie es von unseren Gegnern aufgefaßt werden wird. Sie werden darin zweifellos ein Friedensangebot erblicken, und welche Aufnahme demselben aller Wahrscheinlichkeit nach bevorsteht, dafür bieten schon die Kommentare einen Anhaltspunkt, mit denen die französische Presse die Andeutung versehen hat, die Dein Minister des Äußeren in seiner neulichen Rede über einen Gedankenaustausch zwischen den Kriegführenden gemacht hat. Deinem Gedankengang, daß die Vermittlung eines neutralen Staates keinen konkreten Inhalt hätte, vermag ich nicht zu folgen. Auch die neutrale Vermittlung soll einen Gedankenaustausch zwischen den Kriegführenden herbeiführen. Dieser Weg hat den Vorteil, daß — wenn das Vermittlungsangebot von seiten unserer Gegner eine Ablehnung erfährt — diese Ablehnung sich nicht an unsere Adresse richtet. Damit bleibt es uns offen, andere Wege zu versuchen. Wird der Schritt, den Deine Regierung plant, und der in aller Öffentlichkeit erfolgen soll, zurückgewiesen, so ist es vorderhand ausgeschlossen, die Vermittlung eines Neutralen in Anspruch zu nehmen. Ich bitte Dich daher dringend, Dich den geradezu verhängnisvollen Konsequenzen nicht zu verschließen, die das Vorgehen haben kann. Bedenke, daß Dein Schritt bei Deinen Völkern eine ungeheure, vielleicht unüberwindliche Sehnsucht nach einem sofortigen Frieden um jeden Preis und bei Deiner Armee Entmutigung auslösen wird. Ich sehe in diesem Falle die ernstesten Gefahren für Dich und Dein Haus voraus. Die öffentliche Meinung in Deutschland darüber hinwegtäuschen zu wollen, daß Deine Regierung in dieser Frage ihre eigenen Wege gegangen ist, würde ein vergebliches Bemühen sein. Auch kann ich meiner Regierung nicht zumuten, daß sie sich den Anschein gibt, als ob sie mit dem Vorgehen Deiner Regierung einverstanden gewesen wäre. Sie würde damit die Verantwortung und die Konsequenzen, die dasselbe haben kann, mit auf sich laden. Ich kann Dir daher nur wiederholen, daß — wenn Du an Deinem Vorhaben festhalten solltest — eine sehr ernsthafte Gefährdung des Bündnisses die Folge sein dürfte. Ich gebe mich aber der bestimmten Hoffnung hin, daß Du Dir in letzter Stunde des Ernstes der Lage bewußt werden und Deine Regierung anweisen wirst, auf die geplante Demarche zu verzichten.

In treuer Freundschaft Wilhelm.

Kaiser Karl war sehr verlegen, als ich ihm die Depesche aus Spa zu lesen gab. Er sagte schüchtern: „Ja, es tut mir leid, wir waren halt beide stützig gewesen."

Die österreichisch-ungarische Note hatte natürlich nicht den von ihren Anregern erhofften Erfolg*). Das Reuter-Bureau legte Gewicht darauf, zu melden, daß Lansing sie schon eine Stunde nach Empfang ablehnend beantwortet hätte. Clémenceau begnügte sich überhaupt damit, die Wiener Regierung auf eine im „Journal Offiziel" abgedruckte Senatsrede zu verweisen, die am Schluß die Worte enthielt: „Auf zum fleckenlosen Sieg!"

Der Vernichtungswille unserer Feinde trat klar zutage. Man erblickte in dem österreichisch-ungarischen Schritt nicht eine Sonderaktion, sondern im Gegenteil ein Vorschieben der Donaumonarchie durch das allmählich ausblutende Deutschland.

In Spa war man über das Vorgehen Kaiser Karls sehr wenig erbaut. Ich wurde sofort dahin gerufen und hatte mit dem Kaiser wie mit Ludendorff überaus ernste Rücksprachen. Der Kaiser betonte, daß es überhaupt keinen Zweck hätte, mit Österreich-Ungarn Vereinbarungen zu treffen, wenn nachher doch alles anders ausgeführt würde, er könnte daher weiteren Begegnungen mit Kaiser Karl kaum anders als mit gemischten Gefühlen entgegensehen.

Der Verlauf der Ereignisse und die schwere Erkrankung der Kaiserin hatten den Kaiser stark angegriffen. Er sah übermüdet und gealtert aus.

General Ludendorff sagte wörtlich: „Die Lage ist äußerst gespannt. Wir müssen auf unserer Hut sein. Trotz des Mangels an Menschen werden wir aber durchhalten, besonders wenn Österreich-Ungarn sein Versprechen hält und uns möglichst bald weitere Divisionen schickt, wofür zu sorgen ich Sie bitte."

Von den zugesagten sechs Divisionen hatte das Badener A. O. K. bisher nur zwei zur Verfügung stellen können. Zwei weitere waren im Anrollen; doch war jede nur 5000 Mann stark. Der Rest der Leute befand sich auf Ernteurlaub und rückte erst allmählich ein.

Auf die zwei noch ausständigen Divisionen war überhaupt nicht mehr zu rechnen, da die Ereignisse auf dem Balkan inzwischen eine verhängnisvolle Wendung genommen hatten und die Entsendung aller irgendwie verfügbaren k. u. k. Truppen dorthin forderten.

Bei meiner Rückkunft aus Spa ereilte mich die Hiobspost vom Zusammenbruch der bulgarischen Front.

Daß es mit Bulgarien nicht zum besten stand, wußten wir seit langem. Die bulgarische Armee litt seit vielen Monaten schwerste Not an Verpflegung und noch mehr an Bekleidung und Ausrüstung. Auch der Geist war stark angekränkelt. Die mit großer Emsigkeit betriebene feindliche Propaganda fiel auf einen überaus fruchtbaren Boden. Die Mannszucht

*) Sowohl der Kaiser wie Graf Burian waren der festen Überzeugung, daß die Sache unbedingt einschlagen würde.

ließ viel zu wünschen übrig. Bei einzelnen Abteilungen herrschten Zustände wie in der russischen Armee zur Zeit der ärgsten Revolutionswirtschaft.

Im Innern Bulgariens hielt die Entwicklung mit diesen Erscheinungen Schritt. Die ungelöste Dobrudschafrage bot im Juni der Opposition in der Sobranje den erwünschten Anlaß, den deutschfreundlichen Minister Radoslawow aus dem Sattel zu heben. Malinow trat an dessen Stelle.

Ich fragte damals den bulgarischen Militärbevollmächtigten in Baden, Oberst Tantilow, um seine Meinung. Er antwortete mir in seiner durch Sprachschwierigkeiten bedingten, kurzen Art: „Nicht gut!"

Zu Anfang September weilte der Zar Ferdinand von Bulgarien auf der Durchreise nach Nauheim in Wien. Er empfing den eben dort anwesenden Staatssekretär v. Hintze und brachte das Gespräch unvermittelt auf den Kaiser Karl. Ich kann sagen, daß das Vertrauen des Zaren zu seinem Schwager nicht besonders tief saß. Doch beruhte dies, wie ich beim Kaiser Karl wiederholt persönlich feststellen konnte, auf Gegenseitigkeit.

In Nauheim traf dann Zar Ferdinand auch mit Kaiser Wilhelm zusammen. Er schilderte die Lage seines Landes und seiner Armee in den düstersten Farben und hatte damit leider nur allzu recht.

Am 15. September ging die etwa 200 000 Mann zählende „Orientarmee" des Generals Franchet d'Esperey zum Angriff über. Einige bulgarische Divisionen ergaben sich glatt, die anderen fluteten zertrümmert ins Gebirge zurück. In wenigen Tagen hatte das bulgarische Heer zu bestehen aufgehört.

In Bulgarien gab es niemand, der den Ereignissen Einhalt zu gebieten imstande gewesen wäre. Malinow verhandelte längst mit dem amerikanischen Geschäftsträger, der den ganzen Krieg über in Sofia geblieben war, da die diplomatischen Beziehungen zwischen den beiden Regierungen formell nicht aufgehört hatten. Der Generalstabschef Lukoff war gleichfalls ententefreundlich. Der König schwankte, ließ seinen Bundesgenossen unverbrüchliche Treue versichern und gleichzeitig seine Regierung vor der Entente kapitulieren.

Der einzig verläßliche Freund, den die Kaisermächte unter den bulgarischen Würdenträgern hatten, war der Generalissimus Schekoff; er lag in einem Wiener Sanatorium schwer krank danieder.

Am 26. abends erhielten wir in Baden die Nachricht, daß Bulgarien dem Feinde einen Waffenstillstand angeboten hatte. Am 29. schloß man ab.

Auch die Türkei stürzte in dem Strudel der Ereignisse.

Zwar wurde noch der Versuch gemacht, rasch einige deutsche und österreichische Divisionen aus der Ukraine auf den Balkan zu werfen

und — im Anschluß an Pflanzer-Baltins schrittweise zurückweichende albanische Armeegruppe — in Altserbien eine neue Front herzustellen, aber die inneren Kräfte reichten nicht mehr hin. K. u. k. Truppen, Polen, Magyaren und Slowaken, weigerten sich bei der Ausladung, in den Kampf zu ziehen. Eine tschechische Division verließ, ohne einen Schuß abzugeben, bei Branje ihre Stellung. Es blieb für den Feldmarschall v. Köveß, der den Oberbefehl über die Balkanstreitkräfte übernommen hatte*), kein anderer Entschluß, als allmählich hinter die Donau zurückzugehen**).

So kam der Oktober heran.

An einem der allerersten Tage dieses Monats — ich glaube, es war der 2. — ließ mich Botschafter Graf Wedel zu sich nach Wien bitten. Er begrüßte mich mit den Worten:

„Lieber Herr General, wir haben den Krieg verloren. Heute morgen habe ich vom Auswärtigen Amte die Mitteilung erhalten, daß Deutschland beim Präsidenten Wilson einen Waffenstillstand erbitten will, um auf Grund der 14 Punkte zu einem Frieden zu gelangen."

Ich war von der O. H. L. in den letzten Tagen nur sehr wenig auf dem laufenden erhalten worden und wußte von den Entschlüssen, die am 29. September in Spa gefaßt worden waren, nichts. Man kann sich denken, mit welchen Gefühlen ich Wedels Mitteilungen entgegennahm.

Die Vorgänge, die sich damals bei der O. H. L. abspielten, sind inzwischen eingehend geschildert worden. Ich kann aber bezeugen, daß die vielgeäußerte Ansicht, General Ludendorff hätte den folgenschweren Entschluß in einer Nervenkrise gefaßt, eine unbedingt irrige ist.

General Ludendorff hat bei wiederholten Gesprächen mit mir darauf hingewiesen und sich bitter darüber beklagt, daß das Auswärtige Amt in Berlin sich nicht dazu entschließen könne, die in Spa beschlossene Vermittlung einer neutralen Macht herbeizuführen, und daß die O. H. L. daher, wie so oft, gezwungen wäre, selbst einzugreifen.

Am 5. Oktober ließen dann Deutschland und Österreich-Ungarn ihre dem Inhalt nach übereinstimmenden Noten abgehen.

---

*) Diese Streitkräfte bestanden aus der deutschen 11. Armee General v. Steuben und der k. u. k. Armeegruppe Generaloberst Freiherr v. Pflanzer-Baltin.

**) Am 4. Oktober dankte Zar Ferdinand in Sofia zugunsten seines im Lande sehr beliebten Sohnes Boris ab. Er begab sich zunächst auf sein niederösterreichisches Gut Ebenthal. Kaiser Karl aber bat mich, beim Deutschen Kaiser zu erwirken, daß der Exzar in Coburg, dem Stammland seiner Familie, Aufenthalt nehmen dürfe. Es war ihm erwünscht, gerade in der damaligen, so überaus kritischen Zeit eine Zusammenkunft mit seinem Schwager zu vermeiden, was aber — falls dieser in Österreich blieb — kaum möglich war. „Ich möchte", sagte der Kaiser, „das Mißtrauen Deutschlands nicht erwecken." Meine Intervention hatte Erfolg, schon wenige Tage später konnte Zar Ferdinand den Boden der Donaumonarchie verlassen.

Die Wiener Regierung war der Einladung Deutschlands, den Friedensschritt bei Wilson zu machen, wie begreiflich, von Herzen gern gefolgt. Österreich-Ungarn unterzeichnete damit sein Todesurteil.

Von Tag zu Tag war inzwischen deutlicher in die Erscheinung getreten, daß der Zusammenbruch des habsburgischen Reiches nicht mehr außerhalb jeder Möglichkeit lag. Im Oktober schwoll die Lawine, die das Reich begraben sollte, von Stunde zu Stunde in furchtbarer Weise an. Wie stark namentlich in einem Nationalitätenstaat innere und äußere Politik zusammenhängen, das sollte sich in jenen tieftraurigen Wochen ein letztesmal mit eindrucksvoller Wucht erweisen.

In Österreich hatte Ende Juli Ministerpräsident v. Seidler dem klerikalen Frhrn. v. Hussarek Platz machen müssen. Seidler wurde vom Kaiser zum Direktor der kaiserlichen Kabinettskanzlei ernannt; er paßte auf diesen Posten sicherlich besser als auf den eines Regierungschefs.

Es lag nicht mehr in Hussareks Hand, den Auflösungsvorgang zu verhindern — ein Genie wäre dazu nicht mehr imstande gewesen —, er hat aber auch nichts getan, um die Erschütterungen, die mit dem Prozeß verbunden waren, irgendwie abzuschwächen.

Wie seit 50 Jahren stemmte sich Ungarn auch in dieser letzten Zeit allen Versuchen, die überaus schwierige österreichische Frage doch noch einer den Bestand des Donaureiches nicht gefährdenden Lösung entgegenzuführen, mit unbegreiflicher Verblendung entgegen.

Mit den Tschechen war 1918 kaum noch etwas zu erreichen. Sie hatten ihre Zukunftshoffnungen ausschließlich auf den Sieg der Entente eingerichtet. Jeder „Ausgleich", der den „bescheidensten" tschechischen Wünschen entsprochen hätte, mußte die Deutschen im Lande zu Todfeinden der Monarchie machen, weil er gleichbedeutend mit einer völligen Auslieferung Deutschböhmens gewesen wäre. Daß Kaiser Karl bereit war, sich in Prag zum König krönen zu lassen, nahmen die tschechischen Führer mit mitleidigem Lächeln zur Kenntnis. Sie bauten ganz allein auf den Feind.

Wo es vielleicht noch in den letzten Monaten aktive Kräfte für die Monarchie zu schöpfen gab — das wäre in den südslawischen Gebieten gewesen. Der Kaiser gab sich, wie man anerkennen muß, redliche Mühe, hier zu einem Ziel zu gelangen. Er hätte den Südslawen gern im Rahmen der Monarchie die von ihnen gewünschte staatliche Selbständigkeit „erkämpft". Aber Budapest war dagegen. Weckerle warf im Kronrat immer Argumente ein, denen der junge Monarch nicht zu widerstehen vermochte. Er erinnerte an die Abhängigkeit Österreichs von Ungarn in materieller Hinsicht und — was noch mehr verfing — an den Krönungseid, der es dem ungarischen König verbietet, ungarischen Boden (das wäre in

diesem Falle Kroatien gewesen) ohne Zustimmung der Nation, d. i. der Magyaren, an einen anderen Staat abzutreten.

Zu allem Überfluß ließ sich der Kaiser durch einen unglückseligen Ratgeber, dessen Namen man nie erfahren konnte, verleiten, Ende September gerade den Grafen Stephan Tisza zum Studium der südslawischen Frage in die südlichen Lande des Reiches zu entsenden. Das herrische Auftreten Tiszas gegenüber den Vertretern der südslawischen Völker konnte nur Haß und Erbitterung wecken. Tisza enttäuschte alle, die an ihn geglaubt hatten, durch die aller Staatsklugheit hohnsprechende Rede, die er am 23. September in Serajevo an die Sendboten Bosniens richtete. Derselbe Mann, der hier mit aller Anmaßung eines Herrschenden, mit allem Stolz eines Siegers gegenüber unterjochten Stämmen auftrat, dieser selbe Mann versetzte vierzehn Tage später im ungarischen Parlament durch das Bekenntnis: „Wir haben den Krieg verloren!" der Armee den ersten tödlichen Stoß*).

So scheiterten alle Versuche, noch in letzter Stunde wenigstens die südslawische Frage zu einer gedeihlichen Lösung zu bringen.

Polen und Galizien hatten sich im Geiste längst von Österreich losgesagt. Wer sich der hervorragenden, einflußreichen Rolle erinnert, welche die polnischen Politiker seit Jahrzehnten in Österreich spielen durften und gespielt haben, der muß wieder erkennen, daß es im Leben der Völker noch seltener Dankbarkeit gibt als in dem der Menschen.

Nichts zeigte so sehr, wie wenig man sich schon damals in den oben genannten Ländern um die Wiener Zentralgewalt kümmerte, als die Ziffern über die Aufbringung der Ernte.

Auch die Tschechen sabotierten die Ernährung der Deutschösterreicher mit allen Mitteln. Dafür begannen sie Mitte September, ohne die Behörden zu fragen, eine „Nationalsteuer" zu erheben.

Obgleich es für tiefgehende staatliche Reformen der ungünstigste Augenblick war, glaubte mit dem Friedensangebot vom 5. September die Monarchie daran gehen zu müssen, sich für die Annahme der 14 Punkte

*) Ich möchte hier, was mein Urteil über Tisza anbelangt, nicht falsch verstanden werden. Tisza war sicherlich die stärkste politische Persönlichkeit, welche die Donaumonarchie im Weltkriege aufwies. Er hat wiederholt und nicht am wenigsten, als ihm seine Mörder entgegentraten, einen starken Zug ins Heroische gezeigt. Er war auch technisch das, was man einen guten Politiker nennt; er beherrschte das Handwerk und war ein glänzender Redner. Aber er unterschied sich in dem, was man in Österreich „Globuspolitik" nannte, in nichts von allen Grafen und Baronen, in deren Händen damals und seit undenklichen Zeiten das Schicksal des magyarischen Bauernvolkes lag. Er betrieb rein magyarische Kirchturmpolitik und beurteilte die Entwicklung der Welt vor allem von dem Standpunkt aus, daß den Magyaren ihre Hegemonie in Ungarn, ihre Stellung in der Monarchie erhalten bleiben müsse. Er gehörte dadurch — darüber kann leider kein Zweifel bestehen — zu den Totengräbern des Habsburgerreiches.

Wilsons verfassungsrechtlich einzurichten, d. h. jene Gestaltung anzunehmen, die den in Punkt 10 geforderten nationalen Autonomien gerecht wurde. Daß man dabei — ebenso wie Deutschland mit der Absetzung des Kaisers und der Hohenzollern — von dem großen amerikanischen Weltbeglücker Wilson aufs Glatteis geführt wurde, sei nur nebenbei verzeichnet.

Österreich ging mit einer gewissen Loyalität an einen Umgestaltungsprozeß, der schließlich schon seit Jahrzehnten in der Luft lag. Am 1. Oktober verkündete Hussarek im österreichischen Abgeordnetenhaus, daß die große Stunde der Erneuerung gekommen wäre. Die Fassung, die der Ministerpräsident bei seiner Rede wählte, war keine sonderlich geschickte. Der Gesamtstaat entließ die Völker und fügte lediglich die Hoffnung hinzu, daß sie sich wieder zu einer staatlichen Gemeinsamkeit zusammentun würden. Die Tschechen antworteten mit einer Kundgebung, in der es u. a. hieß: „Auf alle heutigen Versuche einer Verfassungsreform hat unser totgeschwiegenes und unterdrücktes Volk keine andere Antwort als kalte, aber entschlossene Ablehnung, da es weiß, daß alle diese Versuche nichts anderes sind als Produkte der steigenden Not, Ratlosigkeit und des Zerfalles." Diese Worte waren leider nur zu wahr.

Auch die Deutschösterreicher besannen sich endlich auf ihr „Selbstbestimmungsrecht". Es war bezeichnend, daß die Sozialdemokraten, die früher die deutschnationale Politik aufs schärfste bekämpft hatten, nunmehr die Führung übernahmen. Sie erließen am 4. Oktober eine Kundgebung, in der sie verlangten, daß alle deutschen Gebiete Österreichs zu einem deutschösterreichischen Staate vereinigt würden. Gleichzeitig eröffnete Otto Bauer seine Artikelreihe in der „Arbeiter-Zeitung", in der er sich nachdrücklichst für den Anschluß an Deutschland einsetzte; freilich unter dem Gesichtspunkte, daß durch die Vereinigung des reichsdeutschen Proletariats mit dem österreichischen das sozialistische Ideal in beiden Staatsgebieten am schnellsten verwirklicht werden könnte.

Die Deutschnationalen und die Christlichsozialen schlossen sich der sozialistischen Resolution an. Noch war aber von den Politikern sämtlicher deutschen Parteien keineswegs der Gedanke der Zusammengehörigkeit der habsburgischen Völker über Bord geworfen worden.

Am 12. Oktober empfing der Kaiser Karl eine bunte Reihe österreichischer Abgeordneten und Herrenhausmitglieder aller Schattierungen; unter ihnen Staniek (eben jenen Staniek, der wenige Tage zuvor die tschechischen Legionäre als Helden verherrlicht hatte), Tusar und den Südslawen Koroschec. Der Eindruck, den der Monarch aus seinen Gesprächen mit den Volksvertretern empfing, soll ein niederschmetternder gewesen sein.

Die Kurstadt Baden erlebte mit diesem Empfang ihren letzten großen Tag.

Am 17. Oktober erschien das „Manifest". Es war eine Woche lang daran herumgebraut worden, und es hatte ursprünglich einen wesentlich besseren Text. Die Kundgebung, als deren Hauptverfasser der bei der Quartiermeisterabteilung des Armeeoberkommandos eingeteilte Sektionschef Baron Eichhoff galt, sagte ursprünglich klipp und klar, daß Österreich (d. h. Zisleithanien) in folgende Staatsgebiete zerfallen werde: Deutschösterreich mit den deutschen Sudetengebieten, Tschechien, die Ukraine, Südslawien (aber nur soweit Österreich in Betracht kam, also ohne Kroatien und Bosnien), ferner als selbständige Verwaltungsgebiete noch die Bukowina und der freie Reichshafen Triest. West- und Mittelgalizien sollten sich, soweit sie von Polen bewohnt waren, mit dem „unabhängigen polnischen Staate" vereinigen dürfen. Alle anderen, eben aufgezählten staatlichen Individualitäten, hätten sich zu einem Bundesstaat Österreich zusammenzuschließen.

Dieser ins einzelne gehende Entwurf erblickte am 17. Oktober in einer sehr verallgemeinerten Form das Licht einer schon sehr trüben Welt. Es hieß da nur: „Ich bin entschlossen, dieses Werk (den Ausbau des Reiches) unter freier Mitwirkung meiner Völker im Geiste jener Grundsätze durchzuführen, die sich die verbündeten Monarchen in ihrem Friedensangebote zu eigen gemacht haben. Österreich soll, dem Willen seiner Völker gemäß, zu einem Bundesstaate werden, in dem jeder Volksstamm auf seinem Siedlungsgebiete sein eigenes staatliches Gemeinwesen bildet. Der Vereinigung der polnischen Gebiete Österreichs mit dem unabhängigen polnischen Staate wird hierdurch in keiner Weise vorgegriffen. Die Stadt Triest samt ihrem Gebiete erhält, den Wünschen ihrer Bevölkerung entsprechend, eine Sonderstellung."

Des weiteren sagte die Kundgebung, daß durch diese Neugestaltung „die Integrität der ungarischen Krone in keiner Weise berührt werde".

So viel man mir erzählte, ist das Armeeoberkommando vor der Ausgabe des Manifestes über seine Meinung befragt worden. Arz war an sich nicht sehr entzückt und beanstandete besonders zweierlei: einmal, daß die Südslawen in keiner Weise befriedigt sein würden, und zum anderen, daß sich bei Ausgabe des Manifestes die polnischen Regimenter mit Recht fragen konnten, wozu sie noch in der Front der k. u. k. Feldarmee stünden.

Das Manifest wurde später und wird noch heute von vielen Seiten als die eigentliche Ursache des Zerfalles der Monarchie angesehen.

Das Übelste an ihm war weniger sein positiver Inhalt als das, was es *verschwieg*. Sowohl die Südslawen, als die Nationalitäten Ungarns, vor allem die Rumänen, mußten sich sagen, daß sie von der Monarchie nichts mehr zu erwarten hätten. Die Rücksicht auf die „ungarische Integrität" und die staatsrechtliche Ideologie der Magyaren war so stark,

daß sie sich selbst in dieser Stunde jeder noch so drängenden Entwicklung erfolgreich in den Weg zu stellen wußte; die Ausschaltung Ungarns war meiner Anschauung nach der schwerwiegendste Fehler, den es aufwies. Praktisch konnte es die ohnehin verlorene Lage nur noch verschlechtern.

Der Dolch, der dem Donaureich den Herzstoß geben sollte, war in der Hand Wilsons bereits gezückt. Am 19. spät abends traf auf dem Ballplatz die Antwort Lansings auf das Angebot vom 5. Oktober bei der österreichisch-ungarischen Regierung ein. Sie lautete für jeden, der nüchtern lesen konnte, vernichtend, da sie in aller Form zwei neue, der Entente „assoziierte" Staaten aus dem zuckenden, blutleeren Körper des Habsburgerreiches herausschnitt: Tschecho-Slowakien und Jugoslawien. Nordamerika hätte, erinnerte Lansing, anerkannt, daß der Kriegszustand zwischen den Tschecho-Slowaken und den Deutschen sowie dem österreichisch-ungarischen Reiche bestehe, und daß der tschecho-slowakische Nationalrat (Masaryk-Benesch) eine kriegführende Regierung sei, welche die militärischen und politischen Angelegenheiten der Tschecho-Slowaken autoritativ leite. Auch habe Amerika „in der weitestgehenden Weise die Gerechtigkeit der nationalen Freiheitsbestrebungen der Jugoslawen anerkannt". Die „Autonomie" der österreichischen Völker allein genüge nicht mehr.

Masaryk, Benesch und Trumbitsch hatten in Paris und Washington ganze Arbeit geleistet.

Die Antwort Wilsons traf das amtliche Österreich in einem Zustand vollster Hilfslosigkeit, Ungarn aber in einem nationalen Paroxysmus, der in der Geschichte der Völker nicht oft seinesgleichen finden wird.

Für die magyarische Politik galt es seit den Tagen des „großen" Andrassy als unumstößliches Axiom, daß jede föderalistische Umgestaltung Österreichs ganz von selbst die Rückkehr Ungarns zur reinen Personalunion zur Folge haben müßte. Auch jetzt fanden sich alle Parteien des ungarischen Parlaments sehr rasch auf diesem Boden zusammen. In erster Linie war es Tisza — noch gestern der beredte Verteidiger des 67er Ausgleiches —, der das Wort „Personalunion" in die Welt hinausposaunte. Weckerle folgte ihm auf dem Fuße. Alles, was sich in jenen Tagen in Ungarn begab, muß ich ins Gebiet der Kriegspsychose rechnen. Es war grotesk, wie sich vom Ministerpräsidenten abwärts bis zum schlichtesten Bauersmann jeder Magyare vortäuschte, nunmehr, wo Ungarn sich von Österreich losgesagt und seine Selbständigkeit errungen hätte, könnte dem ungarischen Reiche nichts mehr geschehen; die feindlichen Armeen müßten vor den rotweißgrünen Grenzpfählen wie festgebannt haltmachen; die feindlichen Staatsmänner wären nicht in der Lage, dem tausendjährigen Reich der Stephanskrone etwas anzuhaben; selbst Wilsons nationale Autonomie könnte auf die „staatrechtliche" ungarische Nation keinerlei An-

wendung finden. Die südslawische Frage behandelte Weckerle noch Mitte Oktober in dem Sinne, daß Dalmatien mit dem unabänderlich zu Ungarn gehörenden Kroatien „wieder" vereinigt werden könnte, während es Bosnien freistände, sich entweder an Kroatien oder direkt an Ungarn anzuschließen*).

Wir hatten beim Armeeoberkommando zahlreiche Offiziere magyarischer Nation. Ich konnte bei jedem einzelnen dieser — im übrigen außerordentlich charmanten Herren die Ausstrahlung der in Ungarn damals herrschenden pathologischen Besessenheit beobachten. Sie sahen alle auf die Österreicher geradezu mitleidigen Auges herab mit der Ruhe eines Mannes, dem inmitten allgemeiner Bedrängnis nichts geschehen kann.

Daß der Kaiser den ungarischen Anstürmen nicht zu widerstehen vermochte, habe ich schon bei Besprechung des Manifestes gezeigt. In seiner näheren Umgebung hatte man längst aufgehört, andere als rein dynastische Politik zu treiben. Das Reich krachte in allen Fugen. Ungarn bot Mitte Oktober zum wenigsten für den oberflächlichen Beschauer noch das Bild einer gewissen Geschlossenheit. Man war der Anschauung, daß, wenn irgendeine Krone, so die des heiligen Stephan für Habsburg gerettet werden konnte. Auch Arz konnte man sagen hören, daß Ungarn das einzige sichere Refugium der Dynastie wäre.

Kaiser Karl willigte daher in alles ein, was die Ungarn von ihm verlangten, in erster Linie in die ungesäumte Schaffung der selbständigen ungarischen Nationalarmee, die vor allem berufen wäre, die Integrität Ungarns zu verteidigen. Was das für die ungarischen Politiker hieß, wurde vor der Welt nicht allzulange verborgen gehalten. Karolyi warf den furchtbaren Ruf in die Reihen der Volksvertretung, alle — Weckerle und Tisza — beteten ihn nach: „Die ungarischen Truppen haben aus Italien heimzukehren, ihre Aufgabe ist lediglich, die Grenzen des Königreiches zu verteidigen!"

Nicht nur das Manifest, das zudem von vielen Kommandanten gar nicht an die Truppen weitergegeben wurde, nicht slawische Untreue haben

*) Dalmatien gehörte bis zum Zusammenbruch tatsächlich zu Österreich. Nach ungarischem Staatsrecht bestand aber dieser Besitz nicht zu Recht, da Dalmatien einmal in urdenklichen Zeiten zur ungarischen Krone gehört habe. Der kroatische Landtag hieß nach wie vor kroatisch-slawonisch-dalmatinischer Landtag. — Bosnien und die Herzegowina befanden sich seit 1908 zu den beiden Staaten der Monarchie im Verhältnisse eines „Reichslandes". Ungarn erhob aber, da der ungarische König in seinem Titel u. a. die Würde eines Königs von Rama führte, auch auf diese Gebiete Anspruch. Übrigens war der ungarische Herrscher in gleicher Weise wie König von Rama auch König von Bulgarien. Zar Ferdinand von Bulgarien genoß bei der Krönungsfeierlichkeit das Vergnügen, unter den Fahnen, die dem Träger der Stephanskrone vorausgetragen wurden, auch die seines Reiches zu erblicken.

die erste Bresche in die italienische Front unseres Bundesgenossen geschlagen, sondern die plötzlich in das Fahrwasser Karolyis geschleuderten Magyaren. Schon um den 20. Oktober meuterten die ersten magyarischen Truppen in der Val Sugana und hinter der Front der Heeresgruppe Boroevic. Erzherzog Joseph, vom Kaiser zum Feldmarschall und Höchstkommandierenden der „ungarischen" Armee ernannt, mußte seine Abreise aus Bozen verschieben und zu den meuternden Regimentern eilen, um sie zu ihrer Pflicht zurückzurufen, wurde aber durch Handgranaten verhindert, den Mannschaften überhaupt nahezukommen.

Das Armeeoberkommando erteilte die Weisung, alle irgendwie entbehrlichen ungarischen Divisionen aus Italien an die untere Donau zu verschieben.

Es war keine besonders glückliche Idee, gerade in jenen stürmischen Tagen den Kaiser zu einem Besuche in Budapest zu veranlassen. Diese Reise war aber schon lange geplant und hing, wie ich aus sicherer Quelle weiß, eigentlich mit einer Budgetfrage zusammen. Die kaiserliche Zivilliste erwies sich seit Jahresfrist wegen der großen Teuerung als unzureichend. Die Hofbeamten- und Hofdienerschaft stand in der Bezahlung schon beträchtlich hinter den Staatsangestellten zurück. Aus diesem Grunde wurden seit dem Sommer Verhandlungen wegen einer Erhöhung der Zivilliste gepflogen. Die österreichischen Ministerpräsidenten Seidler und Hussarek waren der Anschauung, daß die Sache in Österreich auf keine besonderen Schwierigkeiten stoßen würde. Auch Weckerle glaubte, das Abgeordnetenhaus geneigt zu finden, schlug aber doch vor, der Kaiser möchte zuerst auf einige Zeit nach Budapest kommen. Seit Mitte September war sozusagen die Lokomotive geheizt, die den Monarchen nach Ungarn bringen sollte; die Verhältnisse machten es aber erst jetzt, um den 20. Oktober, möglich, den Reiseplan zu verwirklichen.

In Deutschösterreich betrachtete man die Reise des Kaisers mit sehr bitteren Gefühlen und erblickte in ihr eine Flucht. Vergeblich wurde eine amtliche Mitteilung ausgegeben, die den ungünstigen Eindruck verwischen sollte.

Am 23. Oktober wohnten der Kaiser und seine Gemahlin der Eröffnung der Debrecziner Universität bei. Noch war alles eitel Jubel. Das Herrscherpaar fühlte sich nirgends geborgener als inmitten des magyarischen Volkes. Aber schon tags darauf, während die kaiserliche Familie in Gödöllö einzog, gab es im ungarischen Parlament Sturmzeichen, deren Urheber kaum zu verkennen war: Karolyi! Während gerade wegen des „Gott erhalte", das in Debreczin vor dem Kaiser von einer Militärmusik gespielt worden war, eine „Debatte" geführt wurde, traf die Nachricht von einer Soldatenrevolte in Fiume ein. Mit anerkennenswertem Geschick gelang es

den „Achtundvierzigern", in einer kurzen Wechselrede den Ministerpräsidenten Weckerle zu Fall zu bringen. Budapest wurde der Schauplatz gewaltiger Volksbewegungen, als deren Mittelpunkt Karolyi immer deutlicher in die Erscheinung trat. Am 25. bildete sich unter seiner Leitung ein ungarischer Nationalrat, der im Handumdrehen alle Gewalt an sich riß. In vielerlei Kundgebungen trat klar zutage, daß das „neue" Ungarn seinen Weg zum Frieden unbekümmert um Österreich und die Bundesgenossen allein zu gehen entschlossen war.

Der böse Geist war Karolyi. Die Behörden hatten schon zu Anfang 1918 von seinen Verschwörungen gewußt, die auf völligen Umsturz abzielten. Auch das Armeeoberkommando hatte Kenntnis davon, war aber nicht stark genug, energische Maßnahmen durchzusetzen. Ebensowenig konnte der ungarische Landesverteidigungsminister General v. Szurmay für solche gewonnen werden. Die Listen der Verschwörer, die damals der Regierung vorlagen, enthielten fast alle Namen, die zwischen November 1918 und Juli 1919 in Ungarn eine Rolle gespielt haben, und denen die Nation für alle Zeit fluchen wird.

Der Kaiser, dessen Gefolge in der Ofener Hofburg Augenzeuge eines großen Radaus wurde, bemühte sich, die Ereignisse noch in letzter Stunde in das Strombett geordneter Entwicklung zu lenken. Er bestellte den Erzherzog Joseph zum Homo regius, der denn auch unter nicht geringen Mühen ein Ministerium Hadik zu bilden vermochte. Der Monarch, der es vorzog, wieder nach Wien zurückzukehren, drückte bei seiner Abreise dem Grafen Hadik die Hand: „Ich werde Ihnen den Dienst, den Sie mir und dem Vaterlande erwiesen haben, nie vergessen."

Als er am 27. früh in Wien ausstieg, verließ mit ihm gleichzeitig Michael Karolyi den Hofzug. Am 31. berichtete das ungarische Korrespondenzbureau, daß „der König den Grafen Michael Karolyi zum Ministerpräsidenten ernannt und ihm die gesamte bürgerliche und militärische Gewalt zur Verfügung gestellt habe, um im Lande die Ordnung wiederherzustellen". Am selben Tage wurde Graf Stephan Tisza durch Soldaten des Karolyischen Anhanges ermordet . . . .!

Ich bin mit meiner Schilderung der ungarischen Verhältnisse etwas vorausgeeilt. Auch in Österreich hatten sich unterdessen wichtige Dinge ereignet. Am 21. Oktober war zu Wien im niederösterreichischen Ständehaus in der Herrengasse zum erstenmal die provisorische Nationalversammlung Deutschösterreichs zusammengetreten. Sie bildete — wie nicht zu bezweifeln war — einen bedeutsamen Augenblick in der deutschen Geschichte. Wohl standen die deutschen Volksvertreter Österreichs — von den Sozialdemokraten bis zu den Christlichsozialen konservativster Färbung — noch immer treu zur Donaumonarchie; sie erklärten sich durchweg gern bereit, mit

den Nationalstaaten, die sich auf dem Boden der Monarchie bildeten, in eine neue staatliche Gemeinsamkeit zu treten, zwischen durch klang freilich bei allen Parteierklärungen die Sehnsucht nach der Vereinigung Deutschösterreichs mit der großen Mutter Deutschland. Diese Hoffnung war in jenen Stunden tiefster Verzweiflung der einzige Trost, an dem sich das, wie kein anderer Stamm des Reiches ausgeblutete, deutschösterreichische Volk aufzurichten vermochte.

Am 24. Oktober, dem Jahrestag von Karfreit und Tolmein, begann im Südwesten die letzte große Schlacht. Das Armeeoberkommando hatte ihr mit großer Besorgnis entgegengesehen. Selten trat in der Weltgeschichte an ein großes Heer eine schwerere Feuerprobe heran als dieser letzte Kampf. Materiell litt die k. u. k. Armee schon seit Jahren größten Mangel. Wohl hatte sich seit der Piaveschlacht die Verpflegungslage etwas gebessert, dagegen erzählten alle, die den Zusammenbruch im Südwesten miterlebt haben, von dem erschütternden Bild, das der österreichische und ungarische Soldat mit seiner Bekleidung, Ausrüstung und seinem herabgekommenen körperlichen Zustand im Vergleich zu den gefangenen Engländern, Franzosen und Italienern bot.

Daß eine physisch so hart hergenommene Truppe zerstörenden moralischen Einflüssen leichter nachgibt als eine wohlgenährte, gut gekleidete — ist klar. Ein Gebot der Gerechtigkeit fordert, festzustellen, daß es überhaupt ein Wunder war, wenn die k. u. k. Wehrmacht jenen Einflüssen nicht noch mehr erlegen war, als dies wirklich geschehen ist.

Der Ansturm auf den moralischen Gehalt der Regimenter war mit zunehmender Kriegsdauer immer größer und seit der Piaveschlacht besonders mächtig geworden. Von Feindesseite her ließ man alle Minen der Verführung spielen, tschecho-slowakische und südslawische Legionäre tauchten in den feindlichen Schützengräben gegenüber ihren Landsleuten auf, heimatliche Weisen, im eigenen Heere kaum mehr gehört, klangen von dort herüber, ungezählte Flugschriften senkten Gift in die Herzen der k. u. k. Soldaten, aber der entscheidende Schlag erfolgte — wie im deutschen Heere — von hinten. Der allmähliche Zerfall des Reiches konnte auf die Front nicht ohne tiefgehende Rückwirkung bleiben.

Dabei häuften sich von Stunde zu Stunde die Anzeichen, daß der in zwölf blutigen Isonzoschlachten geschlagene Feind die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen würde, nun doch noch gegenüber einer Armee ohne Vaterland billige Lorbeeren zu erringen. Das Armeeoberkommando ließ kein Mittel unversucht, dem Heere diese letzte Belastung zu ersparen. So viel ich mich erinnere, wurde sogar die Intervention des Papstes angerufen. Es gab unter den maßgebenden Persönlichkeiten kaum eine, die nicht das Ärgste fürchtete: völligen Zerfall des Heeres auf den ersten An-

stoß, Überschwemmung Deutschösterreichs durch plündernde bewaffnete Horden, volle Anarchie.

Generalstabsoffiziere fuhren in die Hauptstädte der künftigen Nationalstaaten, nach Prag, Krakau, Laibach, Agram, um den führenden Politikern das Furchtbare der militärischen Lage darzustellen und sie zu einer, lediglich den Interessen aller dienenden Mitarbeit aufzufordern. Der Bescheid, den sie brachten, hatte nur platonischen Wert.

So erwartete man am 24. mit Zittern und Beben die ersten Meldungen über den Verlauf der Schlacht. Die Angriffe des Feindes richteten sich zunächst gegen die Stellungen in den Sieben Gemeinden und zwischen Brenta und Piave. Zum letztenmal trat die k. u. k. Armee zum Kampfe an. Die ersten Nachrichten berührten wie ein Wunder. Gelang es bei Asiago gleich zu Beginn die Teilangriffe des Feindes abzuschlagen, so legten im Asolone- und Grappagebiet zwischen dem 24. und 27. Oktober die Truppen unserer Verbündeten noch Proben einer Leistungsfähigkeit ab, die in ihrer Größe und unter Berücksichtigung alles dessen, was sich hinter der Front und sonst in der Welt begab, nicht anders als ergreifend genannt zu werden verdienen. Erst als es am 27. bei Vittorio den von englischen Schrittmachern geführten feindlichen Korps gelang, den Piaveübergang zu erzwingen und in eine durch ungarische Truppen geöffnete Lücke durchzustoßen, wandte sich das Blatt, und die Lawine des Unglücks kam ins Rollen.

Ich verlebte diese Tage in Berlin, wohin ich zur Berichterstattung zum Kaiser und zu Hindenburg gerufen worden war. Am 28. Oktober betrat ich das Generalstabsgebäude in der Moltkestraße. Die erste Nachricht, die mir ward, war die vom Rücktritt Ludendorffs. Hindenburg rief mich in sein Zimmer und erzählte mir den ganzen Hergang. Der greise Feldmarschall war tief erschüttert. Auch er hatte seine Demission unterbreitet, aber vom Kaiser als oberstem Kriegsherrn den Befehl erhalten, zu bleiben.

Den nächsten Tag wurde ich zum Kaiser nach Potsdam befohlen. Er ging wohl anderthalb Stunden mit mir im Park von Sanssouci spazieren und ließ sich über die österreichischen Verhältnisse genauen Vortrag halten. Es gehörte keine besondere Sehergabe dazu, dem Kaiser zu melden, daß die Donaumonarchie so gut wie erledigt wäre.

Der allerhöchste Herr kam dann auch darauf zu sprechen, daß er von vielen Seiten gedrängt würde, abzudanken. Er erklärte, fest entschlossen zu sein, dies nicht zu tun, da sonst — wie er sich ausdrückte — die Armee zerfiele.

Der oberste Kriegsherr entließ mich mit den gnädigsten Worten. Er kehrte am Abend nach Spa zurück, um den Boden seines Reiches nicht wieder zu betreten. Ich habe ihn damals zum letztenmal gesehen. —

Während meines Berliner Aufenthaltes hatten sich in Österreich Dinge von entscheidender Bedeutung vollzogen. Am 24. Oktober gab

Minister des Äußeren Graf Burian seine Demission. An seine Stelle trat Julius Graf Andrassy, der Sohn des Mitbegründers des mitteleuropäischen Bündnisses. Er hatte die Mission übernommen, die Unterwerfung Österreich-Ungarns unter die Entente zu besiegeln. Da von Haus aus geplant war, den Unterwerfungswillen durch eine offizielle Absage an das deutsche Bündnis zu unterstreichen, schied Burian, der wohl ein Doktrinär, aber ein ehrlicher Freund Deutschlands gewesen ist, aus seinem Amte.

Nicht weniger symptomatisch als die Ernennung Andrassys war die von Lammasch zum österreichischen Ministerpräsidenten, die sich am 27. Oktober vollzog. Dr. Heinrich Lammasch, einer der bedeutsamsten Völkerrechtslehrer der Gegenwart, war in den letzten Kriegsjahren durch seinen Pazifismus und seinen Glauben an Wilson stark hervorgetreten. Besonderes Aufsehen hatte in dieser Hinsicht eine Kontroverse erregt, zu der es Anfang 1918 im Herrenhause zwischen ihm und dem Fürsten Schönburg kam, und die der Kaiser dem Fürsten sehr verübelte.

Die Berufung des Professors Lammasch tat die Abkehr Österreichs vom „deutschen Militarismus" aller Welt kund.

Daß das Donaureich am Ende seiner Kräfte angelangt war, konnte keinem Zweifel unterliegen. Man machte mir gegenüber auch kaum mehr ein Hehl daraus, daß Österreich jedes Mittel ergreifen müßte, um zu einem möglichst raschen Frieden zu gelangen und noch in letzter Stunde zu retten, was irgendwie zu retten war; es läge hier eine vis major vor, deren Druck sich niemand entziehen könnte.

Unter den Verhältnissen, die damals für die Wiener Regierung bestanden, wäre für eine machiavellistische oder materialistische Geschichtsauffassung sogar ein offener Treubruch entschuldbar gewesen, wenn er den angestrebten Erfolg gehabt hätte: die Rettung des Staates vor völligem Untergang. Der Verrat aber, den in jenen Tagen Andrassy am Bündnis übte, darf auch auf eine solche Entschuldigung keinen Anspruch erheben, denn er trug für jeden politisch denkenden Menschen von Haus aus den Stempel der Erfolglosigkeit an sich; er konnte nicht mehr den geringsten Nutzen bringen, dafür aber — wie man ebenso voraussehen mußte — unabsehbaren Schaden.

Am Sonntag, den 27. früh, rief mich Major Fleck aus Baden an den Fernsprecher und teilte mir mit, daß auf dem Ballplatz eine Note an Wilson vorbereitet würde, in der sich die Donaumonarchie in aller Form von Deutschland lossagte. Die Mitteilung stammte von dem k. u. k. Generalstabsmajor v. Glaise, dessen außerordentlich zutreffende Beurteilung der innerpolitischen Verhältnisse seines Heimatlandes mir schon oft hervorragend gute Dienste geleistet hatte. Als überzeugter Anhänger des Bündnisses mit Deutschland sah er keinen anderen Ausweg, das drohende Unheil

abzuwenden als die Benachrichtigung der deutschen Militärmission; seine vertrauensvolle Zusammenarbeit mit Major Fleck und mir hatte sich verschiedentlich bewährt.

Fleck hatte die Mitteilungen des Majors v. Glaise sofort an den deutschen Botschafter in Wien weitergegeben. Ich persönlich sprach umgehend beim Auswärtigen Amt in Berlin vor, das den Botschafter mit entsprechenden Weisungen versah. Graf Wedel begab sich daraufhin zu Andrassy und erhielt die beruhigende Auskunft, daß in der geplanten Note nichts enthalten wäre, wodurch Deutschland sich betroffen fühlen könnte. Es wurde ihm der Entwurf zu einer Note vorgelegt, die zwar einen selbständigen Friedensschritt darstellte, aber die Trennung von Deutschland nicht erkennen ließ*).

Fleck war auch zum Generalstabschef gegangen; Arz erklärte, von einer Note an Wilson überhaupt nichts zu wissen. Auf die Bitte, allen seinen Einfluß aufzubieten, um eine Absage an Deutschland zu verhindern, antwortete er ziemlich scharf, man möchte Österreich nicht mit Bulgarien verwechseln; in Wien gäbe es keinen König Ferdinand. Im übrigen sagte er seine bedingungslose Unterstützung zu und versicherte, daß der Weg zu einem Sonderfrieden mit seinem Wissen nicht betreten werden würde.

Sonach schien es — am Abend des 27. —, als hätte Major v. Glaise übereilt gewarnt. Und doch hatte er recht! Am 28. früh stand die Note mit der Absage an das Bündnis in den Zeitungen. Andrassy hatte den deutschen Botschafter mit halben Wahrheiten abgespeist und ihm von der endgültigen Fassung der Note keine Mitteilung mehr gemacht*). Arz hatte — wie er mir später erklärte — erst am 27. spät abends durch einen Anruf des Kaisers von der Note erfahren und ihren genauen Inhalt beim Ministerium des Äußeren erfragt. Nachdrücklicher kann ein Generalstabschef im Weltkriege kaum übergangen werden! Arz äußerte Einwände wegen des Inhaltes der Note, die nach seiner Ansicht zu einem Bruch mit Deutschland führen mußte, zu Waldstätten und dem Vertreter des Ministeriums des Äußeren beim A. O. K., Grafen Trautmannsdorf; beide teilten seine Bedenken nicht, und Arz beruhigte sich dabei. Er hat seine Haltung an diesem 27. uns deutschen Offizieren gegenüber in seiner anständigen Gesinnung äußerst peinlich empfunden und wiederholt Gelegenheit genommen, uns zu versichern, daß er auf den Inhalt der Note nicht den geringsten Einfluß hätte ausüben können.

Die berüchtigte Stelle der Note lautete: Die Wiener Regierung sei bereit, in Verhandlungen über den Frieden einzutreten, „ohne das Ergebnis anderer Verhandlungen abzuwarten". In österreichischen Kreisen versuchte man später diesen Passus dadurch zu entschuldigen, daß man

*) Graf Andrassy sagte später selbst: „Ich wollte meine Absicht dem Botschafter Grafen Wedel nicht mitteilen. Ich fürchtete, daß er seinen Einfluß sofort zur Organisierung energischer Proteste gebrauchen würde."

sagte: Sonderverhandlungen seien noch kein Sonderfriede. Die große Öffentlichkeit fand für diese Auffassung wenig Verständnis. Die Kundgebung Andrassys wurde allgemein als offener Verrat am Bündnis betrachtet, der vermutlich in der Hoffnung begangen wurde, noch in letzter Stunde vor den Augen Wilsons Gnade zu finden und einem selbständigen Friedensschritt Ungarns zuvorzukommen. Man hat sich darin gewaltig verrechnet. Das schmähliche, fast liebevolle Betonen eines Treubruches hat Österreichs Untergang nicht um eine Stunde verzögert.

Die Tschechen begingen am selben Tage, an dem die Note Andrassys verlautbart wurde, das Wiegenfest ihrer Befreiung, Kroaten und Slowenen folgten zwei Tage später diesem Beispiele, ebenso war in Ungarn die Republik nur mehr eine Frage von Stunden.

Andrassys unglücklicher Schritt beschleunigte auch in Deutschösterreich, dem Stammlande der Habsburger, deren Ende. Arz erzählte mir später, wie ungeheuer aufgeregt er am 29. abends die deutschösterreichischen Abgeordneten aller Parteien ob des Bruches mit Deutschland antraf. Wohl gelang es in der Sitzung der Nationalversammlung vom 30. Oktober noch, die Frage der Staatsform offen zu lassen, aber vor dem Landhause, in welchem die Sitzung stattfand, sammelten sich zur selben Zeit Tausende von Menschen, und es erscholl zum erstenmal in Wien der Ruf: „Es lebe die Republik Deutschösterreich!"

Die, welche hierbei den Ton angaben, waren nicht Sozialdemokraten, sondern von ihren Führern zusammengetrommelte deutschnationale Bürger und Studenten. Und die Pfuirufe, die bald nachher vom Ballplatze her zu Andrassy heraufdrangen, zeigten die Zusammenhänge in ihrer ganzen Tragik. Andrassys ganz zwecklose, verräterische Geste hatte den entscheidenden Anstoß zum Sturze des habsburgischen Thrones gegeben*).

Der Kaiser war sich inmitten der vielen Eindrücke, die auf ihn einstürmten, der Folgen seiner Politik wohl nur teilweise bewußt. Als in diesen Tagen Major Fleck bei einer Audienz fragte, wie sich Österreich zu verhalten gedächte, falls die Entente freien Durchmarsch durch Tirol in den Rücken Deutschlands verlangen würde, da war der junge Fürst aufs höchste betroffen und bestritt die Möglichkeit einer derartigen Forderung. Er ließ an den Deutschen Kaiser ein Telegramm abgehen, das einer gewissen, rührenden Naivität nicht entbehrte. Es hieß darin, daß er sich in diesem Fall an die Spitze seiner deutschen Regimenter stellen würde, um den Feind mit dem Schwerte aufzuhalten; mit den Truppen anderer Nationalität wäre leider nicht mehr zu rechnen!

*) Ich möchte damit nicht sagen, daß dieser Thron ohne Andrassys Note den Stürmen der Zeit widerstanden hätte. Aber Andrassys Tat hat die Dynastie auch im Herzen breiter Volksschichten entwurzelt, die ihr sicher waren.

Ähnlich sprach sich der Kaiser auch mir gegenüber aus, als ich knapp nach meiner Rückkehr aus Berlin zum letztenmal am 2. November vor ihm in Schönbrunn erschien. Er bat mich noch, ich möge bei der deutschen O. H. L. anfragen, welche Linie in der Alpenzone in den Waffenstillstandsbedingungen als Widerstandslinie zu sichern sei. Ich meinte, für die Erfüllbarkeit des Wunsches mit beträchtlichen Zweifeln im Herzen: der Brenner.

Selbstverständlich lag dergleichen zu bestimmen nicht mehr in der Machtvollkommenheit des Kaisers oder des Armeeoberkommandos. Denn die Armee befand sich im Zustande voller Auflösung. Wohl gelang es, eine Reihe von Verbänden geordnet zurückzuführen, es war aber ein schlimmes Zeichen, daß sich sogar deutschösterreichische Kerntruppen geweigert hatten, in die Front einzurücken.

Die Kriegsmarine wurde, da man sie nicht den Italienern ausliefern wollte, den Jugoslawen übergeben. Auch das geschah in der denkbar unglücklichsten Form, so daß habsburgfeindliche Zeitungen von einem Dank des Hauses Österreichs schreiben konnten.

Die Italiener waren nicht die Leute, den Österreichern ihre Lage durch Entgegenkommen in der Waffenstillstandsfrage zu erleichtern. Sie schlürften aus dem Siegesbecher, den ihnen das Schicksal so unvermutet gereicht hatte, in vollen Zügen und machten der vom General v. Weber geführten Waffenstillstandskommission die größten Schwierigkeiten, bis zur italienischen Heeresleitung vorzudringen.

Die Waffenstillstandsbedingungen, die Italien auferlegte, waren unerhört; sie bedeuteten, streng genommen, volle Kapitulation. Der erste Entwurf traf Samstag, den 2. November vormittags, in Baden ein und wurde sofort nach Schönbrunn weitergegeben, wo der Kaiser seit seiner Rückkehr aus Budapest residierte und auch Baron Arz sich aufhielt. Da von den italienischen Waffenstillstandsbedingungen, wenn man sie annahm, in erster Linie deutschösterreichisches Staatsgebiet schwer betroffen war, wollte der Kaiser nicht abschließen, ehe er den Staatsrat befragt hatte. Dieser zeigte nicht übermäßig viel Neigung, die Verantwortung mit dem Kaiser zu teilen. Als er nachmittags vor dem Monarchen erschien, lehnte er jede Äußerung mit der Begründung ab, daß er den Krieg nicht begonnen, daher mit ihm nichts zu tun habe.

Der Kaiser berief nun mit dem Ministerium Lammasch einen Kronrat ein, der sich natürlich für die Annahme der Bedingungen, wie sie waren, entschied; es gab eben keinen anderen Ausweg.

Die Versuche, auch den Staatsrat zu einer ähnlichen Äußerung zu bewegen, dauerten noch bis zum nächsten Vormittag an. Der Chef des Generalstabes konferierte zu wiederholten Malen mit dem Präsidenten Seitz und mit Otto Bauer. Das größte Zugeständnis, welches erreicht

werden konnte, war das, daß der Staatsrat die Bedingungen zur Kenntnis nahm.

Inzwischen hatte der Zerfall der Armee erschreckende Fortschritte gemacht, wozu insbesondere die Regierung Karolyis das ihrige beitrug. Der ungarische Kriegsminister Oberst Bela Linder, der sich mit dem Rufe einführte, er wolle keine Soldaten mehr sehen, hatte schon am 2. früh mit Umgehung des Armeeoberkommandos an die Heeresgruppenkommandos den Befehl erlassen, daß die ungarischen Regimenter sofort die Waffen niederzulegen und in die Heimat zurückzukehren hätten. Vergeblich versuchten Arz und Waldstätten, diesen unglaublichen Eingriff in die Rechte der obersten Leitung rückgängig zu machen. Nach einigen heftigen telephonischen Auseinandersetzungen mußte dem Begehren der Ungarn schließlich doch stattgegeben werden.

Die furchtbare Lage an der Front verursachte naturgemäß, daß die höheren Befehlsstellen immer ungestümer auf den Abschluß des Waffenstillstandes hindrängten. In der Nacht zum 3. wurde denn auch bei gleichzeitiger Verständigung des Generals Weber der Befehl zum Einstellen der Feindseligkeiten an die Truppen ausgegeben.

Der Kaiser übertrug um 3 Uhr nachts in einem Handschreiben den Oberbefehl über die Wehrmacht dem Generaloberst v. Arz; einen Waffenstillstand zu unterzeichnen, dessen Bedingungen Deutschland im Rücken gefährdeten, dazu konnte er sich, wie er mir ausdrücklich versichert hatte, denn doch nicht entschließen. Arz lehnte nach kurzer Bedenkzeit ab; als Chef eines preußischen Regiments und getreu seiner bisher bekundeten Gesinnung weigerte er sich das zu tun, was der Kaiser selbst als Schande empfunden hatte. So wurde, auch schon im Interesse der Autorität, Feldmarschall Frhr. v. Köveß, der noch in Serbien weilte, zum Armeeoberkommando berufen, aber noch bevor er sein neues Amt übernehmen konnte, war der Waffenstillstandsvertrag angenommen.

Verschiedene Zufälle und Mißverständnisse haben bekanntlich dazu geführt, daß noch wenige Stunden vor dem tatsächlichen Eintritt der Waffenruhe Hunderttausende österreichischer und ungarischer Kämpfer in die Hände des „siegestrunkenen" Feindes fielen. Unter ihnen befanden sich alle Tiroler Regimenter, Kaiserjäger und Kaiserschützen, Truppen ruhmvollster Tradition.

Die Auflösung der Wehrmacht ging auch am Armeeoberkommando nicht spurlos vorüber. In Vöslau ließ sich der Chef der Quartiermeisterabteilung von einem plötzlich auftauchenden „Soldatenrat" völlig überrumpeln. Mehrere hundert Offiziere kapitulierten vor den neuen Tyrannen. Die Abteilung löste sich auf; ihre wichtigsten Funktionäre übersiedelten nach Baden.

Auch hier sah es nicht besser aus. Der Kommandant des Hauptquartiers, General v. Paic, der einstmalige Generalstabschef des Erzherzogs Joseph Ferdinand, verlor die Nerven. Soldatenräte griffen überall in die Zügel, die Wachtruppen, Ordonnanzen und Burschen liefen fort, das Wachbataillon Egerländer verlangte stürmisch seine Heimbeförderung, ein Wunsch, der ihm wohl oder übel erfüllt werden mußte, und auch von den Telephonisten und den Telegraphisten blieb nur eine ganz kleine Schar Getreuer übrig. Das Fernsprechnetz war in wenigen Stunden zum größten Teile ausgeschaltet. Nur die wichtigsten Linien konnten in Betrieb erhalten bleiben.

Die in den neuen Nationalstaaten bodenständigen Offiziere eilten, über ihre Zukunft besorgt, heimwärts. Die entbehrlichen Generalstabsoffiziere der Operationsabteilung wurden an die wichtigsten Eisenbahnkreuzungen der Etappe entsendet, um dort an der Entwirrung mitzuwirken. Die Bevölkerung von Baden nahm eine sehr unerfreuliche Haltung ein. Die Stadtgemeinde stürzte sich mit aller Hast auf die Vorräte der Offiziersmesse und schrieb den eigentlichen Besitzern jedes Gramm Brot vor. Der Chef des Generalstabes verfügte nicht mehr frei über sein Auto; auch dieses war beschlagnahmt.

Unter solchen Verhältnissen und angesichts der allgemeinen Gestaltung der Lage blieb dem Armeeoberkommando nicht anderes übrig, als mit einem Dutzend Referenten nach Wien zu übersiedeln. Alle anderen Offiziere wurden entlassen, ohne daß man ihnen sagte, wohin.

Am 5. November nachmittags fuhr auf dem Badener Josephplatz ein Sonderzug der elektrischen Straßenbahn vor, der die noch in Baden verbliebenen Offiziere des Armeeoberkommandos sang- und klanglos nach Wien beförderte. Es war für alle, die dies miterlebten, eine überaus bittere Stunde.

Auch die „deutsche Mission" übersiedelte nach Wien. Entsprechend meinem Nebenamt als Militärattaché, setzte ich meinen Dienst bei der deutschen Botschaft fort. Einer meiner ersten Besuche galt dem neuen deutschösterreichischen Staatsamt für Heerwesen. Ich müßte lügen, wollte ich sagen, daß es hier besonders zielbewußt und planmäßig zugegangen wäre. Das Bestreben, den Betrieb zu „demokratisieren" und zu „zivilisieren", bot unfachmännischem Dilettantismus manche Möglichkeit der Entfaltung.

Die ersten Tage in Wien brachten mir weiteren schwersten Herzenskummer. Die Abdankung des Kaisers Wilhelm, meines Königs und Herrn, traf mich — wie ich nicht näher auszuführen brauche — bis ins Innerste. Es schien mir unfaßbar, daß die Hohenzollern gestürzt und das Preußenkönigtum vernichtet sein konnten. Ich war aufs tiefste erschüttert,

wie jeder treue Offizier, dem nach Gott der König und das preußische Vaterland über alles gingen.

Das ist nun alles vorbei.

Ich blieb noch neun Monate in Österreich. Auch diese Spanne Zeit war sicherlich nicht ohne bemerkenswerte Erlebnisse. Aber wie hätte sie sich, was mich anbelangt, mit den ereignis- und arbeitsreichen vier Jahren vergleichen lassen, die vorangegangen waren.

Auf Wunsch des Feldmarschalls v. Hindenburg behielt ich die Vertretung der O. H. L. bzw. des deutschen Kriegsministeriums beim deutsch-österreichischen Staatsamt für Heerwesen bei; ich erlebte dann die Proklamation der Republik Deutschösterreich, erlebte, ohne persönlich dabei beteiligt zu sein, die Abreise des Kaisers Karl, des letzten Trägers der habsburgischen Krone aus Wien, aber meine Rolle war im wesentlichen ausgespielt.

So sah ich mich denn veranlaßt, um meine Verabschiedung zu bitten; die jüngste Vergangenheit enthielt ja auch so viel Trübes, daß ich mich innigst nach der Landeinsamkeit meiner schlesischen Heimat sehnte.

Am 6. Juli 1919 verließ ich Wien für immer. Der Zug führte mich noch einmal durch deutschösterreichisches Land, das in herrlicher Sommerpracht vor mir ausgebreitet lag. Es ging quer durch den Wiener Wald, über St. Pölten der Donau zu. Als wir bei Melk an den Strom kamen, bot sich uns, von der Nachmittagssonne beschienen, ein wundervolles Bild: auf steiler Felswand erhob sich das alte Stift, die Stirn gegen Westen gerichtet, umsäumt von den Waldbergen der Wachau. Drüben über dem Fluß blinkte aus tiefem Grün das Gemäuer der mächtigen Ruine Weißenstein, und gegen Abend hin, wo Pöchlarn liegt — das Bechelaren Rüdigers aus der Nibelungennot — leuchtete das Donautal in milder, unvergleichlicher Schönheit.

Mich überkam — Trost und Befreiung zugleich — der selige Gedanke uralter, unveräußerlicher, deutscher Boden!

Viel, unendlich viel hat durch den furchtbaren Ausgang des Krieges das deutsche Volk verloren. In Schutt und Trümmer liegt des alten Reiches Herrlichkeit. Aber ein Gewinn schien der unglücklichen Nation in dieser Zeit tiefster Erniedrigung doch zu werden:

Hier, dieses Land, so wundervoll in seiner gesegneten Sommerlichkeit, in seinem Reichtum an stolzer geschichtlicher Überlieferung — dieses Stück deutscher Erde rüstete zur Heimkehr nach Alldeutschland. Feindes Rachsucht wehrte ihm bisher den Weg, trotzdem muß die Stunde kommen, die die Erfüllung bringt.

Schlußwort.

Meine mehrjährige Tätigkeit als bevollmächtigter General der deutschen Obersten Heeresleitung beim k. u. k. Armeeoberkommando gibt meinen Erinnerungen ihre besondere Note und läßt Österreich-Ungarn stärker in den Vordergrund treten, als es in anderen Veröffentlichungen von deutscher Seite geschehen konnte. Ich hoffe, daß es mir dabei gelungen ist, Licht und Schatten den Tatsachen entsprechend zu verteilen.

Die Donaumonarchie befand sich im Sommer 1914 in einer Zwangslage: überließ sie den ewig unruhigen Balkan sich selbst, so hörte sie auf, Großmacht zu sein; wahrte sie ihre Stellung den großserbischen Wühlereien gegenüber, so stieß sie auf das ihr weit überlegene Rußland. Der Gefahr konnte sie nur dadurch entgehen, daß Deutschland das Zarenreich in Schach hielt. Als die Berliner Regierung ihre Unterstützung zusagte, glaubte man in Wien, die Hände gegen Serbien frei zu haben und die Austragung der Gegensätze örtlich beschränken zu können.

Es kam anders; das System der Bündnisse zog einen Staat nach dem anderen in den Konflikt hinein; Serbien wurde tatsächlich zum Ausgangspunkt für den europäischen Brand.

Daß Deutschland über den engsten Rahmen des Bündnisses hinaus treu zur Donaumonarchie stand, kann niemand tadeln; daß es seinem Verbündeten für die Lösung des serbischen Konfliktes plein pouvoir gab, hat sich bitter gerächt. Es trug ihm den Vorwurf ein, Österreich-Ungarn nur vorgeschoben und die politische Leitung in den schicksalsschweren Julitagen 1914 tatsächlich selbst ausgeübt zu haben. Alle gegenteiligen Veröffentlichungen und Beweise haben „Deutschlands Schuld" nicht zu entkräften vermocht, weil die Wahrheit den Siegern ihren, auf unsere Vernichtung gerichteten Plan zerstört. Außerordentlich befremdend muß es aber wirken, wenn der frühere Außenminister unseres Verbündeten, Graf Ottokar Czernin, in den einleitenden Betrachtungen zu seinen Erinnerungen „Im Weltkriege" sich mit halben Worten und halben Andeutungen der Beweisführung unserer Feinde anschließt.

Für einen Feldzug gegen Serbien reichte die Kraft der Donaumonarchie und ihrer Wehrmacht allenfalls aus, für den Krieg gegen die europäischen Großmächte nicht; sie war nicht nur militärisch unzureichend vorbereitet,

sondern im innersten Marke krank. Ich habe an verschiedenen Stellen auszuführen versucht, daß uns diese Tatsache mit ihren verhängnisvollen Rückwirkungen auf die Kriegführung erst allmählich klar zur Erkenntnis kam und auf österreichischer Seite wohl ein Hilfsbedürfnis in Tagen der Not zeitigte, aber leider niemals den rettenden Entschluß, die eigenen Mängel durch rückhaltlose Unterstellung unter das stärkere Deutschland auszugleichen. Auch als Front und Heimat fortschreitend an Widerstandskraft und damit an Widerstandswillen verloren, duldete das Prestige des alten Kaiserstaates an der Donau wohl die Hilfe, aber nie die Vorherrschaft des auf allen Gebieten überlegenen deutschen Bundesgenossen. Auf allen Schlachtfeldern floß deutsches Blut zu seiner Rettung, und immer wieder mußte Deutschland auch seiner wirtschaftlichen Not steuern helfen, — wirklich anerkannt wurde es nur von wenigen. Spätere Zeiten werden bewundernd die Riesenleistung erkennen, die Deutschlands Volk und Deutschlands Heer für den Bundesgenossen aufbrachte.

Solange der alte Kaiser lebte, blieb wenigstens der Bundesgedanke als solcher unangetastet; wir hätten gemeinsam durchgehalten oder wären gemeinsam zugrunde gegangen. Kaiser Karl und seinen Leuten blieb es vorbehalten, dem Ausgang des Krieges jeden großen Zug zu nehmen und die Selbsterhaltung über die Bundestreue zu setzen. An die Stelle der einfachsten Bundespflicht trat der eigene Vorteil, an die Stelle des Willens zum Durchhalten und zum Siege das ewige Liebäugeln mit dem Frieden, das die eigene Kraft lähmt und die des Feindes zu immer neuer Anstrengung aufstachelt. Ich sage mit voller Absicht „Liebäugeln", denn bei Kaiser Karl und seinen willensschwachen Ratgebern klaffte zwischen Wunsch und Tat, zwischen innerer Treulosigkeit und offenem Verrat ein Abgrund, den sie, an ihrem eigenen Mute zweifelnd, nicht zu überwinden wagten. Als die Not ringsum ihnen diesen Mut vorübergehend lieh, war der erhoffte Vorteil verpaßt, und es blieb nur noch der Treubruch.

Die deutsche Bevölkerung Österreichs und die deutschen Bestandteile des k. u. k. Heeres haben an allen diesen Dingen keinen Anteil gehabt. Von allen verlassen, harren sie in Not und Elend der endgültigen Entscheidung ihres Schicksals durch die Entente. Gott wolle geben, daß sie durch alle Fährnisse und Klippen hindurch den Weg zu uns finden.

Personenverzeichnis.

Bei Personennamen, die wiederholt erwähnt werden, sind nur die Hauptstellen angegeben.

Fettgedruckte Zahlen bezeichnen eingehendere Stellungnahme zu der betreffenden Persönlichkeit.

A.

Graf Andrassy, k. u. k. Minister des Äußeren 187, 193, 194.
Baron Andrian, k. u. k. Ministerium des Äußeren 125.
Freiherr Arz v. Straußenburg, Generaloberst, Chef des k. u. k. Generalstabes 11, 24, 80, 82, 107 ff., 111, 113, 119, 125, 130, 134, 145, 146, 151, 154, 165 ff., 171, 174, 186, 188, 194 ff.

B.

v. Balvanyi, k. u. k. Genst. Major 105.
Bauer, deutsch-österr. Staatssekretär des Äußeren 185, 196.
Prinz Leopold von Bayern, Oberbefehlshaber Ost 26.
v. Below, Oberbefehlshaber der 14. Armee 127, 129.
Benesch, tschech. Parteiführer 187.
Graf Berchtold, k. u. k. Minister des Äußeren 56.
v. Berg, Chef des Zivilkabinetts 158.
v. Beseler, Generalgouverneur von Warschau 121.
Beyer, k. u. k. Gen. St. Oberst 106.
v. Böhm-Ermolli, Oberbefehlshaber der k. u. k. 2. Armee 8, 15, 17, 18, 67, 69.
Bojadjeff, Oberbefehlshaber der bulg. 1. Armee 36.
Freiherr v. Bolfras, Generaladjutant des Kaisers Franz Joseph 52, 56, 71, 87, 176.
Kronprinz Boris von Bulgarien 182.
Boroevic, Oberbefehlshaber der Isonzofront 7, 8, 15, 17, 18, 165, 167, 169, 172.
Graf Bothmer, Oberbefehlshaber der deutschen Südarmee 15, 44, 67.
Bratianu, rum. Ministerpräsident 30, 74, 75, 82.
Brosch v. Aarenau, k. u. k. Oberst 105.
Buchanan, engl. Gesandter in Petersburg 116.
Fürst Bülow 5.
Graf Burian, k. u. k. Minister des Äußeren 51, 52, 157, 174, 193.
Buzek, k. u. k. Gen. St. Oberst 105.

C.

Graf Cadorna, italienischer Gen. St. Chef 21.
König Carol von Rumänien 75.
Graf Clam Martinitz, österr. Min. Präsident 108 ff.
Clémenceau, franz. Min. Präsident 152 ff., 180.
Graf Conrad v. Hötzendorf, k. u. k. Gen. St. Chef 3, 8, 22 ff., 29, 32 ff., 64 ff., 77, 79, 98 ff., 130, 165 ff., 171.
v. Csicserics, k. u. k. Gen. d. J. 167.
Graf Czernin, k. u. k. Min. des Äußeren 76, 95, 96, 97, 108, 110 ff., 117 ff., 124, 127 ff., 130, 136 ff., 151 ff., 154, 156, 162 ff., 200.

D.

Dankl, k. u. k. Gen. Oberst 55.

E.

Baron Eichhoff, Sektionschef 186.
Enver Pascha, türk. Generalissimus 70.
Erzberger, deutscher Reichstagsabg. 114.

F.

v. Falkenhayn, Chef des Gen. St. des Feldheeres 11 ff., 22 ff., 30 ff., 66 ff., 76 ff., 82 ff.
König Ferdinand von Bulgarien 30, 34, 49, 70, 75, 181, 182, 188.
König Ferdinand von Rumänien 143 ff.
Fleck, deutscher Nachr. Offz. beim k. u. k. A. O. K. 4, 58, 147, 193, 195 ff.
Franchet d'Esperey, Oberbefehlsh. der Orientarmee 181.
Erzherzog Franz Ferdinand 52, 88, 92.
Kaiser Franz Joseph 85 ff.
v. Freytag-Loringhoven, Gen. d. J. 3.
Erzherzog Friedrich, k. u. k. Armee-Obkdt. 31, 53, 58, 69, 70, 99 ff., 167, 176.

G.

v. Gallwitz, Oberbefehlshaber der deutschen 11. Armee 34.
Gantscheff, bulg. Milit. Bevollmächtigter bei der O. H. L. 31 ff., 50.
Garré, Prof. u. berat. Chirurg VIII. A. K. 3.
v. Gerok, Gen. d. J. 28.
Glaise v. Horstenau, k. u. k. Gen.-St. Major 105, 193 ff.
Goiginger, k. u. k. Feldm. Leutnant 167 ff.
v. der Goltz, Feldmarschall 20.

H.

Graf Hadik, ung. Min. Präsident 190.
Hauß, k. u. k. Flottenchef 96, 97.
Haußmann, deutscher Reichstagsabgeordneter 127.
Hentsch, Oberst im Gen. St. d. Feldh. 34.
Graf Hertling, Reichskanzler 174.
Hey, Major beim Oberost 141.
Heye, Oberst im Gen. St. d. Feldh. 15.
v. Hindenburg, Chef d. Gen. St. d. Feldheeres 6, 15, 29, 48, 67, 68, 69, 72, 76, 80, 107, 112, 122, 125, 126, 147, 157, 168, 174, 178, 192 ff.
v. Hintze, deutscher Staatssekretär des Auswärtigen 176, 177, 181.
v. Hoefer, k. u. k. Feldm. Leutnant 4, 46.
v. Hoen, Chef des k. u. k. Kriegspressequartiers 55.
Hofmann, Chef des Gen. St. beim Oberost 136, 141, 142, 144.
Prinz Hohenlohe, öst.-ung. Botschafter in Berlin 156.
Königin von Holland 178.
v. Holtzendorf, Admiral 96.
v. Hranilovic, k. u. k. Gen. St. Oberst 52, 104, 121.
Graf Hunyady, Obersthofmeister 158, 174.
Frhr. v. Hussarek, österr. Min. Präsident 183, 185, 189.

I.

Joffe, Mitglied der russ. Friedensdelegation 136, 143.
Erzherzog Joseph 109, 165, 189, 190.
Erzherzog Joseph Ferdinand 28, 59, 61.
Jostof, bulg. Gen. St. Chef 80.

K.

Graf Kageneck, deutscher Mil. Attaché in Wien 3, 32.
Kameneff, Mitgl. der russ. Friedensdelegation 136.
Kaiser Karl 56, 63, 88 ff., 117 ff., 125, 127 ff., 150, 157, 173, 177 ff., 183, 185, 189, 195, 200.
Graf Karolyi, ung. Parteiführer u. Min. Präsident 149, 188, 190, 197.
Kerenski 113, 116, 119, 120.
v. Kirchbach, Oberbefehlsh. der k. u. k. 7. Armee 62.
v. Koerber, österr. Min. Präsident 53, 108.
v. Koeveß, k. u. k. Feldmarschall 23, 24, 34, 44, 45, 55, 62, 182, 197.
König Konstantin von Griechenland 35.
Koroschec, südslaw. Abgeordneter 185
v. Kosch, Gen. d. Inf. 84.
Krafft v. Dellmensingen, Chef der deutschen 11. Armee 127.
Kramarsch, tschech. Parteiführer 113.
Krauß, k. u. k. Gen. d. Inf. 107.
Krautwald, k. u. k. Gen. d. J. 57.
v. Kühlmann, Staatssekretär 139, 142, 145.
v. Kühne, Gen. d. Kav. 83.
Kundmann, k. u. k. Gen. St. Oberst 104.

L.

Dr. Lammasch, österr. Min. Präs. 193.
v. Landwehr, Chef des gemeinsamen Ernährungsamtes 140, 144, 159 ff.
Lansing 180, 187.
v. Lauer, k. u. k. Gen. St. Major 105.
Lenin 135.
Lequis, Kmdr. der deutschen 12. J. D. 128.
Oberst Linder, ungar. Kriegsmin. 197.
v. Linsingen, Oberbefehlshaber der deutschen Süd- und Bug-Armee 6, 12, 15, 17, 23, 28, 59, 67.
v. Lorx, k. u. k. Gen. St. Oberst 170.
Ludendorff, Gen. d. J. 6, 15, 72, 76, 104, 107, 112, 121, 123, 124, 126, 142, 144, 151, 168, 174, 180, 182, 192.
Lukoff, bulg. Gen. St. Chef 181.
Frhr. v. Lyncker, Chef des Mil. Kabinetts 158.

M.

v. Mackensen, Gen. Feldmarschall 14, 15, 18, 23, 25, 26, 31, 32, 33, 34, 35, 37, 44, 45, 66, 67, 79, 80, 81, 83, 84.
Malinow, bulg. Min. Präsident 181.
Frhr. v. Marschall, Mil. Kabinett 158.
v. Marterer, Chef der Mil. Kanzlei des Kaisers Karl 98, 99, 113, 133, 164.
v. der Marwitz, Gen. d. K. 8.
Masaryk, tschech. Führer 187.
Graf Mensdorff, öst.-ung. Botschafin London 156.
v. Merey, k. u. k. Ministerium des Äußeren 142.
Metzger, k. u. k. Feldm. Leutnant 45, 46, 55, 104, 106, 169.
v. Moltke, Chef des Gen. St. des Feldheeres 2, 102, 103.
v. Müller, Chef des Marinekabinetts 158.

N.

Njegovan, k. u. k. Flottenchef 140.
Nowak, Schriftsteller 48, 55, 171.

P.

v. Paic, k. u. k. Gen. Major 198.
Markgraf Pallavicini, öst.-ung. Botschafter in Konstantinopel 156.
Prinz Sixtus Parma 111, 153 ff., 163.
v. Pflanzer Baltin, Oberbefehlshaber der k. u. k. 7. Armee 7, 12, 17, 18, 61, 62, 75, 182.
Pflug, k. u. k. Gen. St. Oberst 105.
Pilsudski, Führer einer polnischen Legionsbrigade 120.
v. Plessen, Generaladjutant 161.
Poincaré, Präs. der Franz. Republik 111, 153 ff.
Graf Polzer, Chef der Zivilkanzlei 113, 132.
Potiorek, Oberbefehlshaber der Balkanstreitkräfte 32, 33.
Puhallo, Oberbefehlshaber der k. u. k. 1. Armee 23.

R.

Radek, Mitglied der russ. Friedensdelegation 139.
Radoslawow, bulg. Min. Präsident 30, 144, 181.
Randa, k. u. k. Gen. St. Oberst 143.
Reverterra, k. u. k. Ministerium des Äuß. 152.
Ronge, k. u. k. Gen. St. Oberst 105.
v. Rosenberg, Mitglied der deutschen Friedensdelegation 142.
v. Rothkirch, Hauptmann im Gen. St. des Feldheeres 3.

S.

Sarrail, Befehlshaber der Saloniki-Armee 74.
Scheidemann, deutscher Reichstagsabgeordneter 127.
Schekoff, bulg. Oberkommandierender 181.
Graf Schmettow, Gen. Lt. 84.
Schneller, k. u. k. Gen. St. Oberst 55.
Schnieber, Lt. im Regt. 63, 129.
Fürst Schönburg, Oberbefehlshaber der k. u. k. 6. Armee 140, 170, 172, 193.
Schtscherbatscheff, Befehlshaber d. russ.-rum. Front 136.
v. Seeckt, Generalmajor 15, 62, 63, 90.
v. Seidler, österr. Min. Präsident 109, 113, 140, 149, 183, 189.
Seitz, Präsident der deutsch-österr. Nat.-Versammlung 196.
Slameczka, k. u. k. Gen. St. Oberst 104, 106.
Sokolnikoff, Mitglied der russ. Friedensdelegation 142.
v. Spitzmüller 108.

Staniek, tschechischer Abgeordneter 175, 185.
v. Steuben. Hauptmann 4.
v. Stolzmann, Chef des Gen. St. der Südarmee 6.
Graf Stürgkh, österr. Min. Präsident 51.
Stürmer, russ. Min. Präsident 116.
v. Szurmay, ung. Landesvert. Minister 190.

T.

Tantilow, bulg. Mil. Bevollm. beim A. O. K. 181.
Tappen, Generalmajor 48, 103.
Tarnowski, öst.-ung. Gesandter in Sofia 156.
v. Terszty anszky, Oberbefehlshaber der k. u. k. 4. Armee 34, 59.
Graf Tisza, ung. Min. Präsident 30, 34, 51, 109 ff., 156, 157, 183, 187, 190.
Graf Trautmannsdorf, Vertreter des Min. des Äußeren beim A. O. K. 194.
v. Treutler, Gesandter 32.
Trotzki, Führer der russ. Friedensdelegation 135, 138 ff.
Trumbitsch, südslaw. Abgeordn. 187.
Tschitscherin, Mitglied der russ. Friedensdelegation 142.
v. Tülff, Kd. General VIII. A. K. 1.
Tusar, tschech. Abgeordneter 185.

V.

Venizelos, griech. Min. Präsident 35.

W.

Frhr. v. Waldstätten 56, 63, 90, 106, 125, 127, 130, 131, 135, 147, 165 ff., 171, 194.
v. Wallenberg, Rittmeister 4. Händler
Gen. v. Weber, öst.-ung. Unterhändler mit Italien 196.
Graf v. Wedel, deutscher Botschafter in Wien 114, 177, 182.
Wekerle, ung. Min. Präsident 149, 183, 187, 188, 189.
v. Wiesner, Ministerium des Äußeren 146.
v. Willisen, Major im Gen. St. des Feldheeres 127.
Wilson, Präsident d. V. St. 96, 176, 182, 185, 187.
Fürst Windischgrätz, k. u. k. Rittm. 9.
Herzog Albrecht von Württemberg 2.

Z.

Zahradnitschek, tschechischer Abgeordneter 175.
v. Zeynek, k. u. k. Gen. St. Oberst 166.
Kaiserin Zita 92, 132, 146, 148, 150, 168, 173.

Druck von Anton Bertinetti, Berlin N 54

Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68

Ludendorff
Meine Kriegserinnerungen
1914—1918

Etwa 650 Seiten mit vielen Karten und Skizzen
Halbleinenband M 36,—, Halblederband M 66,—

„Es hat einen eigenen Reiz", schreibt die Düsseldorfer Zeitung, „die Kriegserinnerungen Ludendorffs noch einmal durchzublättern, nachdem inzwischen Tirpitz und Stegemann und Stein und Hammann nach Bethmann und Jagow und Pourtales und Helfferich gesprochen haben. So viel Eigenartiges jedes dieser Bücher besitzt, keins zeigt uns bis ins kleinste hinein so fesselnd die Werkstatt des Meisters, in der die Gedanken aus ihren ersten Anfängen zu gigantischer Größe auswachsen, keins entrollt vor uns ein so fest und sprachlich so glänzend gezeichnetes Zeitbild, keins schildert so anschaulich und vornehm alle Führer des Krieges und des Staates wie das auch an äußerem Umfang alle überragende Werk des Generals . . ." Wer an Deutschlands Auferstehung glaubt und wer sie erarbeiten will, der wird durch Ludendorffs Buch immer wieder angeregt, erfrischt und angespornt werden.

Die Oberste Heeresleitung
in ihren wichtigsten Entschließungen
1914—1916

Von **Erich von Falkenhayn**
General der Infanterie

Mit 11 Karten und Skizzen.
In Halbleinenband M 25,—, in Halblederband M. 40,—,
Luxusausgabe mit eigenhänd. unterschriebenem Bildnis des Verfassers (300 numer. Exempl.) in Ganzleder M 130,—.

Dieses Buch bildet ein Seitenstück und eine Ergänzung zu Ludendorffs „Kriegserinnerungen 1914—18". Bis zum 29. August 1916 hat General v. Falkenhayn allein die Verantwortung für die deutsche Kriegsleitung zu tragen gehabt. Daher besitzt dieses von ihm selbst verfaßte überaus fesselnde Buch über die beiden ersten Kriegsjahre höchste Bedeutung, sowohl als kriegsgeschichtliche Quelle wie als persönliche Lebenserinnerungen.

Meiner Truppen Heldenkämpfe

Aufzeichnungen von **Curt von Morgen**, Generalleutnant,
im Felde Kommandeur der 3. Ref.-Div., d. I. u. XIV. Ref.-Korps

Preis M 7,50, gebunden M 10,50

Über 300 Siege konnte der Verfasser mit seinen braven Truppen erfechten und eine Viertelmillion Feinde zu Gefangenen machen. Neben einer packenden Schilderung der Kriegserlebnisse enthält das Buch auch bemerkenswerte kritische Äußerungen über die politische und militärische Leitung. Es kann allen Deutschen als anregende, hoffnungerweckende Lektüre empfohlen werden, dem Offizier als eine Quelle der Belehrung, jedem Mitkämpfer als stolze Erinnerung.

Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW 68

Lebenserinnerungen
des Generalleutnants Karl von Wedel

Herausgegeben von **Curt Troeger**

1. Teil: **1783—1810** M 6,—, gebunden M 8,— ‖ 2. Teil: **1810—1858** M 7,—, gebunden M 9,—

Diese Lebenserinnerungen bilden einen wertvollen Baustein zur Geschichte Preußens während der Franzosenherrschaft und der Befreiungskriege. Sie waren eigentlich nur für die Familie bestimmt und geben daher ein sehr ursprüngliches Bild jener Zeit. Wir erhalten eine packende, dramatisch belebte Schilderung des Feldzuges von 1806/07, des Schillschen Zuges, von Wedels Aufenthalt in Paris, der Erhebung 1813 und der Befreiungskämpfe. An den Schlachten von Großgörschen, Bautzen, Hanau und Leipzig nahm Wedel persönlich teil.

Denkwürdigkeiten
des Generals Frhrn. Hiller von Gaertringen

des Helden von Plancenoit—Belle-Alliance

Herausgegeben von **W. von Unger**, Generalleutnant z. D.

Mit einem Bildnis und 17 Skizzen im Text

M 12,—, geschmackvoll gebunden M 15,—

Es ist ein reichbewegtes Soldatenleben, das vor unseren Augen entrollt wird und das durch die Schlichtheit der Darstellung doppelt wirkt. Die Blätter liefern fesselnde Bilder und werfen helle Streiflichter auf die großen Männer der Zeit. Die Schilderung der Stürme auf Möckern, der Schlacht von Paris und des Ringens um Plancenoit steigert sich zu dramatischer Höhe. **Deutsches Offizierblatt.**

Prinz Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen

Aus meinem Leben / Aufzeichnungen 1848—71

Jubiläums-Ausgabe in einem Bande.

Herausgegeben von Oberstleutnant **W. von Bremen**

3. Auflage / Mit 3 Bildn., 3 Steindruckkarten u. 3 Textskizzen. / Geb. M 21,—

Es war ein glücklicher Gedanke des Herausgebers und des Verlags, eine gekürzte Ausgabe der hochbedeutenden Hohenloheschen Erinnerungen zu veröffentlichen. Trotz aller Kürzungen aber bleibt sicher dieses Werk für immer eine Fundstätte für alle die, die nachforschen wollen über die preußisch-deutsche Geschichte des vorigen Jahrhunderts. Eines der interessantesten Bücher der Memorienliteratur überhaupt. **Danzers Armee-Zeitung, Wien.**

Anton von Werner

Erlebnisse und Eindrücke 1870—1890

Über 600 Seiten in groß-8° auf mattem Kunstdruckpapier mit 342 Abbild. In künstlerischem Ganzleinenband M 36,75

Das Buch hat jenen besten Stil, den persönlichen; genau, scharf und deutlich, wie Anton von Werner die Gestalten seiner Bilder entwirft beschreibt er die bemerkenswerten Eindrücke seines Lebens. Auch uns sind sie bemerkenswert. Wer, wie er, mit dem großen Kaiser, dem Kronprinzen, mit Bismarck und Moltke im näheren Verkehr stehen durfte; wer, wie er, in so vielen dramatischen Augenblicken unserer Geschichte, bei der Proklamierung des Deutschen Reiches und dem Berliner Kongreß, am Sterbelager der zwei ersten Kaiser zugegen war, kann uns Wertvolles erzählen. Für alle diese lebensvollen und zuverlässigen Berichte jener großen Zeit werden wir, und die nach uns kommen, Anton von Werner dankbar sein. **Deutsche Rundschau.**

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

D
539
C6
1922

Cramon, August Friedrich Wilhelm Karl Erdmann von, 1861
Unser österreichisch-ungarischer Bundesgenosse im Weltkriege